

**WOLFGANG  
HOHLBEIN  
DUNKEL  
ROMAN LÜBBE**

Copyright C 1999

Gustav Lübbe Verlag GmbH, Bergisch Gladbach

Schutzhumschlag- und Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln

unter Verwendung eines Fotos von Peter Miller, Image Bank

Satz: Kremerdruck GmbH, Lindlar

Gesetzt aus der i i Punkt Goudy Oldstyle von Linotype

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

Alle Rechte, auch die der fotomechanischen Wiedergabe,  
vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 3-7857- 0931- 5

Sie finden die Verlagsgruppe Lübbe im Internet unter  
<http://www.luebbe.de>

4 5 3 1

## Bei der Szene in der Lesley

Nielsen - in Gestalt einer Fledermaus, aber mit seinem eigenen zerkratschten Gesicht - gegen die geschlossene Fensterscheibe flog und quietschend daran hinabrutschte, hätte Jan sich um ein Haar in die Hose gepinkelt. Allerdings nicht vor Lachen.

Jan fand »Tot aber glücklich« nur mäßig komisch; wenn überhaupt. Er hatte zwei-, oder dreimal geschmunzelt und ein paarmal das Gesicht verzogen; hauptsächlich, um Katrin einen Gefallen zu tun, die neben ihm saß und ihm ab und zu einen prüfenden Blick zuwarf. Wahrscheinlich glaubte sie, daß er es in der Dunkelheit des Kinos nicht merkte. Jan wollte gewiß kein Spielverderber sein. Wäre er es, dann wären sie jetzt gar nicht hier, denn er war letztendlich nur in diesen blöden Film mitgegangen, um Katrin einen Gefallen zu tun. Er hielt sich eigentlich für einen ziemlich fröhlichen Menschen, der gerne lachte und einen manchmal schon rabenschwarzen Sinn für Humor an den Tag legte.

Das Problem war nicht er. Das Problem war der Film. Er war einfach nicht komisch. Die Gags waren entweder unbeholfen oder geklaut, und in den wenigen halbwegs gelungenen Szenen beschränkte sich der Humor entweder auf reinen Slapstick oder Nielsens Gesichtsakrobatik.

Außerdem, sagte Jan sich, hätte er dieses verdammte Bier nicht trinken sollen.

Er war an diesem Morgen ungewöhnlich früh aufgestanden - vor zehn, eine Zeit, zu der er Störungen normalerweise als vorsätzliche Körperverletzung betrachtete -, und er hatte es keineswegs freiwillig getan, sondern war von einer leisen Übelkeit geweckt worden, die grundlos kam und sich hartnäckig den ganzen Tag über gehalten hatte. Strenggenommen war es nicht einmal Übelkeit gewesen, sondern einfach eine Art ...

Unwohlsein. Fast eine Stunde lang hatte er sogar ernsthaft daran gedacht, Katrin anzurufen und den geplanten Kinoabend abzusagen. Er war einfach nicht gut drauf, und er konnte sich nicht vorstellen, daß ein Abend mit Katrins infantilen Freunden und eine Eintrittskarte für einen Film, der ihn nicht interessierte, in irgendeiner Form dazu angetan waren, seine Stimmung nennenswert zu heben.

Aber Katrin freute sich seit einer Woche auf den Film.

Wenn er so kurzfristig absagte, dann würde *sie* nicht gut drauf sein, und das wiederum würde spätestens nach zwei oder drei Tagen dazu führen, daß er noch schlechter drauf war. Katrin hatte eine ziemlich direkte Art, ihren jeweiligen Launen Ausdruck zu verleihen. Und sie war der mit Abstand nachtragendste Mensch, den er kannte.

Trotzdem - es lag wohl an diesem verdammten Bier. Er hätte es verdammt noch mal nicht trinken sollen. Dabei *mochte* er Kölsch nicht einmal.

Jan lauschte noch einen Moment in sich hinein, kam zu dem Schluß, daß er es sowieso allerhöchstens noch zehn Minuten aushalten würde, und beugte sich nach rechts, um Dieter, der neben Katrin saß (und im Moment weit weniger mit dem Film als vielmehr mit irgend etwas beschäftigt war, was er unter Jennys Bluse verloren zu haben schien), auf die Schulter zu tippen.

»Was -?« Dieter wirkte für eine Sekunde regelrecht erschrocken, dann wütend.

»Ich brauche eine Karte«, sagte Jan. »Nur, damit ich wieder reinkomme.«

»Schon wieder?« Dieter zog die linke Hand unter Jennifers Bluse hervor (Hieß sie überhaupt Jennifer? Katrins Bruder wechselte seine Freundinnen in letzter Zeit so häufig, daß Jan sich kaum noch die Mühe machte, sich ihre Namen zu merken), begann dann in seiner eigenen Jacke zu wühlen und förderte eine zerknitterte Eintrittskarte zutage, die er ihm mit einem schadenfrohen Grinsen reichte.

»Ist das überhaupt nötig?« fragte Dieter. »Ich meine: Eigentlich müßten sie dich doch alle schon längst kennen, oder?«

»Sehr komisch«, antwortete Jan. »Wirklich.«

»He!« Katrin versetzt ihm einen Rippenstoß, der ein bißchen zu heftig ausfiel, als daß Jan ihn noch als freundschaftlich empfand. »Ich möchte etwas von dem Film verstehen.«

»Er kann nichts dafür«, sagte Dieter grinsend. »Du weißt doch - dein Freund hat eine schwache Blase. «

»Haben das nicht sonst immer nur kleine Mädchen?« fügte Jennifer (oder wie immer sie hieß) feixend hinzu.

Jan zog es vor, auf die alberne Diskussion nicht einzugehen. Er konnte dabei nur verlieren. Er schob die Karte achtlos in die linke Brusttasche, stemmte sich ungeschickt aus dem Kinosessel hoch und versuchte, sich irgendwie ans Ende der Sitzreihe vorzutasten, ohne dabei auf zu viele Füße zu treten. Er hatte ein paar Probleme mit dem Gleichgewichtssinn; mehr, als er hätte haben dürfen, nach nur einem Bier. Jan war alles andere als trinkfest, aber normalerweise vertrug er doch deutlich mehr als ein einziges, jämmerliches Kölsch.

Heute offenbar nicht. Als er ungeschickt, wie gegen einen imaginären Sturmwind ankämpfend, das Ende der Reihe erreichte, wurde ihm für einen Moment schwindelig; er taumelte, machte einen hastigen Schritt, um sein Wanken zu kaschieren, und hoffte, daß die Dunkelheit seine Ungeschicklichkeit hinlänglich genug verborgen hatte.

Sie hatte nicht. Als er sich endlich wieder weit genug in der Gewalt hatte, um sich aufzurichten und herumzudrehen, be-

gegnete er dem Blick einer jungen Frau, die ganz am Rand saß. Etwas jünger als er, hübsch, soweit er das bei dem schlechten Licht beurteilen konnte. Sie sah direkt zu ihm hoch und hatte die Stirn in vielsagende Falten gelegt. Sie sah nicht besorgt aus, sondern eher mißbilligend. Wahrscheinlich roch sie seine Bierfahne und dachte sich den entsprechenden Rest dazu. Das war das Problem mit Bier, dachte er. Ob man nun ein Glas trank oder zwölf - man stank sofort wie einTrinker.

Jedenfalls behauptete Katrin das.

Jan senkte hastig den Blick, führte seine begonnene Drehung zu Ende und ging mit unsicheren Schritten die Stufen hinauf, welche er trotz der winzigen Lämpchen, die darin eingelassen waren, nur mit Mühe erkannte. Ein ganz leises, aber unangenehmes Schwindelgefühl machte sich hinter seiner Stirn bemerkbar. Er schloß die Augen, machte zwei Schritte in vollkommener Dunkelheit und wäre um ein Haar gestürzt, weil da, wo er eine weitere Stufe erwartete, keine mehr war; ein Gefühl, das nicht weniger unangenehm war als das, eine Stufe zu übersehen.

Als er den Kinosaal verließ und in das grell erleuchtete Foyer hinaustrat, wurde das Schwindelgefühl so stark, daß er sich an der Türklinke festhalten mußte und zwei oder drei Sekunden brauchte, um überhaupt weitergehen zu können. Was war nur mit ihm los? Jan war sich mittlerweile nicht mehr sicher, daß es an diesem einen Bier lag; auch wenn er seit gestern nachmittag nichts mehr gegessen hatte. Vermutlich saß ihm irgend etwas in den Knochen, eine Grippe oder einfach eine Erkältung, die auf diese Weise bei ihm anklopfte, ehe sie sich morgen oder spätestens übermorgen mit Fieber, Husten und Schüttelfrost bei ihm meldete. Eine höchst simple Erklärung. Eine *realistische* Erklärung. Er war zweiunddreißig und damit noch Lichtjahre davon entfernt, alt zu sein. Aber er war schon nicht mehr jung genug, seinem Körper alles zuzumuten und danach erwarten zu können, ungestraft davonzukommen. Er hatte in den vergangenen vier Wochen zu viel gearbeitet, zu

wenig geschlafen und dieses Ungleichgewicht, so gut es ging, mit einem Übermaß an Zigaretten und Adrenalin kompensiert. Er wäre ja auch niemals auf die Idee gekommen, seinen Wagen fünfhundert Kilometer weit im roten Drehzahlbereich über die Autobahn zu jagen - was also brachte ihn dazu, dasselbe ungestraft mit seinem Körper tun zu wollen?

Trotz dieser Übung empfand Jan für einen Moment Zorn auf die Unzulänglichkeit seines eigenen Körpers, der ihn auf diese Weise im Stich ließ.

Er atmete tief ein, verfolgte ganz bewußt das Heben und Senken seiner Brust. Der Sauerstoff, der seine Lungen füllte, vertrieb die Übelkeit wenigstens zum Teil. (Vielleicht auch nicht. Wahrscheinlich hatte er nur den Eindruck, weil er *erwartete*, es zu spüren, aber welche Rolle spielte das schon? Das Ergebnis zählte.)

Endlich ließ er den Türgriff los; als er den ersten Schritt machte, schwankte er nicht mehr. Er ging unsicher, torkelte aber wenigstens nicht mehr wie ein besoffener Penner, und irgendwie gelang es ihm sogar, einen großen Schritt über die rote Samtkordel zu machen, die den Eingangsbereich des Kinos abspernte. Die frische Luft half wirklich. Während er - nicht ganz gerade, aber aufrecht genug, um nicht aufzufallen - die Metalltreppe zu den Toiletten ansteuerte, legte sich das Schwindelgefühl ein wenig. Jedenfalls soweit, um nur noch lästig zu sein, nicht mehr quälend. Er erreichte die Treppe, griff nach dem verchromten Geländer und schwang sich mit einer etwas übertriebenen Bewegung herum (wobei er insgeheim betete, nicht das Gleichgewicht zu verlieren und auf der Nase zu landen). Sein Blick schweifte über die große, jetzt sonderbar leer wirkende Halle. In dem tiefer liegenden Bereich vor den Kassen hielt sich eine Handvoll Menschen auf, die herumstanden und redeten. Drei, vier Paare saßen an den Tischen des Bistros und warteten auf die nächste Vorstellung, die erst in gut anderthalb Stunden begann. Ein paar Angestellte in schwarzen T-Shirts

und Hosen lümmelten an der Popcorntheke herum, unterhielten sich oder dösten einfach dem nächsten Besucheransturm entgegen.

Das Kino kam ihm ... *fremd* vor. Etwas Sonderbares, Unwirkliches schien in der Luft zu hängen, wie vor einem heraufziehenden Unwetter. Jan war irritiert.

Es war ja nicht so, daß er das erste Mal hier wäre; ganz im Gegenteil. Er war schon früher oft und gerne ins Kino gegangen, aber seit er Katrin und ihre Clique kennengelernt hatte, war das »Cinedom« fast so etwas wie seine zweite Heimat geworden. Dieter hatte nicht ganz so falsch gelegen, als er ihn damit aufgezo-gen hatte, daß die Platzanweiser ihn und seine Marotte, in jeder Vorstellung wenigstens einmal aufs Klo zu stürmen, eigentlich schon kennen mußten. Wahrscheinlich kannte man ihn wirklich. Es verging kaum eine Woche, in der sie nicht mindestens einmal hier waren.

Aber er hatte das riesige Kino noch nie so wie jetzt gesehen. Er konnte nicht genau sagen, wo der Unterschied lag, aber dieser war so deutlich zu spüren, daß Jan oben auf dem Treppenabsatz noch einmal stehenblieb und ans Geländer herantrat, um in die Halle hinabzublicken.

Vielleicht lag es einfach daran, daß er das Kino selten so leer wie jetzt sah. Vor einer halben Stunde hatte er dort unten in einer Mensentraube gestanden, deren Zahl fast vierstellig gewesen sein mußte; und es war nur eine von *vier* Schlangen gewesen, die an den vier Sälen hier unten anstanden. Jetzt wirkte der Raum, für zwei- oder dreitausend Menschen konzipiert, irgendwie ... *falsch*. So gespenstisch wie der verwaiste Parkplatz eines großen - Einkaufszentrums in einer eisigen Schneenacht im Winter. Wenn man einen Ort seines Zweckes beraubte, dann verlor er zugleich auch etwas von seiner Realität - und wurde manchmal zu etwas anderem.

Jan spürte plötzlich, wie eisig das verchromte Geländer war, und zog hastig die Hand zurück. Sie war kalt. Das polierte Metall schien alle Körperwärme aus seiner Handfläche gesogen zu



haben. Er hob den Arm, massierte gedankenverloren das Handgelenk und spürte einen dünnen, stechenden Schmerz, der sich von der Handwurzel bis hinauf in die Schulter zog. Vielleicht hätte er sich doch nicht ganz so schwungvoll bewegen sollen. Nach einem letzten Blick auf den verwaisten Eingangsbereich des Kinos drehte er sich herum und betrat die Toilette.

Als er das Pissoir benutzt, meldete sich das Schwindelgefühl mit solcher Plötzlichkeit zurück, daß er nach vorne sank und im allerletzten Moment noch den Arm ausstrecken konnte, um sich an der gekachelten Wand festzuhalten. Es gelang ihm, ein größeres Unglück zu vermeiden - er konnte sich Dieters Kommentar lebhaft vorstellen, wenn er zurückkäme und einen nassen Fleck in seiner weißen Jeans hätte -, aber er stand fast eine Minute lang reglos da, starrte die Dunkelheit hinter seinen geschlossenen Lidern an und wartete, daß der Schwindel aufhörte. Das geschah auch, aber langsam, quälend. Und zum Ausgleich wurde ihm wieder ein wenig übel.

Jan zog den Reißverschluß hoch, lehnte sich ein paar Sekunden lang mit der Schulter gegen die Wand und zwang sich dann, sich mit einem Ruck herumzudrehen und aufrecht in den vorderen Teil der Toilette zurückzukehren. Diesmal war er *wirklich* erleichtert, allein zu sein.

Er taumelte zu den Waschbecken, stützte sich schwer mit beiden Händen auf und blieb ein paar Sekunden mit geschlossenen Augen stehen. In seinem Kopf drehte es sich noch immer; nicht mehr so schlimm wie gerade, aber schlimm genug. Bitterer Speichel sammelte sich unter seiner Zunge. Er wollte ihn hinunterschlucken, besann sich im letzten Moment darauf, daß er sich dann bestimmt in ein paar Sekunden übergeben müßte, und spuckte ins Waschbecken. Der Anblick war widerlich. Er drehte den Hahn auf, hielt beide Handgelenke unter den eisigen Strahl und schöpfte sich Wasser ins Gesicht. Als er den Kopf wieder hob, erschrak er. Was ihm aus dem Spiegel entgegenblickte, das war nicht

sein Gesicht, sondern ein hohlwangiges, bleiches Gespenst mit dunklen Ringen unter den Augen und rissigen Lippen, die aussahen, als hätte er eine Woche Fieber hinter sich.

Jan starrte sein seitenverkehrtes Gegenüber einige Sekunden lang mit einer Mischung aus Überraschung und Schrecken an, dann schüttelte er den Kopf, schöpfte sich zwei weitere Hände voll Wasser ins Gesicht und trank abschließend einen Schluck davon.

Genauer gesagt: Er wollte es.

Das Wasser schmeckte so widerwärtig, als hätte jemand die Anschlüsse mit denen des Pissoirs vertauscht. Jan spuckte es angewidert aus, fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund und verzog angeekelt das Gesicht. Was, um alles in der Welt, war mit diesem verfluchten Wasser los?

Er sammelte Speichel unter seiner Zunge und spuckte solange aus, bis sich sein Mund so trocken und pelzig anfühlte, als hätte er seit einer Woche nichts mehr getrunken. Aber er wurde den gräßlichen Geschmack einfach nicht los.

Heute war wirklich nicht sein Tag.

Die Tür ging auf, und ein dunkelhaariger Mann in schäbiger Kleidung und ein flackernder, rauchiger Schatten betraten die Toilette.

Jan blinzelte. Der Schatten verschwand, aber der Kerl blieb so schäbig, wie er im ersten Moment ausgesehen hatte. Seine Kleider sahen aus, als hätte er sie vor zwei oder drei Jahren aus einem weißen Plastiksack mit einem aufgedruckten roten Kreuz gefischt, und sein Dreitagebart war keine modische Verirrung, sondern einfach nur ungepflegt. Jan widerstand der Versuchung, sich zu dem Mann herumzudrehen, verfolgte ihn aber verstohlen im Spiegel. Er schwankte deutlich hin und her, und seine Augen hatten einen ungesunden, trüben Glanz. Als er dicht hinter Jan vorbeiging und eine der Kabinen ansteuerte, wehte der Hauch einer Alkoholfahne herüber. Einen Moment lang fragte Jan sich, ob er vorhin beim Verlassen des Ki nos den gleichen Anblick geboten hatte. Die Antwort war

kein eindeutiges Ja, aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, auch kein überzeugendes Nein.

Er mußte noch einmal an den seltsamen Schatten denken, den er gesehen hatte, als der Betrunkene das Klo betrat. Nein, nicht *gesehen hatte*. Gesehen zu haben *glaubte*. Dieser Unterschied war wichtig. Er war nicht auf dem Damm, und anscheinend spielten ihm nicht nur sein Magen, sondern auch seine Augen den einen oder anderen geschmacklosen Streich. Aber er würde den Teufel tun und sich selbst einreden, daß er schon zu halluzinieren begann. Trotzdem - etwas an diesem Schatten war ... *unheimlich* gewesen, oder - um bei Jans Lesart zu bleiben - *interessant*. Er hatte gar nicht richtig ausgesehen wie der Schatten eines Mannes, sondern eben *anders*. Jan speicherte den Eindruck - und auch die Worte - im Gedächtnis, so gut er konnte, und beschloß, sich später noch einmal in Ruhe damit zu befassen. Vielleicht konnte er es irgendwie gebrauchen. Möglicherweise in ein Bild einbauen; auch wenn er nicht die geringste Ahnung hatte, wie.

Er wartete, bis der Mann in der Kabine verschwunden war, dann drehte er sich rasch um und verließ die Toilette so schnell, als laufe er vor irgend etwas davon. Ohne innezuhalten, stürmte er die Treppe hinab.

Abrupt blieb er stehen, schloß für eine Sekunde die Augen und atmete zweimal hintereinander bewußt tief und langsam ein und aus. Er fühlte sich jetzt besser, aber ihm war immer noch ein wenig mulmig zumute. Den widerlichen Geschmack im Mund wurde er einfach nicht los.

Jan sah auf die Uhr. Er war jetzt seit gut fünf Minuten hier draußen. Wie er Katrin kannte, würde sie jetzt zum erstenmal in die Richtung blicken, in der er verschwunden war, und sich fragen, wo er nur blieb. Aber so konnte er nicht zurück. Sein Magen hatte sich ein wenig beruhigt, aber die Übelkeit war noch da. Sie sammelte nur Kraft für einen weiteren Angriff. Er mußte irgend etwas essen. Und vor allem etwas trinken, um den üblen Geschmack loszuwerden.

Statt in den Kinosaal zurückzugehen, wandte er sich nach rechts und steuerte mit übertriebenem Elan die Popcorntheke an. Unterwegs wühlte er in seiner Hosentasche, fand eine Handvoll Kleingeld und überschlug rasch im Kopf, daß es gerade für eine Cola und eine Packung Chips reichen würde - die Preise hier im »Cinedom« orientierten sich durchaus an dem großzügigen Ambiente, das der aus Beton, Stahl und Glas errichtete Vergnügungspalast bot. Egal. Er brauchte kein Festmahl, sondern nur etwas, um seinen Magen zu beruhigen. Großer Gott, noch sechzig Minuten! Wenn er diesen bescheuerten Film noch eine geschlagene Stunde ertragen mußte, war er entweder vor Langeweile gestorben oder derartig verblödet, daß die *körperliche* Schwäche seine geringste Sorge darstellte ...

Jan erstand eine Papprolle mit gesalzenen Kartoffelchips, eine kleine Cola, bezahlte beides und gab dem jungen Mädchen hinter der Theke großzügig die paar Groschen, die ihm von seiner Barschaft noch blieben, als Trinkgeld. Seine Finger zitterten leicht, als er die Rolle öffnete und drei oder vier der dünn gepreßten Chips auf einmal in den Mund schob. Sie schmeckten ungefähr so wie das Wasser, das er gerade getrunken hatte, aber Jan würgte sie tapfer herunter, spülte mit einem Schluck Cola nach, der noch übler schmeckte, und machte sich wieder auf den Weg zum Kino.

Er konnte die Blicke der vier jungen Männer, die hinter ihm an der Glastheke lehnten und ihre Gespräche jäh unterbrochen hatten, als er eintraf, fast körperlich zwischen den Schulterblättern spüren. Niemand sprach ihn an, als er über das Tau stieg und sich der geschlossenen Tür näherte. Sie hatten ihn zweifellos bemerkt, als er vor fünf Minuten herausgekommen war. Vielleicht, weil sie einfach Routine darin hatten.

Aber vielleicht auch, weil er genauso auffällig gewesen war wie der besoffene Typ, der ihm gerade oben in der Toilette begegnet war.

Er angelte eine zweite Ladung Chips aus der Dose, schob sie

in den Mund und wollte die Hand nach dem Türgriff ausstrecken, da explodierte die Übelkeit mit solcher Wucht in seinem Magen, daß er sich nicht mehr halten konnte. Er sank hilflos gegen die Wand neben der Tür, ließ sein Getränk und die Chips fallen und kämpfte sekundenlang mit zusammengepreßten Lippen und Augenlidern darum, sich nicht hier an Ort und Stelle übergeben zu müssen. Alles drehte sich um und auch in ihm, und er mußte sich den linken Arm wohl heftiger gezerzt haben, als ihm bisher bewußt gewesen war, denn auch der Schmerz in seiner Hand und im Bizeps meldete sich nun zurück.

»Ist Ihnen nicht gut?«

Das erste, was Jan zu diesen Worten einfiel war, daß es sich wohl um die dämlichste Frage des Jahres handeln mußte: Einen Mann, der zitternd und bleich an der Wand lehnte und gerade sein zweites Abendessen fallengelassen hatte, zu fragen, ob ihm nicht gut sei, zeugte schon von größerer Hirnrissigkeit. Erst dann ging ihm ganz allmählich auf, daß *er* dieser Mann war und daß die Frage somit *ihm* galt. Mühsam öffnete er die Augen, blinzelte einen Moment verständnislos in ein schmales, von streichholzkurz geschnittenem hellblondem Haar eingerahmtes Gesicht und erkannte mit einer Zeitverzögerung von einer guten halben Sekunde das dazugehörige schwarze T-Shirt mit dem roten Aufdruck »Cinedom«. Die Kavallerie war da. Er wollte den Kopf schütteln - ganz einfach, weil er zu den Menschen gehörte, die auf diese Frage *immer* mit einer Verneinung antworteten, selbst wenn sie gerade ihren Kopf unter dem linken Arm trugen -, aber dann wurde ihm bewußt, wie albern das angesichts seines momentanen Zustandes wäre. Also zuckte er unbeholfen mit den Schultern, versuchte seine Lippen zu einem Lächeln zu zwingen und nuschelte:

»Mir ist nicht ... besonders gut. Aber jetzt geht es schon wieder.«

Mit der letzten Behauptung machte er sich vermutlich vollends lächerlich, jedenfalls wenn er den Gesichtsausdruck des

Jungen vor sich richtig deutete. Der sagte zwar nichts, runzelte aber vielsagend die Stirn und senkte seinen Blick für einen Moment auf das Gemisch aus zerkrümelten Kartoffelchips und klebriger Cola, das sich vor und zwischen Jans Füßen ausgebreitet hatte. Jan vermutete allerdings, daß ihn im Moment weniger die Sorge um ihn beherrschte als vielmehr die Frage, wer die Sauerei wegwischen mußte. Er konnte sich nicht erinnern, jemals auch nur eine Putzfrau hier im Kino gesehen zu haben.

»Ich ... mach' das gleich weg«, murmelte er. »Tut mir leid.«

»Das ist wirklich nicht nötig.« Der junge Mann schüttelte den Kopf und trat einen halben Schritt zurück, um Jan noch einmal von Kopf bis Fuß zu mustern. Als er ihn wieder direkt ansah, glaubte Jan tatsächlich so etwas wie echte Sorge in seinem Blick zu erkennen.

»Ist mit Ihnen auch wirklich alles in Ordnung?« fragte er. Platz zwei in der Hitliste der dämlichsten Fragen der Woche, dachte Jan müde. Na gut - auf Platz eins hatte er immerhin mit der bescheuertsten *Antwort* des Jahres gekontert. Vielleicht war es besser, er blieb bei der Wahrheit, ehe der Bursche anfang, die Top 100 herunterzuspulen.

»Ich schätze, ich habe mir den Magen verdorben«, sagte er achselzuckend. »Vielleicht ist mir auch dieser blöde Film auf die Innereien geschlagen ... ich sollte besser nicht wieder hin eingehen.« Er atmete tief ein, schluckte ein paarmal, um die bittere Galle loszuwerden, die sich schon wieder unter seiner Zunge zu sammeln begann, und angelte mit zitternden Fingern die Eintrittskarte aus seiner Hemdtasche.

»Vielleicht tun Sie mir einen Gefallen und sagen meiner Freundin Bescheid«, sagte er. »Sie sitzt auf Platz ... « Er sah auf das Billett und hatte im ersten Moment Schwierigkeiten, die winzigen Buchstaben und Zahlen zu entziffern. Seit dem letzten Mal, als er hiergewesen war, mußten sie die Schriftgröße geändert haben.

Der Platzanweiser nahm ihm die Karte aus der Hand und

warf einen flüchtigen Blick darauf, während seiner Linke bereits in die Hosentasche glitt und eine Taschenlampe zutage förderte. » 16G«, sagte er.

»So ungefähr«, murmelte Jan. »Rechts neben dem freien Platz. Sagen Sie ihr einfach, daß ich ... hier im Bistro warte und nicht wieder hereinkomme. Sie soll sich keine Sorgen machen und den Film genießen.« Diesen Film? Lachhaft!

Natürlich würde sie das nicht tun, sondern sofort herausgestürmt kommen, Panik verbreiten und verlangen, daß neben den Johannitern und dem Roten Kreuz auch noch die Feuerwehr, der Katastrophenschutz und eine Sondereinheit der GSG 9 gerufen wurde. Katrin gehörte zu den Menschen, die nur dann wirklich glücklich waren, wenn sie Katastrophenstimmung und eine Vorahnung des Weltuntergangs verbreiten konnten.

Der Junge klemmte sich nun die Karte zwischen kleinen und Ringfinger der linken Hand - eine Haltung, die ziemlich komisch aussah, aber wohl irgendeinen Sinn haben mußte -, schaltete seine Taschenlampe ein und war vermutlich froh, daß der so sichtbar angeschlagene Gast vor ihm nicht darauf bestand, in die Vorstellung zurückzukehren und womöglich die Sitze vollzukotzen.

»Ich sage Ihrer Verlobten Bescheid«, sagte er.

*Lebensabschnittsgefährtin*, dachte Jan belustigt. Das war der Ausdruck, den Katrin benutzte. Normalerweise ärgerte er sich maßlos darüber. Das Wort hatte etwas Verächtliches, das er gar nicht richtig greifen konnte, das ihn aber rasend machte. Jetzt fand er es komisch. Er fand überhaupt plötzlich vieles komisch. Je miserabler er sich fühlte, desto mehr Distanz schien er zu allem zu bekommen.

»Das ... wäre nett«, murmelte er. Verdammt, er hatte schon Mühe, deutlich zu sprechen!

»Setzen Sie sich irgendwo hin. Falls Sie ärztliche Hilfe brauchen, wenden Sie sich an einen meiner Kollegen ... « Er setzte zum zweitenmal dazu an, die Hand nach der Türklinke

auszustrecken, und zögerte erneut. »Sie schaffen es auch wirklich allein?«

»Überhaupt kein Problem«, versicherte Jan. »Aber ich denke ich ... gehe erst noch einmal dort hinauf.«

Er drehte sich mühsam zurTreppe herum und ging los. Die Absperrung war ein Problem. Irgendwie meisterte er es, war aber heilfroh, daß sie nicht zwei Zentimeter höher war. Er drehte sich nicht herum, konnte aber hören, daß der Junge die Tür erst öffnete, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß er auch wirklich aus eigener Kraft aufstehen konnte, und er sah aus den Augenwinkeln, daß auch die anderen Gestalten in Schwarz höchst konzentriert in seine Richtung blickten. Die *Stille Post* funktionierte hier offensichtlich ganz ausgezeichnet. Er schleppte sich zum zweitenmal innerhalb von fünf Minuten dieTreppe hinauf, und diesmal spürte er selbst, wie deutlich er schwankte. Trotzdem verzichtete er darauf, sich am Geländer festzuhalten. Seine Hand prickelte noch immer. Sie mußten dieses Chromgeländer an ein Kühlaggregat angeschlossen haben.

Er sollte nicht in diesen Raum gehen.

Der Gedanke entstand so deutlich und klar hinter seiner Stirn, als hätte ihn jemand in seiner unmittelbaren Nähe ausgesprochen.

Jan blieb instinktiv stehen und unterdrückte im letzten Moment den Impuls, sich nach rechts und links umzublicken.

Er war allein. Niemand hatte irgend etwas in seiner Nähe gesagt, nicht einmal weiter entfernt. Und es gab nicht den geringsten Grund für diese Überzeugung.

Aber genau das war es. Er *wußte* plötzlich, daß er nicht dort hineingehen durfte. Etwas Furchtbares würde geschehen, wenn er es tat.

Leider hatte er keine Wahl. Ihm war mittlerweile entsetzlich übel. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn und seine Wangen, seine Knie fühlten sich zusehends wie Wackelpudding an.

Er konnte spüren, wie es in seinen Gedärmen rumorte, und seine linke Hand war jetzt so kalt, daß sie weh tat.



Er sollte nicht in diesen Raum gehen. Er *durfte* es nicht. Etwas Schlimmes wartete auf der anderen Seite der Tür. Aber Jan gestand sich auch endlich ein, daß er sich innerhalb der nächsten Sekunden übergeben würde, und allein die Vorstellung der damit verbundenen Peinlichkeit reichte aus, ihn alle anderen Bedenken vergessen zu lassen. Selbst wenn er gewußt hätte, daß Darth Vader mit gezücktem Lichtschwert auf der anderen Seite der Tür auf ihn wartet, hätte er die Toilette betreten müssen.

Er öffnete die Tür, machte einen großen Schritt in den Raum und fiel der Länge nach hin.

Seine Reflexe waren jedenfalls noch in Ordnung. Er schaffte es nicht ganz, den Sturz abzufangen, drehte aber immerhin den Kopf zur Seite und schob die linke Hand zwischen sein Gesicht und die Fliesen, die ihm plötzlich entgegensprangen. So tat er sich einfach nur weh, statt sich ein paar Zähne auszuschlagen. Immerhin war der Aufprall hart genug, um ihn einen Moment lang benommen zu machen und für einen noch kürzeren Augenblick sogar die Übelkeit vergessen zu lassen. Nicht, daß ihm diese Veränderung gefiel. Im Gegenteil. Jan war noch nie zuvor bewußtlos gewesen, aber wenn das, was er nun spürte, eine beginnende Ohnmacht war, dann konnte er getrost darauf verzichten. Er hörte ein dumpfes, an- und abschwellendes Pochen und Dröhnen, das zweifellos nichts anderes als das Geräusch seines eigenen Herzschlags war, aber etwas nie Gekanntes, Angstmachendes mit sich brachte, und er sah aus den Augenwinkeln eine Wand formloser, wogender Schatten hinter sich, ungefähr dort, wo die Tür gewesen sein mußte. Dann klärten sich seine Sinne wieder. Die Übelkeit kam zurück, seine linke Hand tat noch weher als bisher, und die Schatten hinter ihm blieben.

Jan stemmte sich mühsam auf die Ellbogen hoch, kämpfte mit aller Macht den Brechreiz nieder, der seinen Magen jetzt wie Stiefeltritte traktierte, und drehte gleichzeitig weiter den Kopf.

Im nächsten Augenblick hatte er Übelkeit und Schmerzen vergessen.

Er war nicht gefallen, weil ihm sein Körper den Dienst verweigert hatte. Er war über etwas gestolpert - genauer gesagt über *jemanden*, der unmittelbar hinter der Tür lag; deutlich gesagt: über den Betrunkenen, der vorhin hereingekommen war.

Der Mann mußte noch versucht haben, den Raum zu verlassen, um Hilfe zu rufen, hatte es aber nicht mehr geschafft. Er lag auf der Seite, gekrümmt, in einer Haltung, als hätte sich jeder einzelne Muskel in seinem Körper verkrampft, mit zu Fäusten geballten Händen und weit aufgerissenen Augen, in denen noch eine Spur von Leben war und ein unendlich großer, körperloser Schmerz.

Und er war nicht allein.

Der Schatten war wieder da, und diesmal konnte Jan ihn sehen.

Es war tatsächlich nur ein Umriß; etwas wie ein blinder Fleck auf der Netzhaut, der immer mitwanderte, wenn man versuchte, ihn zu fixieren, so daß er nie wirklich da, aber auch nie wirklich verschwunden war. Etwas, das man nur aus dem Augenwinkel heraus wahrnehmen konnte und das einen wahnsinnig machte, weil es sich jedem Versuch der Scharfeinstellung entzog. Ein Schatten, dem der Körper abhanden gekommen war.

Und das Ding starrte ihn an.

Jans Herzschlag schien für eine Sekunde auszusetzen. Die Kälte, die bisher nur in seiner linken Hand gewesen war, brach aus ihrem Gefängnis aus und ließ seinen gesamten Körper erstarren, und er spürte zum erstenmal *wirklich*, was damit gemeint war, wenn man sagt, daß einem die Angst die Kehle zuschnürt. Er bekam keine Luft mehr. Er konnte nicht mehr denken. Alles, was noch existierte, waren der Schatten und die Furcht, das *Ding*, das über den reglosen Körper gebeugt dastand wie ein Raubtier, das sein Opfer geschlagen hatte, sich aber noch nicht daran weidete, sondern plötzlich in eine andere

Richtung starrte, als hätte es eine weitere, lohnende Beute gewittert. In Jans Richtung. Unsichtbare Augen taxierten ihn, schätzten ihn ein, wogen Aufwand gegen Belohnung ab und kamen zu einem Ergebnis. Dann streckte das *Ding* langsam eine schattenhafte, rauchige Hand nach ihm aus und ...  
... *berührte ihn*.

Die Hand des Dunklen berührte ihn nicht wirklich, sondern drang in ihn ein, müheloser, als seine Hand in Wasser oder flüchtiges Gas eingedrungen wäre, als hätte sein Körper umgekehrt für sie nicht mehr Substanz als der des Schatten-*Dings* für ihn. Die Hand suchte, tastete, sondierte und *fand*. Jan wollte schreien, aber er konnte es nicht. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Er bekam keine Luft mehr. Sein Herz schlug nicht. Das Wühlen in seiner Seele nahm zu, wurde ungeduldiger, fordernder. Etwas wurde aus ihm herausgerissen, schnell, schmerzlos, aber mit einem Gefühl von Endgültigkeit, das schlimmer war als jede vorstellbare körperliche Pein.

Alle Kraft wich aus seinen Armen. Eine unsichtbare, aber unmenschlich starke Hand schloß sich um sein Herz und drückte es zu einem eisigen Klumpen zusammen. Er sank wieder nach vorne, ohne irgend etwas gegen die Bewegung tun zu können. Die Zeit dehnte sich wie halb trockener, fädenziehender Klebstoff. Die halbe Sekunde, die er brauchte, um zu stürzen, wurde zu einer ganzen Ewigkeit.

Sehr viel schwerer als das erste Mal schlug er erneut mit dem Gesicht auf dem Boden auf. Seine Unterlippe begann zu bluten. Er schmeckte salzige Wärme, die sich mit dem unangenehmen Geschmack in seinem Mund zu etwas Düster-Modrigem verband, etwas, das nach Grab schmeckte und die Gewißheit des Todes mit sich brachte. In seinem Inneren wühlte und grub die körperlose Hand des Dunklen, riß das Leben Stück für Stück aus ihm heraus und zerrte ihn zugleich weiter auf einen unsichtbaren, saugenden Abgrund zu. Er war plötzlich Teil eines Gemäldes von Hieronymus Bosch, hilflos, verloren in der rätselhaften Symbolik.

War das der Tod?

Er wollte sich aufbäumen, kämpfen, aber er wußte nicht wie. Gegen wen. Der Dunkle war nicht real, natürlich nicht. Er war nicht wirklich da. Trotzdem schien er mit jeder Sekunde, jedem Herzschlag, der nicht kam, mehr an Substanz zu gewinnen: ein höllischer Magier, der aus dem Spiegel der Ewigkeit hervortrat. Er schien jedes Interesse an seinem ersten Opfer verloren zu haben und stand nun breitbeinig, mit weit nach vorne gebeugten Schultern und hängenden Armen, über ihm. Seine Hände wühlten, gruben ...

Und dann spürte Jan plötzlich, daß da noch etwas war; vielleicht ein zweites schattenhaftes *Ding* aus dem Jenseits, vielleicht auch etwas vollkommen anderes. Die körperlose Kälte, die sich in seinem Leib ausgebreitet hatte, zog sich zurück, und die Schatten begannen einen irrsinnigen, rasend schnellen Tanz im Raum aufzuführen, wie der Kampf zweier riesiger rauchiger Vögel, lautlos, schnell und mit kompromißloser Kraft und Entschlossenheit geführt.

Schritte näherten sich. Jemand rief seinen Namen, zuerst halblaut, in jenem nicht überzeugend leichten Ton, hinter dem sich Sorge verbarg, dann etwas lauter. Die Schritte wurden schneller.

»Jan? Bist du ins Klo gefallen, oder was ist los?«

Es war Dieters Stimme. Jan wollte antworten, aber er konnte es nicht. Er konnte immer noch nicht atmen. Es war ihm unmöglich zu sagen, wie lange er hier schon lag, aber es konnten erst wenige Sekunden sein. Er hatte *tatsächlich* nicht geatmet, seit ihn die Hand des Dunklen berührt hatte. Wie konnte Dieter so schnell hier heraufgekommen sein?

»He, Alter, das ist nicht mehr lustig. Jetzt antworte endlich - *Großer Gott!* «

Zu den beiden kämpfenden Schatten gesellte sich ein dritter, der zu einem realen, stofflichen Körper gerann. Dieter rief ein zweites Mal und noch inbrünstiger »*Großer Gott!*«, setzte mit einem ungeschickten Sprung über den reglosen Körper vor

der Tür hinweg und fiel mehr neben ihm hin, als er sich auf die Knie fallen ließ.

»Was ist passiert? Mensch, Alter, mach kein' Quatsch! «

Er begann rüde an Jans Schultern zu rütteln, hörte ebenso plötzlich wieder damit auf und schrie, offensichtlich an jemanden außerhalb des Raumes gewandt: »Hilfe! Einen Arzt!

Schnell! «

Die Schatten waren immer noch da. Sie kämpften am Rande seines Gesichtsfeldes, vielleicht auch am Rande der Wirklichkeit, schienen jetzt aber nicht mehr ganz so deutlich zu sein wie zuvor, als hätte Dieters Auftauchen wieder ein bißchen mehr Realität in den Raum gebracht. Sie waren nun wie etwas, das Substanz gewinnen wollte, ohne daß es ihnen wirklich gelang.

Jan kam die Situation zunehmend unwirklich vor; wie ein Traum - wenn auch einer von der *wirklich* unangenehmen Sorte - oder einer jener surrealistischen Kurzfilme, in die ihn Dieter ständig schleifte und die alles haben durften, nur keine stringente Handlung und, um Gottes willen, keinen *Sinn*. Es mußte ein Traum sein.

Wenn es einer war, dann war er nicht nur außergewöhnlich bizarr, sondern auch außergewöhnlich realistisch, trotz allem: Dieter drehte ihn rücksichtslos herum, als hätte er alles vergessen, was er jemals über Erste Hilfe gehört hatte, rüttelte dabei weiter wild an seinen Schultern und schlug ihm schließlich mit vollkommen übertriebener Wucht zwei-, dreimal die flache Hand ins Gesicht. Jans Kopf rollte haltlos hin und her, und die Schatten in seinen Augenwinkeln tauchten im gleichen Rhythmus auf und verschwanden, was ihren Tanz noch bedrohlicher wirken ließ. Jan war sich nicht mehr ganz sicher, ob es wirklich zwei Schatten waren oder nur ein einziger, der sich zu teilen versuchte. Vielleicht war das Ringen, das er zu beobachten glaubte, kein Kampf, sondern ein vergebliches Ziehen und Stoßen, mit dem aus einem zwei werden wollten, ohne daß es ihnen gelang.

»Jan, verdammt noch mal - so sag doch was! « wimmerte Dieter. Wenigstens hatte er seine Versuche eingestellt, das bißchen Bewußtsein, das noch ihn ihm war, aus ihm herauszuprügeln. Dafür stützte er sich jetzt mit beiden Händen auf seiner Brust ab. Seltsam - Jan war nie aufgefallen, daß er ungefähr eine Tonne wog. Dabei kannten sie sich doch schon so lange ...

»Junge, hör jetzt auf mit dem Quatsch! « sagte Dieter. In seiner Stimme war jetzt echte Panik, nicht nur Schrecken, und Jan fragte sich mit einer Mischung aus hysterischer Heiterkeit und Verwirrung, ob er vielleicht Grund hatte, sich *wirklich* Sorgen zu machen. Er verstand noch immer nicht genau, was mit ihm geschah, hatte aber mehr und mehr das Gefühl, daß er es nicht verstehen *wollte*.

Weil er nämlich starb.

Unsinn.

Das war nicht der Tod.

Er konnte nicht sterben. Das hieß: *Natürlich* konnte er sterben. Bei einem Autounfall. Bei irgendeinem idiotischen, durch und durch überflüssigen Unglück, bei einem Überfall oder einfach, weil er das Pech hatte, im falschen Augenblick am falschen Ort zu sein. So etwas passierte jeden Tag. Aber er konnte nicht so sterben. Er war zweiunddreißig, hatte sein Idealgewicht, rauchte maximal fünf Zigaretten am Tag, wenn überhaupt, und trank nur sehr wenig Alkohol. Außerdem hatte er sich erst vor zwei Monaten gründlich beim Arzt durchchecken lassen und war mit dem zu erwartenden Ergebnis belohnt worden: Er hatte es *schriftlich*, daß er in allerbesten gesundheitlichen Verfassung war.

Und trotzdem lag er auf dem Rücken, bekam keine Luft und war nicht fähig, auch nur den kleinen Finger zu rühren.

Und sein Herz schlug nicht.

Es war diese Erkenntnis, die ihm endgültig klar machte, daß jetzt vielleicht der passende Moment war, damit anzufangen, sich Sorgen zu machen. Sein Herz hatte aufgehört zu schlagen. In seiner Brust war nur hartes Schweigen, wo das beruhigende

»Ba-Dumm Ba-Dumm« der letzten zweiunddreißig Jahre sein sollte.

Dann kamen die Schatten wieder. Diesmal war es nicht das Ringen unheimlicher Geister, sondern ein trüber Kranz aus Finsternis, der sich ganz langsam aus allen Richtungen zugleich heranschob. Als sähe er die Welt plötzlich durch eine schlampig geputzte Fensterscheibe, an deren Rändern sich der Schmutz zu einer Kruste angesammelt hatte. Irgendwo in dieser trüber werdenden Schwärze war Bewegung, aber er konnte sie nicht mehr mit Blicken fixieren. Sein Gesichtsfeld wurde kleiner, ganz langsam nur, aber es schrumpfte.

Wie von weit her hörte er Schritte, dann ein erschrockenes Keuchen und dann wieder Schritte, die diesmal in aller Hast näher kamen. Eine Stimme schrie irgend etwas, das sich nach seinem Namen anhörte, ohne daß er ganz sicher sein konnte. Ebenso wenig erkannte er die Stimme, obgleich sie ihm irgendwie vertraut vorkam.

»Der Arzt!« schrie Dieter. »Wo, zum Teufel, bleibt der verdammte Arzt?!«

Ein zweites Gesicht tauchte über ihm auf, es verschwamm, bevor er es richtig erkennen konnte. Stimmen - drei oder vier verschiedene, allesamt unbekannt-vertraut - riefen seinen Namen, dann wurde Dieters Tonnengewicht von ihm heruntergestoßen, und der körperliche Doppelgänger des unheimlichen Schattens wuchs über ihm empor. Vielleicht bewegte sich hinter ihm noch etwas. Vielleicht klaffte die Wirklichkeit hinter ihm auseinander, um sich zu einem leuchtenden, unendlich langen Tunnel zu erweitern (hieß es nicht, daß man so etwas sah, wenn es zu Ende ging?) - Jan konnte es nicht sehen, denn seine Welt hatte jetzt einen Schmutzrand, der breiter war als der sichtbare Teil. Alles wurde leicht. Sein Herz schlug immer noch nicht, und er konnte immer noch nicht atmen, aber wenigstens hatte der lästige Schmerz in seinem linken Arm aufgehört.

Und noch etwas: Er hatte überhaupt keine Angst. Er *sollte*

Angst haben, denn es gab nichts mehr an der Erkenntnis zu rütteln, daß er entweder starb oder bereits tot war, aber er empfand nicht einmal Beunruhigung. Wenn das wirklich der Tod war, dann war er sehr angenehm. Selbst die alberne Hysterie, die er bisher empfunden hatte, war nicht mehr da.

Etwas berührte seine Brust, seinen Hals. Finger tasteten über sein Gesicht, machten sich einen Moment daran zu schaffen und verschwanden dann wieder, und plötzlich spürte er etwas: Einen harten, unangenehm festen Druck, der binnen Sekundenbruchteile zu einem rhythmischen, stechenden Schmerz in seiner Brust wurde, als schlug jemand gleichmäßig mit einem Hammer auf seine Rippen ein.

Er keuchte, konnte plötzlich wieder atmen und hätte vor Schmerz geschrien, als sein Herz einen einzelnen, unvorstellbar qualvollen Schlag tat. Er wollte sich wehren, den Folterer von sich herunterstoßen, aber seine Arme schienen Tonnen zu wiegen, und er hatte nicht einmal genug Kraft, um die Hände zu bewegen. Der Druck und der Schmerz, den er brachte, hielten an, quälten ihn mit rhythmischen, schnellen Stößen und zwangen sein Herz zum Schlagen, ob er wollte oder nicht. Er war nicht einmal sicher, daß er es wollte. Er hatte den Tod gespürt, und es war nichts Erschreckendes daran gewesen, sondern im Gegenteil ein Versprechen auf Ruhe und einen nie gekannten, allumfassenden Frieden. Das Leben hingegen bedeutete Schmerzen, Furcht und Enttäuschung, ein Feuerwerk an Gefühlen, von denen nur die allerwenigsten nicht unangenehm waren und noch weniger angenehm.

Jan versuchte erneut, die Hände zur Seite zu stoßen, die noch immer mit großer Kraft, aber auch ebenso großer Geschicklichkeit, seine Rippen zusammenpreßten und seinem Herz ihren Takt aufzwingen, und diesmal schaffte er es immerhin, den rechten Arm zu heben und ein gequältes Stöhnen auszustoßen. »Er atmet!« Diesmal identifizierte er ganz zweifelsfrei Katrins Stimme. »Gott sei Dank, er atmet wieder! «



Jan blinzelte. Die Welt hatte immer noch einen zerfaserten Schmutzrand, aber er zog sich nun auf die gleiche, lautlose Art zurück, auf die er gekommen war. Trotzdem hatte er Mühe, zu sehen. Es gelang ihm nicht, seine Augen scharf einzustellen. Wenn die Stimme, die er hörte, Katrins war, dann mußte das Gesicht über ihm auch das ihre sein, aber er erkannte nur einen verschwommenen Fleck, der irgendwie besorgt wirkte, ohne daß er sagen konnte, warum.

»Kannst du mich verstehen?« Eine Hand rüttelte an seiner Schulter, zwar sehr viel sanfter als Dieters gerade, aber immer noch unangenehm genug, um ihn diesmal vor Schmerz aufstöhnen zu lassen. Er konnte wieder atmen, aber auf seiner Brust schien noch immer eine unsichtbare Tonnenlast zu liegen. Jeder Atemzug bedurfte einer bewußten, unendlich großen Anstrengung.

»Katrinn?« murmelte er. »Was ... was tust du hier?«

Katrin schwieg verblüfft, und eine weitere, vollkommen unbekannte Stimme sagte: »Gehen Sie raus! Alle!«

Sie war nicht einmal besonders laut, aber so selbstsicher und befehlsgewohnt, daß niemand widersprach. Selbst Jan wäre gerne aufgestanden, um den Raum zu verlassen.

Schließlich sagte Katrin: »Aber - «

»Bitte«, unterbrach sie die Stimme. »Sie können nichts tun, und ich brauche Platz.« Eine winzige Pause, dann, in die andere Richtung: »Haben Sie den Krankenwagen gerufen?«

»Er muß in zwei Minuten hier sein. Soll ich nachsehen?«

»Nein. Ich brauche Sie hier. Und die anderen raus hier. Alle! «

Schritte. Das Rascheln von Kleidung. Ein widerspenstiges Murren, dann das Geräusch einer Tür, die gegen einen merklichen Widerstand geschlossen wurde. Erneut begannen Geräusche und optische Eindrücke auf eine seltsame, nicht einmal unangenehme Art zu verblassen, und eine andere Art von Dunkelheit tat sich in Jans Gedanken auf. Plötzlich war er müde, so unendlich müde.

Er wollte dem Gefühl nachgeben, doch jemand berührte ihn an der Schulter und rüttelte so heftig daran, daß er mit einem unwilligen Stöhnen die Augen aufschlug.

Ein von schütterem dunklen Haar und einem gleichfarbigen, nicht ganz sorgfältig ausrasierten Bart eingerahmtes Gesicht blickte auf ihn herab. Er kannte den Mann nicht, aber er hatte irgend etwas an sich, was ihn auf Anhieb sympathisch machte.

»Verstehen Sie mich?« fragte der Fremde.

»Nein«, murmelte Jan. »Kein Wort.«

Der Grauhaarige lächelte flüchtig und dünn, dann wurde er wieder ernst und sagte: »Ich bin Arzt. Ich muß Ihnen ein paar Fragen stellen.«

»Lassen Sie mich ... in Ruhe«, murmelte Jan. Er ließ den Kopf wieder auf die Seite rollen und wollte gerade die Augen schließen.

Der Schatten war da.

Wie zuvor konnte er ihn nur aus den Augenwinkeln sehen, und er sparte sich gleich die Mühe, ihn mit Blicken fixieren zu wollen. Er wußte, daß es nicht möglich war. Man konnte nichts ansehen, was nicht wirklich da war.

»Das kann ich nicht«, sagte der Arzt. »Sie dürfen nicht einschlafen, hören Sie? Gleich kommt jemand, der Ihnen hilft, aber so lange müssen Sie wach bleiben. Nur ein paar Minuten. Ist das in Ordnung?«

Etwas an dem Dunklen hatte sich abermals verändert. Er stand jetzt einfach nur da, so reglos, als wäre er der Schatten einer Statue, die durch einen geheimnisvollen Zauber dem Lauf der Sonne folgte, so daß sich ihr Schatten niemals von der Stelle rührte, sondern seit Ewigkeiten gleich geblieben war.

»Hören Sie mich?« Die Hand schüttelte ihn wieder. Die Mühe, den Kopf zu drehen und den Mann anzusehen, wäre Jan zu groß gewesen, aber er wußte auch, daß der Arzt keine Ruhe geben würde, und so murmelte er: »Ja, verdammt. Lassen Sie mich.«

»Wie ist Ihr Name? Können Sie sich an Ihren Namen erinnern?

«

»Jan«, antwortete Jan. Er hatte jetzt den Punkt herausgefunden, bis zu dem er seine Augen bewegen konnte, bevor der Schatten anfang, sich weiter zurückzuziehen. Er konnte ihn kaum deutlicher erkennen, aber er spürte immerhin, daß auch der Dunkle seinerseits ihn anstarrte. Es war noch immer die gleiche unheimliche Silhouette, die frappierend vertraut, zugleich aber so furchteinflößend wie die Umrisse eines zwei Meter großen Arachnoiden zu sein schien. Und trotzdem - etwas war anders.

»Jan, gut«, sagte der Arzt. »Ich bin Dr. Mertens. Und bis der Krankenwagen hier ist, sind Sie mein Patient, und ich bin für Sie verantwortlich. Verstehen Sie das?«

Ganz plötzlich wurde ihm der Unterschied klar. Er konnte die Blicke der unsichtbaren Augen noch immer so deutlich spüren wie vorhin, aber etwas fehlte. Die Gier war nicht mehr da. Das *Ding*, das ihn anstarrte, war kein Raubtier mehr. Was er spürte, war allenfalls ein distanziertes, wissenschaftliches Interesse an seiner Person. Nun, zumindest war diese Ausgeburt seines Unterbewußtseins nicht mehr auf sein Leben aus.

»Jan!« Mertens rüttelte unsanft an seiner Schulter, griff schließlich nach seinem Kinn und zwang seinen Kopf herum, so daß Jan ihn ansehen mußte. »Ihr Geburtsdatum«, verlangte er. »Sagen Sie mir Ihr Geburtsdatum.«

»Diese Frage ist unhöflich«, murmelte Jan. »Zumindest in Zeiten der Gleichberechtigung.«

»Sie machen es mir nicht leicht, Jan«, seufzte Mertens.

»Verraten Sie mir wenigstens Ihren Nachnamen?«

»Feller«, murmelte Jan. »WieTomate. Nur mit >F<.«

Mertens' Gesicht blieb ernst, aber in seinen Augen entstand ein leises, amüsiertes Funkeln. Vielleicht war es auch nur ein Ausdruck von Erleichterung. Jan war es egal. Er wollte den Kopf drehen, um nach dem Schatten zu sehen, aber Mertens ließ es nicht zu.

»Haben Sie irgend etwas genommen, Jan?« fragte er. » Alkohol. Medikamente. Drogen. Gift ... «

»Nein«, antwortete Jan mühsam. Sein Mund war plötzlich so trocken, daß er kaum noch reden konnte. Er fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen, aber das Ergebnis war mäßig. Sandpapier, das über rauhen Stein rieb. »Höchstens ... den Film. Aber ich wußte nicht, daß er ... so schlimm ist.« Diesmal lächelte Mertens wirklich. »Ich glaube, er ist außer Gefahr«, sagte er, an jemanden außerhalb seines Gesichtsfeldes gerichtet. »Trotzdem - passen Sie auf, daß er nicht einschläft. Ich sehe nach dem anderen.«

Mertens' Gesicht verschwand und machte dem des jungen Mannes Platz, den er an der Kinotür getroffen hatte. Er sah jetzt *wirklich* besorgt aus und so nervös, wie Jan selten zuvor jemanden gesehen hatte. Er konnte hören, wie sich Mertens irgendwo links neben ihm an etwas zu schaffen machte, das sehr schwer zu sein schien und das nicht annähernd so bereitwillig auf seine Fragen antwortete, wie er es getan hatte. Jan sortierte mit einiger Mühe seine Gedanken und erinnerte sich nun, daß er nicht der einzige unfreiwillige Bewohner des Toilettenbodens war.

Nach einer Weile sagte Mertens sehr leise und in irgendwie resignierend klingendem Ton: »Exitus.«

Der junge Mann wandte nervös den Kopf, so daß Jan sein Gesicht nun im Profil sehen konnte. Es war ein sehr ... *sonderbares* Profil. Seine Konturen waren zu scharf und schienen einen angedeuteten, schattigen Rand zu haben; wie eine Bluescreen-Aufnahme mit einer billigen Kamera.

»Er ist ... tot?« murmelte er nervös.

»Ich fürchte.« Mertens sog hörbar die Luft ein und rutschte kurzerhand auf den Knien wieder zu Jan herüber. Ein Ausdruck von angedeutetem Schrecken huschte über sein Gesicht, als er Jans Blick begegnete und begriff, daß dieser seine Worte gehört hatte, aber er machte die Situation nicht noch schlimmer, indem er weiter darauf einging, sondern zwang schnell und rou-

tiniert wieder ein aufmunterndes >Alles-wird-wieder-gut<-Lächeln auf seine Züge. Eines von der Art, zu der nur Ärzte und Mütter von Kleinkindern instande sind.

»Haben Sie Schmerzen?« fragte er.

Jan nickte, und Mertens sagte mit geschaukelter Schadenfreude:

»Gut. Wer Schmerzen hat, der lebt wenigstens

noch. Halten Sie durch. Sobald der Krankenwagen da ist, gibt man Ihnen etwas.«

»Das ... geht nicht«, murmelte Jan.

»Was?«

»Der Krankenwagen.« Jan schluckte trocken. Er hätte seine rechte Hand für einen Schluck Wasser gegeben. Aber irgend etwas sagte ihm, daß er sich jede entsprechende Bitte sparen konnte. »Ich kann nicht ... ins Krankenhaus. Meine ... Versicherungskarte ist in der anderen Jacke.«

Mertens lachte leise. Der junge Mann neben ihm wirkte nun vollkommen fassungslos, aber *er* lachte nicht. Nur die dünne Linie aus Schatten, die sein Gesicht einrahmte, bewegte sich leicht.

Der Krankenwagen kam tatsächlich wenige Minuten später. Jan konnte nicht sagen, wie viele. Etwas mit seinem Zeitgefühl stimmte nicht. Einige Sekunden, die er zusammen mit Mertens, einem ziemlich nervösen jungen Kartenabreißer und einem ziemlich toten Fremden in der Toilette des »Cinédome« verbrachte, schienen einfach kein Ende zu nehmen, andere waren vorbei, noch bevor er sie richtig registrierte. Aber irgendwann wurde die Tür aufgerissen, und zwei junge Männer in weißen Hosen und Hemden und orangefarbenen Jacken kamen herein, eine zusammengeklappte Trage zwischen sich und einen auf gleiche Weise gekleideten, aber deutlich älteren Notarzt in ihrer Begleitung.

Was folgte, war die übliche Routine. Jan hatte sie noch nie am eigenen Leibe, ja, noch nicht einmal miterlebt; aber er war doch ein typisches Kind der Mediengeneration, und so empfand er es nicht als so großen Unterschied, ob man nun die

zwölfhundertste »Notruf«-Folge sah oder selbst auf die Trage gehoben wurde. Die Fernsehübertragung tat nicht ganz so weh, aber die körperlichen Schmerzen Jans hielten sich auch in Grenzen. Es war so, wie Mertens gesagt hatte: Nach einer ersten, überraschend flüchtigen Untersuchung durch den Notarzt und noch bevor er auf die Trage gehoben wurde, legte ihm einer der Sanitäter eine Infusion, die deutlich mehr enthalten mußte als Glukose und Schmerzmittel. Der unsichtbare eiserne Ring, der um seine Brust lag, lockerte sich kaum, aber die Schmerzen schwanden, und eine sonderbare, heitere Gelassenheit nahm von ihm Besitz. Valium zehn, schätzte er. Vielleicht auch Valium zwanzig oder hundert. Es war ihm gleich. Irgendwie war ihm alles gleich.

Wie sich zeigte, war das Personal des »Cinedom« umsichtig genug gewesen, gleich zwei Krankenwagen zu bestellen, die mit ausgeschalteten Sirenen, aber laufenden Motoren und flackernden Blaulichtern direkt vor dem gläsernen Foyer warteten. Jan hatte hinterher Mühe, sich an den Weg zum Wagen zu erinnern. Er hatte sich immer gefragt, was es für ein Gefühl sein mochte, auf einer wackeligen Trage eine schmale Treppe hinunterbalanciert zu werden, deren Neigungswinkel jenseits aller Bauvorschriften lag, aber sein Zeitgefühl (oder vielleicht auch das Zeug, das aus dem Plastikbeutel in der Hand des Notarztes tropfte) spielte ihm einen neuerlichen Streich: Er hatte einen Blackout und nahm seine Umgebung erst wieder wahr, als er an den Kassenhäuschen vorbei und auf den Seitenausgang zugetragen wurde. Katrin war die ganze Zeit in seiner unmittelbaren Nähe. Jan konnte sie nicht sehen, aber dafür um so deutlicher hören. Dem Anschein nach hatten Mertens und Dieter alle Hände voll damit zu tun, sie davon abzuhalten, ihn vor lauter Sorge von der Trage zu reißen oder gleich selbst mit hinaufzuspringen.

Einer der beiden Krankenwagen fuhr ab, als sie das Kino verließen. Jan war immer noch von einer - eigentlich sogar un-

angenehmen - heiteren, medikamentös herbeigeführten Gelassenheit erfüllt. Er fand beinahe alles, was rings um ihn herum und sogar mit ihm vorging, bis zu einem gewissen Punkt komisch.

Er wurde in den zweiten Rettungswagen gebracht. Mertens und einer der Sanitäter blieben bei ihm, während der zweite die Türen schloß und dann nach vorne eilte, um im Führerhaus Platz zu nehmen. Jan konnte undeutlich Katrins Stimme hören, die selbst durch die geschlossenen Türen hindurch laut und verärgert klang. Offensichtlich verlangte sie, mit ihm im Krankenwagen mitfahren zu dürfen, was ihr aber natürlich nicht gestattet wurde. Jans Meinung nach war es sowieso schon viel zu eng hier drinnen. Der Krankenwagen war zwar an sich recht geräumig, aber mit vielen medizinischen Geräten vollgestopft, die für Jans Verständnis ebenso gut aus den Lagerräumen der »Enterprise« stammen konnten. Außerdem waren sie schon zu viert hier drin: Er selbst, der Sanitäter, Mertens und der Schatten, der hoch aufgerichtet am Fußende der Trage stand und aus unsichtbaren Augen auf ihn herabsah.

Jan blinzelte.

Der Schatten blieb.

Jan schloß die Augen, preßte die Lider einige Sekunden lang so fest zusammen, daß bunte Lichtblitze über seine Netzhäute schossen und hob sie dann wieder.

Der körperlose Umriß stand noch dicht am Fußende der schmalen Liege und starrte ihn an. Er war nicht massiv, so daß Jan durch ihn hindurchsehen konnte, als hätte jemand ein Stück schwarzer Gaze genommen und einen menschlichen Umriß daraus geschnitten, ein Gesicht konnte er aber nicht erkennen.

Trotzdem spürte er den Blick des Dunklen wie die Berührung einer eisigen Hand. Er war kalt. Interessiert, aber kalt.

Gnadenlos. Die Art von Blick, mit der ein Wissenschaftler vielleicht ein zwar interessantes, möglicherweise aber auch gefährliches Insekt begutachten mochte, ein Insekt, das er auf-

grund seiner Seltenheit zwar mit großer Sorgfalt behandeln mußte, aber auch, ohne zu zögern, zertreten würde, sollte es sich tatsächlich als gefährlich erweisen.

»Das Schlimmste haben Sie hinter sich.« Mertens hängte den Infusionsbeutel an einen verchromten Haken einen halben Meter über Jans Kopf, überzeugte sich routiniert vom korrekten Sitz aller Anschlüsse und Verbindungen und gab dem Sanitäter einen Wink. Der Mann setzte sich auf einen schmalen, an der Wand verschraubten Stuhl und klopfte mit den Knöcheln gegen die Milchglasscheibe zum Führerhaus. Der Wagen setzte sich in Bewegung, sehr langsam zwar, aber mit mißtönend jaulender Sirene und zuckendem Blaulicht. Ein äußerst beruhigendes Gefühl, dachte Jan. Noch vor einer Stunde hätte er jeden für verrückt erklärt, der ihm gesagt hätte, daß er irgendwann einmal froh sein würde, in einem Krankenwagen mit Blaulicht und Sirene abtransportiert zu werden.

Aber immerhin bewies es, daß er noch lebte.

Mertens hielt sich mit der linken Hand irgendwo fest und stand mit gespreizten Beinen, auf eine Art, die langjährige Notarzterfahrung verriet, in der Kabine. Er wandte sich zu Jan und wollte offensichtlich etwas sagen, runzelte aber dann statt dessen die Stirn, sah ihn einen Moment lang verwirrt und mit deutlich neu aufkeimender Sorge an und folgte schließlich seinem Blick.

Er sagte kein Wort. Aber die Geschichte, die sein Gesicht erzählte, war interessant genug.

Im ersten Moment wirkte er einfach nur verwirrt, allenfalls auf unangenehme Weise überrascht, dann ... erschrocken? Jan konnte regelrecht sehen, wie es hinter der Stirn des Arztes arbeitete, als ob er sich eine bestimmte Frage stellte, um sie dann selbst mit einem angedeuteten Kopfschütteln zu beantworten.

Er wandte sich wieder ganz zu Jan um, konnte aber nicht verhindern, daß sein Blick immer wieder nervös zum Fußende der Trage irrte. Aber wie war es möglich, daß er etwas sah, was doch nur in Jans Einbildung existierte?



»Wohin bringen Sie mich?« fragte Jan. Eigentlich nicht einmal aus wirklichem Interesse - wohin sollten sie ihn schon bringen? In ein Krankenhaus natürlich! -, sondern weil er urplötzlich schläfrig wurde. Mit Sicherheit auch eine Folge der Infusion.

Aber er wollte nicht schlafen. Er hatte Angst, daß der Schatten ihm dort hinüber folgen würde. Hier, in der Wirklichkeit, konnte er ihm entkommen, aber im Schlaf war er den Geschöpfen seines Unterbewußtseins hilflos ausgeliefert. Er war sich vollkommen darüber im klaren, daß diese unheimlichen Schatten nichts als Einbildung waren, aber anders, als er erwartet hätte, half ihm diese Erkenntnis nicht im geringsten, mit der Angst fertig zu werden, die ihm ihr Anblick einflößte.

» In die Uniklinik«, antwortete Mertens. »Und jetzt schlafen Sie. Ansonsten wirkt sich das auf mein Honorar aus - und zwar zu meinen Ungunsten. Denn Gesprächstherapie wird normalerweise nicht von der Krankenkasse übernommen.«

»Gerade sollte ich noch unter allen Umständen wach bleiben«, beschwerte sich Jan. Genauer gesagt wollte er sich beschweren, brachte aber kaum noch mehr als ein hilfloses Flüstern zustande. Was, zum Teufel, hatten sie ihm gegeben?

»Gerade waren Sie mir ja auch noch nicht hilflos ausgeliefert«, antwortete Mertens fröhlich. »Und jetzt versuchen Sie zu schlafen. Wenn es Sie beruhigt: Ich glaube nicht, daß Sie in ernsthafter Gefahr sind. Aber man kann nie wissen ...« Er wollte es nicht - Jan konnte genau erkennen, wie sehr er sich gegen die Bewegung zu sträuben versuchte -, aber wie unter Zwang drehte er langsam den Kopf, und blickte zum Fußende der Trage. Er sah irritiert aus. Als sähe er etwas, von dem er so genau wüßte, daß es unmöglich war, daß er es einfach nicht zur Kenntnis nahm, gleich, ob er es nun sah oder nicht.

»Aber das ... will ich nicht«, nuschelte Jan. Er war so matt, daß er nicht einmal mehr die Kraft hatte, ebenfalls den Kopf zu drehen, um sich davon zu überzeugen, ob der Schatten noch da war oder nicht. Wozu auch. Er wußte ja, daß er es war.

»Zur Kenntnis genommen«, sagte Mertens. »Und jetzt schlafen Sie.«

Jan schlief ein.

Er erwachte, von mehreren, unterschiedlichen Empfindungen erfüllt, die jedoch alle eines gemein hatten: Sie waren durchweg unangenehm.

Da war - das war das erste, was ihm klar wurde, noch bevor er die Augen öffnete und aus dem Gefühl Gewißheit wurde - zum einen das unangenehme Gefühl, sich im Krankenhaus zu befinden. Er haßte Krankenhäuser, obwohl er bisher noch niemals als Patient in einer Klinik gewesen war. Dafür aber um so öfter als Besucher. Sein Vater hatte seine letzten zwei Lebensjahre überwiegend in verschiedenen Krankenhäusern verbracht, bevor er vor fünf Jahren starb. Und da Jan ein verantwortungsvoller Sohn war, hatte er ihn oft besucht - am

Anfang, weil er es wirklich wollte, später mehr aus einer Art Pflichtgefühl heraus, von dem er immer weniger sicher gewesen war, ob er es überhaupt empfand oder einfach so *tat*, weil es sich so *gehörte*. Ein Jahr später war seine Mutter gestorben, nicht ganz so würdelos und qualvoll wie sein Vater, aber langsam genug, um ihm weitere sechs Monate zu bescheren, in denen er vier von sieben Abenden in der Woche im Krankenhaus verbrachte. Und schließlich Katrins Unfall im vergangenen Herbst. Er hatte nur für drei Wochen gereicht, aber ihm waren diese drei Wochen fast länger vorgekommen als die zwei Jahre, die er am Krankenbett seines Vaters verbracht hatte.

Seither hatte Jan die Schnauze voll von Krankenhäusern. Gestrichen und für den Rest seines Lebens. Und jetzt war er selber in einem, noch dazu als Patient. Keine besonders angenehme Art aufzuwachen. Einen ganz kleinen Moment lang versuchte er, sich einzureden, daß er einfach noch schlaftrunken war und da irgend etwas durcheinanderbrachte, aber dann öffnete er die Augen und stellte fest, daß das, was er sah, wirklich kein Traum sein konnte.

Das Zimmer, in dem er sich befand, war zwar erstaunlich geräumig, ähnelte aber verdächtig dem Krankenwagen, mit dem er hergebracht worden war. Es war so vollgestopft mit Apparaturen und Gerätschaften, die allesamt medizinisch, teuer und überaus kompliziert aussahen, daß der verbliebene Platz gerade noch für das Bett und einen schmalen Gang reichte. Es gab nur ein einziges, kleines Fenster, welches zudem mit einer milchigen Kunststoffolie beklebt war, so daß er nicht sagen konnte, ob die Helligkeit dahinter nun Tageslicht oder die künstliche Beleuchtung eines angrenzenden Raumes war, und er hörte zwar nicht das Heulen einer Sirene, sehr wohl aber die typischen Geräusche eines modernen Krankenhauses. Die zweite unangenehme Empfindung, die er hatte, war die Erinnerung an einen Traum. Einen völlig verrückten, abstrusen Traum, der sich irgendwie mit seinen Erinnerungen vermischt hatte, so daß er nicht mehr genau auseinandersortieren konnte, was nun *wirklich* Erinnerung und was Bruchstück seines Alptraumes war. Ein Schatten hatte darin eine Rolle gespielt, vielleicht auch zwei, und er erinnerte sich vage an einen komischen Mann, der vorgab, Arzt zu sein, sich aber nicht wie einer benahm.

Das dritte und letzte unangenehme Element seines Erwachens war weniger surreal, dafür aber äußerst lästig - ein heftiger Schmerz, der seinen Ursprung in seinem linken Handrücken hatte und sich bis in die Schulter und die Halsmuskulatur hinaufzog. Mühsam drehte er den Kopf in den gesteiften Kissen, blickte an sich herab und sah, daß seine linke Hand dick verbunden war. Aus der weißen Gaze ragte ein durchsichtiger Kunststoffschlauch, der in einer Injektionsnadel endete. Jan hatte sich immer gefragt, warum sie seit einigen Jahren dazu übergegangen waren, den Patienten die Nadeln in den Handrücken zu stechen, statt auf die gute alte Art in die Armbeuge. Ihm erschien diese neue Methode unpraktisch, denn sie ließ, so stand zu vermuten, nicht nur die Hand vollkommen nutzlos werden, sondern tat auch höllisch weh.

Mit beiden Vermutungen hatte er recht gehabt.  
 »Gott sei Dank, du bist endlich wach! «  
 Zwei oder drei der Geräte, an die er angeschlossen war, begannen protestierend zu piepsen, als sein Herz einen erschrockenen Sprung machte. Jan drehte hastig den Kopf auf die andere Seite und stellte fest, daß er nicht so allein im Zimmer war, wie er im ersten Moment angenommen hatte. Katrin saß auf einem unbequem aussehenden Stuhl neben ihm, und er mußte sie nicht fragen, ob sie etwa die ganze Nacht dort verbracht hatte. Ihr Blick paßte zu der schlaftrunkenen Stimme. Das Haar hing ihr wirr ins Gesicht, und unter ihren Augen hatten sich dunkle Ringe gebildet. Ihr Make-up war verlaufen, als hätte sie geweint. Katrin weinte oft und gern.  
 »Was -?« murmelte Jan.  
 »Mach dir keine Sorgen, Jan«, unterbrach ihn Katrin. »Es wird alles wieder gut. «  
 Jan machte sich keine Sorgen. Er hatte viel zu wenig Informationen, um sich Sorgen zu machen. Aber er fühlte sich miserabel.  
 »Hast du die ganze Nacht hier gesessen?« fragte Jan.  
 »Selbstverständlich«, erwiderte Katrin in einem Ton, der irgendwie empört klang; als empfände sie es schon als die Andeutung einer Beleidigung, daß er auch nur daran *zweifelte*.  
 »Wie fühlst du dich?«  
 »Keine Ahnung«, gestand Jan. »Nicht besonders gut?«  
 »Was denn nun?« Katrin unterdrückte ein Gähnen, fuhr sich mit den Fingerknöcheln beider Hände über die Augen und sah auf die Uhr. Sie erschrak ein bißchen. »Keine Ahnung oder nicht besonders gut?«  
 »Keine Ahnung«, sagte Jan. »Aber das hier ist ein Krankenhauszimmer, oder? Also sollte ich mich entsprechend schlecht fühlen ... wenigstens ein bißchen.«  
 »Du wirst nie erwachsen, was?« seufzte Katrin. Sie lachte, aber ihr Gesicht blieb bei diesem Lachen ernst; auf eine Art, die Jan ganz und gar nicht gefiel.

»Du verschweigst mir nicht zufällig was?« fragte er.  
»Eine ganze Menge«, antwortete Katrin todernst. »Aber das kann ich einem Mann in deinem Zustand unmöglich sagen, weißt du? Wir reden später darüber.« Plötzlich grinste sie, stand auf und hauchte ihm einen flüchtigen, etwas zu feuchten Kuß auf die Stirn. »Und jetzt hör auf, dir Sorgen zu machen. Ich rufe den Arzt. Er kann dir alles erklären.«  
»He!« protestierte Jan. »Ich will nicht, daß mir jemand etwas erklärt. Am Ende muß ich mir wirklich Sorgen machen! «  
Katrin ignorierte seine Widerrede, drehte sich herum und schob sich unbeholfen an seinem Bett vorbei auf die Tür zu. Ihre Bewegungen waren ziemlich unsicher. Entweder, er hatte sie aus der tiefsten REM-Phase gerissen, oder sie hatte in der zurückliegenden Nacht so gut wie gar nicht geschlafen. Wahrscheinlich traf beides zu.  
Sie öffnete die Tür, drehte sich noch einmal zu ihm herum und sagte: »Lauf nicht weg, okay?«  
Vielleicht waren ihre Worte gar nicht so scherzhaft gemeint, wie sie sich im ersten Moment anhörten. Sie kannten sich seit vier Jahren, vielleicht noch kein Leben lang, aber lang genug.  
Und sie kannte seine Aversion gegen Krankenhäuser. Offensichtlich traute sie ihm durchaus zu, sich die Nadel aus der Hand zu reißen und in einem hinten offenen Krankenhaus-Nachthemd aus dem Zimmer zu spazieren.  
Ein seltsames Gefühl von Alleingelassensein machte sich in Jan breit, nachdem Katrin gegangen war. Ein sehr unangenehmes Gefühl. Er mußte wieder an seinen Traum denken, und mit einem Male war er gar nicht mehr sicher, daß es wirklich nur ein *Traum* gewesen war. Es war so realistisch gewesen wie nur irgend etwas, was er zuvor erlebt hatte. Andererseits - er war noch niemals krank gewesen, und er hatte so etwas wie am vergangenen Abend noch nicht einmal *annähernd* erlebt; wie also sollte er beurteilen, was in einem solchen Moment normal war und was nicht?

Er verscheuchte den Gedanken, versuchte sich aufzusetzen und stellte ohne sonderliche Überraschung fest, daß er es nicht konnte.

Seine linke Hand war nicht nur bandagiert wie die einer Mumie, sondern auch zusätzlich mit einem Lederband an das Bettgestell gefesselt, wahrscheinlich, damit er sich nicht im Schlaf bewegte und sich selbst verletzte. Außerdem verspürte er noch immer einen Druck auf der Brust, als wäre sie mit Stahlbändern umwickelt. Jan fummelte das Band von seinem linken Handgelenk, versuchte sich ein zweitesmal hochzustemmen und schaffte es diesmal in eine wenigstens halbwegs sitzende, halb auf den Ellbogen gestützte Haltung - was nicht nur einen Chor erzürnter Pieps- und Pfeiflaute der Überwachungsmonitore und Computer an der Wand hinter seinem Bett zur Folge hatte, sondern auch einen heftigen, pochenden Schmerz in seiner linken Hand.

Jan verzog das Gesicht, richtete sich noch weiter auf und schlug die Bettdecke zurück. Ungeschickt zog er den Halsausschnitt seines Nachthemdes auf und linste darunter. Wo seine nicht allzu muskulöse, aber kräftig behaarte Brust sein sollte, befand sich ein breiter, strahlend weißer Verband, der irgendwie nicht so aussah, als bedeckte er eine Wunde.

»Sie haben zwei angebrochene Rippen«, sagte eine Stimme von der Tür her. »Das kommt von der Herzmassage. Der junge Mann im Kino war vielleicht ein bißchen übereifrig. Eigentlich müßte es ziemlich weh tun.«

Dr. Mertens schloß die Tür hinter sich und machte gleich darauf einen hastigen Schritt, als sie praktisch im gleichen Augenblick wieder aufgerissen wurde und Katrin hereinstürmte.

»Das geht jetzt aber wirklich -«, begann er, kam aber nicht dazu, den Satz zu Ende zu bringen.

»Mein Verlobter hat keine Geheimnisse vor mir«, unterbrach ihn Katrin. Sie warf Jan einen Blick zu, der besagte: *Wage es bloß nicht, etwas anderes zu sagen!*, und fragte: »Nicht wahr?«

»Bis jetzt nicht«, sagte Jan. »Oder?«

Die Frage galt dem Arzt, der sie nicht sofort beantwortete, sondern Katrin musterte, als überlege er, ob es der Mühe wert war, sie hinauszuerwerfen oder nicht. Dann zuckte er mit den Achseln und kam wortlos näher. Jan vermochte nicht zu sagen, welche der beiden Fragen der Arzt mit diesem Schulterzucken beantwortete.

»Was tun Sie überhaupt hier?« fragte Jan. »Ich dachte, Sie gehören zu meinem Traum.«

»Hübsch, so etwas mal zu hören«, sagte Mertens belustigt.

»Aus dem Munde Ihrer Verlobten wäre es mir allerdings noch lieber gewesen. Die meisten Leute bezeichnen mich eher als Ihren Alptraum, wissen Sie?« Er zog sich den Stuhl heran, auf dem Katrin gesessen hatte, ließ sich ächzend darauf nieder und maß Jan mit einem Blick, der Jan - ohne daß er selbst sagen konnte, warum - dazu brachte, sich etwas entspannter zurücksinken zu lassen.

»Um Ihre Frage zu beantworten«, fuhr er fort. »Ich bin zufällig der Oberarzt dieser Abteilung. Auch Ärzte gehen manchmal ins Kino, wissen Sie?« Er grinste. »Außerdem bekomme ich eine fette Prämie für jeden Patienten, den ich herbringe. Also habe ich mir eine Dauerkarte fürs >Cinédome< besorgt - nur für die Horrorfilme - und warte jetzt an jedem Samstagabend auf Männer, die einen Herzanfall bekommen, weil sie die Spannung nicht ertragen. Wie geht es Ihnen?« Er lächelte weiter, aber die letzte Frage hatte er in vollkommen ernstem Ton gestellt, und auch sein Blick war jetzt forschend. Jan zog es vor, nicht zu gründlich über diesen Blick nachzudenken. Er wollte sich nicht eingestehen müssen, daß er vielleicht *doch* Grund hatte, sich Sorgen zu machen. Was hatte Mertens gesagt? Herzanfall?

»Ich hatte gehofft, daß Sie mir das sagen würden«, sagte er. Katrin nahm schräg hinter Mertens Aufstellung und maß abwechselnd ihn und den Arzt mit strafenden Blicken.

»Wenn Sie mich fragen, was gestern abend mit Ihnen los war, muß ich Sie enttäuschen«, antwortete Mertens. »Ich weiß

es nicht. Nicht genau. Sie hatten einen Herzstillstand. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, warum.«

»Herzstillstand?« Jan sah den Arzt ungläubig an.

»Sieht so aus«, bestätigte Mertens bekümmert. »Wenn Sie hier herauskommen, sollten Sie sich bei dem jungen Mann im Kino bedanken. Er hat Ihnen das Leben gerettet.«

»Er hat mir zwei Rippen gebrochen«, sagte Jan.

»Wenn er es nicht getan hätte, wären Sie jetzt tot«, sagte Mertens. Er lächelte immer noch dabei, aber in seinen Worten lag, trotz des freundschaftlichen Tons ein Ernst, der Jan schauern ließ. »Sie hatten mehr Glück als Verstand, Herr Feller.«

»Er hatte einen *Herzanfall!*« korrigierte ihn Katrin. Ihre Stimme klang ein bißchen hysterisch, fand Jan. Er vermied es ganz bewußt, sie anzusehen, sondern konzentrierte sich ganz auf den Arzt.

»Herzstillstand«, sagte Mertens. »Das ist ein Unterschied.«

»Aber ... aber das ist unmöglich«, murmelte Jan verstört.

»Ich meine, ich ... ich treibe Sport. Ich bin zweiunddreißig. Ich rauche kaum, und ... und ich achte auf gesundes Essen.«

»Und trotzdem passiert so etwas von Zeit zu Zeit«, sagte Mertens. »Natürlich müssen wir Sie in den nächsten Tagen noch gründlich untersuchen, aber nach meinem ersten Eindruck sind Sie kerngesund - um es einmal so auszudrücken. So etwas passiert. Niemand weiß genau, warum.«

»Ein Herzstillstand?« vergewisserte sich Jan. »Einfach so?«

»Einfach so«, bestätigte Mertens. Er stand auf. »Aber nun machen Sie sich keine unnötigen Sorgen. Sie sind in besten Händen«, sagte der Mann. Er lächelte, diesmal war es ein berufsmäßiges, durch und durch unechtes Lächeln, setzte dazu an, mit seiner wenig überzeugenden Erklärung fortzufahren, und aus seiner Tasche drang ein helles, rhythmisches Piepsen. Seine Hand glitt so schnell in den Kittel, daß die Bewegung schon fast Erschrocken wirkte, und zog ein Gerät hervor, das Jan an seinen eigenen »Scall« erinnerte, aber wesentlich komplizierter aussah. Mertens warf nur einen flüchtigen Blick auf



das Display und gab sich nicht die geringste Mühe, seine Erleichterung zu verhehlen, als er wieder aufsaß.

»Mein Typ wird verlangt«, seufzte er. »Das ist das Problem, wenn man über ein normales Arztgehalt hinauswill. Andauernd will jemand, daß man auch etwas dafür tut.«

Jan ließ sich von seiner aufgesetzten Flapsigkeit nicht beeindrucken.

Er kaufte sie ihm auch nicht ab. »Sie verheimlichen mir etwas, nicht wahr?« fragte er.

Mertens stand ächzend auf. »Natürlich. Die Höhe meiner Rechnung.«

»Werde ich sterben?« fragte Jan gerade heraus.

»Sicher«, antwortete Mertens. »In vierzig oder fünfzig Jahren. Vielleicht auch später. Die Medizin macht Fortschritte.«

»Verdammt noch mal, ich meine es ernst!« sagte Jan.

Etwas ... änderte sich. Die heitere Stimmung, die Mertens ganz bewußt zu verbreiten versucht hatte, war wie weggeblasen. Die Schärfe in Jans Stimme zerschnitt förmlich die Atmosphäre. Es schien kälter zu werden. Das Licht nahm ab, und alle Schatten schienen plötzlich mit harten, schwarzen Linien nachgezogen zu sein.

»Ich auch«, antwortete Mertens. Er lächelte nicht mehr.

»Daß wir nicht wissen, was Ihnen zugestoßen ist, bedeutet nicht, daß Ihnen nichts fehlt, Herr Feller. Wir werden Sie in den nächsten drei Tagen gründlich untersuchen. Danach unterhalten wir uns weiter. Wenn Sie vorher auf einer Antwort bestehen, müssen Sie einen Hellseher konsultieren.«

Er ging und schloß die Tür hinter sich, noch bevor Jan eine weitere Frage stellen konnte. Jan starrte ihm wütend nach, rief sich in Gedanken aber selbst zur Ordnung. Seine Reaktion war überzogen. Es war ja sein gutes Recht, zu fragen, was mit ihm los war, und er hatte vielleicht auch noch das Recht, verärgert zu sein, weil seine Fragen nicht beantwortet wurden. Aber es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte Mertens angeschrien. Im Grunde genommen hatte er es, auch wenn er dabei nicht laut geworden war ...

»Warum ... stellst du so eine Frage?« murmelte Katrin. Sie blickte aus großen Augen auf ihn herab. Ihre Finger hatten sich mit aller Kraft um die Lehne des Stuhles geschlossen, auf dem Mertens gesessen hatte, und sie wirkte noch blasser und übernächtiger als zuvor.

»Welche Frage? Was mit mir los ist?«

»Ob du sterben wirst«, antwortete Katrin. Etwas Dunkles, das hinter Jan zu stehen schien, spiegelte sich in ihren Augen. Jan mußte sich mit aller Kraft beherrschen, um sich nicht im Bett herumzudrehen.

»Nur so«, antwortete er knapp.

»Nein«, behauptete Katrin. Der Schatten in ihren Augen versuchte, Substanz aufzunehmen. »Das war nicht *nur* so. Du verheimlichst mir etwas.«

Jan setzte zu einer lässigen Antwort an, aber die Worte wollten ihm einfach nicht über die Lippen kommen. Kälte erfüllte ihn, und er spürte quasi körperlich, daß sich etwas hinter ihm bewegte.

Aber es konnte nicht sein. Was immer hinter ihm war, flog genau in Katrins Blickrichtung. Sie hätte es unweigerlich gesehen. Was für ein Alptraum! Wieso wurde er diese Erinnerungsfetzen einfach nicht los?

»Da ist wirklich nichts«, sagte er lahm. Er versuchte, wenigstens eine *Spur* von Überzeugung in seine Stimme zu legen, aber er merkte selbst, wie kläglich dieser Versuch scheiterte.

Trotzdem fuhr er fort: »Ich kann dir nicht sagen, was los war. Bis gestern abend dachte ich noch, ich wäre völlig gesund ... «

Katrin blieb vollkommen ernst. Wahrscheinlich hatte sie seine Worte nicht einmal zur Kenntnis genommen. Sie setzte sich, sah ihn einen Moment verstört an und stand dann wieder auf, nur um sich im nächsten Augenblick wieder auf den unbequemen Stuhl sinken zu lassen.

»Du ... du würdest es mir sagen, wenn da etwas wäre, oder?« fragte sie stockend. Ihr Blick irrte im Zimmer umher, nur Jans Gesicht mied er. »Ich ... ich meine, du ... du würdest nicht

versuchen, mir aus falscher Rücksichtnahme zu verschweigen, wenn du ... wenn du krank wärst oder so etwas. Du würdest es mir doch sagen?«

*Wie kommst du denn auf die Idee*, dachte Jan. Laut und in so ehrlichem Ton, wie er nur konnte, sagte er: »Selbstverständlich. Ich würde dir niemals etwas so Wichtiges verschweigen.«

*Lügner*, wisperte eine Stimme in seinen Gedanken. Dann, eine Sekunde später, wurde ihm klar, daß die Stimme gar nicht *in*, sondern *hinter* ihm gewesen war. Der Unsichtbare Schatten sprach mit ihm. Das war grotesk. Absolut lächerlich!

Dann geschah etwas wirklich Beunruhigendes: Katrin legte den Kopf schräg, runzelte die Stirn und blickte für einen Moment gebannt auf einen Punkt hinter ihm, und ihr Gesichtsausdruck war ganz der eines Menschen, der irgend etwas wahrgenommen zu haben glaubte, sich aber nicht ganz sicher war.

Vielleicht so etwas wie einen Schatten aus den Augenwinkeln heraus, der immer dann verschwand, wenn man versuchte, ihn mit Blicken zu fixieren?

Um nicht den Verstand zu verlieren oder in ein plötzliches hysterisches Gelächter auszubrechen, drehte Jan nun doch den Kopf in das Kissen und starrte die Wand hinter sich an. Sie war das, wie sie sein sollte: Eine glatte, in sanftem Pastellton gestrichene Wand, in die eine Anzahl verchromter Anschlüsse eingelassen war. Nicht mehr und nicht weniger. Kein Schatten.

Als er sich wieder zu Katrin herumdrehte, war der verwirrte Ausdruck gänzlich aus ihren Augen verschwunden, so daß Jan vollkommen sicher war, daß jede Erinnerung getilgt worden war. In einem Ton, als hätte es keine Unterbrechung gegeben, fuhr sie fort: »Dann ist es gut. Weißt du ... ich ... ich würde es nicht ertragen, wenn du mir etwas so Wichtiges verschweigen würdest.«

*Wäre es dir lieber, ein paar Jahre lang mit der Gewißheit zu leben, daß ich es nicht mehr lange mache?* dachte Jan zynisch. *Bestimmt nicht. Niemand soll erleben, was meine Mutter und ich durchgemacht haben.* Dann erschrak er. Er war nicht sicher, ob

er diese Antwort wirklich nur gedacht oder womöglich ausgesprochen hatte. Die Erleichterung in Katrins Blick machte ihm jedoch rasch klar, daß er nicht laut gedacht hatte.

»Du hattest wirklich Glück, weißt du?« fuhr Katrin fort.

»Ich habe vergangene Nacht noch lange mit Dr. Mertens gesprochen. Fünf Minuten später, und es wäre vorbei gewesen.«

»Das hat nichts mit Glück zu tun«, sagte Jan. Er war fast erleichtert.

Auf einer tieferen Bewußtseinsebene hatte er schon die ganze Zeit darüber nachgedacht, wie er das Gespräch auf ein weniger verfängliches Thema lenken konnte. Nun gab ihm Katrin selbst der Vorwand, den er gesucht hatte. »Bedank dich bei deinem Bruder. Wenn er nicht gekommen wäre ... *a propos*: Wieso ist er überhaupt gekommen?«

»Du bist lange weggeblieben«, antwortete Katrin.

»Lange? Nicht einmal fünf Minuten! «

Katrin schien einen Moment lang angestrengt darüber nachdenken zu müssen, ob diese Behauptung auch wirklich der Wahrheit entsprach, dann zuckte sie mit den Schultern und fuhr in fast unwirschem Ton fort: »Du hast den ganzen Tag über schon nicht gut ausgesehen. Jedenfalls haben wir uns Sorgen gemacht. Ich ... ich hatte einfach das Gefühl, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist. Und da habe ich Dieter gebeten, dir nachzugehen und nach dem Rechten zu sehen.« Etwas wie Trotz glomm in ihren Augen auf, erlosch aber sofort wieder. »Ich weiß, daß du nicht viel auf meine Intuition gibst, aber diesmal hat sie dir das Leben gerettet.«

Jan hätte am liebsten aufgestöhnt, und er war dicht daran, *Nicht das schon wieder!* zu stöhnen. Er hatte Katrin sehr gern, aber manchmal war sie eine Paranoikerin par excellence. Wie Dieter es einmal so treffend ausgedrückt hatte: Sie war nur dann wirklich glücklich, wenn sie Unglück prophezeien konnte. Und da sie es oft genug tat, traf sie logischerweise manchmal ins Schwarze. Er konnte sich ungefähr vorstellen, was er sich in den nächsten Wochen würde anhören müssen. Wenn nicht Monaten ...

»A *propos* siebtes Gesicht«, sagte er. »Du solltest mal ein anderes aufsetzen. Wie lange hast du heute nacht geschlafen? Zehn Minuten oder zwanzig?«

Katrin starrte ihn an. »Charmant wie immer, wie?«

»Ich sagte doch: Bin wieder der Alte, mir fehlt nichts.«

Katrin seufzte, stand kopfschüttelnd auf und ging mit hängenden Schultern zu dem kleinen Waschbecken, das in einem Winkel neben der Tür angebracht war. Hinter Jan raschelte etwas. Ein seidiger Laut, so als rieben sich Schatten aneinander. Jans Herz begann rascher zu schlagen, und er spürte, wie seine Hand - absurderweise nur die linke - leicht zu zittern begann. Er schloß sie um das kalte Metall des Bettgestells. Sofort durchfuhr ihn ein stechender Schmerz, als sich die Injektionsnadel tiefer in sein Fleisch grub, er versuchte das Geräusch einfach wegzuleugnen. Es ging nicht. Das seidige Schleifen und Rascheln wurde sogar lauter. Er konnte *spüren*, daß jemand hinter ihm stand. Seine Phantasie schlug keine Purzelbäume mehr, sie fuhr auf einer Achterbahn, die von keinem TÜV der Welt abgenommen würde.

Nur um sich auf andere Gedanken zu bringen, richtete er sich ein bißchen weiter im Bett auf und sah Katrin an. Sie stand nach vorne gebeugt und mit hängenden Schultern auf das weiße Porzellanbecken gebeugt da, in einer Haltung, die ihre Müdigkeit deutlicher machte als alles andere. Das blasse Gesicht, das sich in dem Spiegel darüber brach, paßte zu dieser Erschöpfung.

»Weißt du was?« seufzte sie. »Du hast recht. Ich sehe scheiße aus.«

Sie hob die linke Hand und tastete mit den Fingerspitzen über die dunklen Ringe, die sich unter ihren Augen gebildet hatten, lächelte ihm aber gleichzeitig über den Spiegel hinweg zu.

Jan lächelte zurück.

Ungefähr eine Sekunde lang.

Jan konnte das seitenverkehrte Abbild ihres Gesichts deut-

lich in dem kleinen Spiegel erkennen, dahinter, kleiner und durch den veränderten Winkel etwas verzerrt, den seines eigenen, kaum weniger blassen, und dahinter wiederum den merkwürdigen Schatten.

Diesmal konnte er ihn nicht nur aus den Augenwinkeln heraus wahrnehmen, sondern frontal. Er stand hoch aufgerichtet und völlig reglos da, sehr groß, sehr schlank, sehr dunkel.

Wie gestern abend im Krankenwagen war er halb transparent, so daß man die Wand dahinter noch teilweise erkennen konnte, und eigentlich war es auch gar kein richtiger Schatten, sondern etwas wie ein nicht ganz scharf gezeichneter Umriß, der aus irgendeiner nebligen Substanz zu bestehen schien.

»Du könntest mir ruhig widersprechen, auch wenn es gelogen ist«, maulte Katrin. »Immerhin ...«

Sie runzelte die Stirn, musterte sein Konterfei noch einen kurzen Moment lang im Spiegel und drehte sich dann langsam zu ihm herum.

»Jan?«

Er wollte ja antworten, aber er konnte es nicht. Sein Herz schlug langsam, sehr hart und sehr schwer. Eine der Apparaturen an der Wand hinter ihm begann ärgerlich zu piepsen. Jans Blick hing wie gebannt an dem Schatten. Er sollte verschwinden. Eine anständige Halluzination löste sich auf, wenn man sie als das entlarvte, was sie war.

Diese nicht.

Sie wurde deutlicher.

Er konnte die Wand dahinter jetzt kaum noch erkennen.

Die Schwärze nahm zu, und der Umriß war jetzt scharf gezeichnet, wie mit einer jener alten Tuschefedern, die so spitz waren, daß sie das Papier ritzten. Was bisher ein flacher Schatten gewesen war, versuchte Tiefe zu entwickeln. Dieser Umgestaltung würde vielleicht der Übergang in die Wirklichkeit folgen.

»Jan?« fragte Katrin noch einmal. »Jan, um Himmels willen, was hast du? Du ... du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen! «

Das hatte er auch. Er sah es noch. Es wurde deutlicher und versuchte anscheinend mit aller Macht, aus dem Reich der Schatten herauszutreten und einen Körper zu bekommen, aber irgend etwas verwehrte ihm diesen letzten, entscheidenden Schritt. Sollte es ihn tun, würde er, Jan, den Verstand verlieren, auf der Stelle und endgültig, das wußte er.

»Jan!« Katrin schrie jetzt fast, sie stieß sich plötzlich mit beiden Händen vom Waschbecken ab und stürzte auf ihn zu. Der Schatten hob die Hand und machte eine Bewegung, die ein rauchiges Nachbild auf Jans Netzhaut hinterließ, und Katrin hielt mitten im Schritt inne und riß verwirrt die Augen auf. »Was -?! «

Die Tür flog auf, und eine ältliche Krankenschwester in einer etwas zu engen weißen Tracht stürmte herein. Ihr Gesicht verriet, daß sie mindestens so lange auf den Beinen gewesen sein mußte wie Katrin, wahrscheinlich länger, aber das hinderte sie nicht daran, die Lage mit einem einzigen Blick zu erfassen und richtig zu reagieren. Sie war mit zwei schnellen Schritten zwischen Katrin und ihm, drängte sie wie zufällig, aber dabei sehr nachdrücklich zur Seite und warf einen schnellen, routinierten Blick zuerst auf Jan, dann auf die Phalanx von Apparaturen und Computern hinter ihm. Um das zu tun, mußte sie direkt durch den Schatten hindurchsehen, was ihr aber offenbar nicht die geringste Mühe bereitete.

»Was ... was ist denn los?« fragte Katrin. Sie fuhr sich nervös mit der Hand über das Gesicht und sah ganz aus wie jemand, der sich fragte, was, zum Teufel, eigentlich los war.

Die Schwester betätigte ein paar Schalter an den Geräten hinter ihm, und der Überwachungscomputer stellte sein elektronisches Nörgeln ein. Erst dann drehte sie sich zu Katrin um und sagte mit ruhiger, aber sehr sicherer Stimme: »Es gibt keinen Grund zur Beunruhigung. Aber Sie sollten Herrn Feller jetzt besser allein lassen. Er braucht ein bißchen Ruhe.«

»Kein Grund zur Beunruhigung?« Katrin wirkte *eindeutig* beunruhigt, und Jan, der in diesem Moment wortwörtlich das-

selbe dachte, fühlte sich mehr als nur beunruhigt. Eine nie gekannte, stille Art von Panik begann von ihm Besitz zu ergreifen, langsam, aber unaufhaltsam. Die Kurve auf dem Monitor hinter seinem Bett schlug schon wieder aus. Die Schwester ignorierte es.

»Aber ... aber sollten wir nicht einen Arzt rufen oder so etwas?« fragte Katrin.

»Das ist wieder nicht nötig«, sagte die Schwester, nun schon eine Spur entschiedener. »Lassen Sie ihn einfach schlafen. Es ist fünf Uhr morgens.«

»Aber -«

»Und Sie sollten dasselbe tun. Gehen Sie nach Hause und schlafen Sie sich gründlich aus.«

Katrin schüttelte verstört den Kopf. Und dann tat sie etwas für sie vollkommen Untypisches: Sie gab auf. Sofort, umfassend, ohne auch nur den Versuch einer Widerrede.

»Wahrscheinlich haben Sie recht«, sagte sie. Sie sah auf die Uhr, gähnte, winkte Jan beiläufig zu und ging ohne ein weiteres Wort.

Jan blickte ihr fassungslos nach.> »Was haben Sie mit ihr gemacht?« fragte er. »Sie hypnotisiert?«

Ganz offensichtlich verstand die Schwester nicht, wovon er sprach. Sie hob nur die Schultern und ging nicht weiter auf das Gespräch ein.

»Ich werde Ihnen etwas geben, damit Sie schlafen können«, sagte sie.

»Und wenn ich das nicht will?« *Schlafen? Sich freiwillig in das Reich des Schattens begeben?*

Die Krankenschwester runzelte die Stirn. »Sind Sie reich?« fragte sie.

»Wie?«

»Sind Sie es?«

»Nein«, antwortete Jan, »aber was -?«

»Dann können Sie sich auch keinen teuren Rechtsanwalt leisten, der die Klinik verklagt«, unterbrach ihn die Schwester,



lachte gutmütig und begann an den Kontrollen der Infusionsschläuche herumzufummeln. Sie befanden sich außerhalb des Bereiches, den Jan einsehen konnte, aber er konnte sich ziemlich genau vorstellen, was sie dort tat.

»He!« protestierte er. »Ich will nicht schlafen.«

»Haben Sie einen dringenden Termin?« fragte die Schwester spöttisch. Sie trat einen Schritt zurück, begutachtete kritisch ihr Werk und schien mehr als zufrieden damit zu sein.

»Machen Sie sich keine Sorgen. Wir passen gut auf Sie auf. Schließlich ist das hier eine Intensivstation.«

»Der richtige Ort für jemanden, der sich keine Sorgen zu machen braucht, wie?« murrte Jan.

»Richtig.« Die Schwester lächelte auf eine Art, die Jan wütend gemacht hätte. Hätte das Medikament nicht bereits angefangen, seine Wirkung zu tun. Was immer es war - es schien keine chemische Keule, sondern ein chemischer Preßlufthammer zu sein. Er war sich sowohl der Ungeheuerlichkeit dessen bewußt, was Schwester Rabiata mit ihm anstellte, als auch der weiteren Gegenwart des Dunklen. Der Schatten stand immer noch hinter ihm, unfähig, den letzten Schritt in die Realität zu tun, aber drohend und präsent. All dies war Jan vollkommen bewußt.

Aber es war ihm auch scheißegal.

»Schlafen Sie jetzt«, sagte die Schwester. »Ich komme in zehn Minuten noch einmal herein und sehe nach Ihnen.«

»Ich denke ja nicht daran«, murmelte Jan, während ihm bereits die Augen zufielen.

Er konnte allerdings nicht lange geschlafen haben. Vielleicht hatte er überhaupt nicht geschlafen, denn er hatte das Gefühl, das Geräusch der zuschlagenden Tür noch im Ohr zu haben, als er auch schon wieder erwachte.

Nicht von selbst. Jemand hatte ihn geweckt, auf welche Weise konnte er sonderbarerweise nicht mehr sagen, jedenfalls wohl auf ziemlich grobe Art. Er wußte nur, daß es keine

Berührung gewesen war, und auch kein lautes Sprechen. Rütteln an der Schulter und hysterisches Geschrei waren ja Dieters und Katrins Methoden.

Jedenfalls war es ihm unmöglich weiterzuschlafen. Etwas, das stärker war als der medikamentös hervorgerufene Tiefschlaf, schnitt wie eine Messerklinge durch sein gedämpftes Bewußtsein und riß ihn aus dem Alptraum heraus, der tief unter der Betäubung getobt hatte.

Er öffnete die Augen.

Eine schattenhafte, schlanke Gestalt stand neben seinem Bett und sah auf ihn herab.

Eine schattenhafte Gestalt, kein Schatten. Es war nicht der Dunkle. Seine Umrisse waren zu real, um etwas anderes als Realität sein zu können, aber es brachte zugleich auch etwas von der körperlosen Angst mit sich, die den Dunklen ausgezeichnet hatte. Sein Herz schlug nicht schnell. Er war völlig ruhig. Er spürte die Furcht, die die Gestalt umgab wie ein unsichtbarer, wehender Mantel, aber sie berührte ihn nicht.

Jan wurde klar, daß er nicht wach war, sondern nur eine besonders bizarre Fortsetzung des Alptraums erlebte, der bisher in eine tiefere Bewußtseinsebene verdrängt gewesen war.

*Geh*, wisperte der Schatten. Du *mußt verschwinden. Sofort.*

*Er ist auf dem Weg.*

Damit endete die Vision. Der Schatten verblaßte und war dann einfach weg, und Jan schlug zum zweitenmal die Augen auf und erwachte endgültig.

Er hatte entsetzliche Kopfschmerzen. In seinem Mund war ein Geschmack, den er nicht einmal beschreiben konnte, und seine linke Hand fühlte sich an, als wäre sie zur Größe eines Medizinballs angeschwollen und bestünde aus nichts anderem als purem Schmerz.

Jan . blinzelte, versuchte den schlechten Geschmack herunterzuschlucken und handelte sich einen ausgewachsenen

Brechreiz ein. Während er dagegen ankämpfte, sah er mühsam nach links. Der Schatten war endgültig verschwunden - soweit

er jemals dagewesen war -, und durch die Milchglasscheibe strömte nun echtes Sonnenlicht, durch die Tür drangen gedämpfte Laute, die nicht zu identifizieren waren, trotzdem aber anders als bisher waren. Sein Zeitgefühl hatte ihn vollends im Stich gelassen: Er war deutlich länger als einige Sekunden weggewesen. Und er mußte hier raus.

Der Gedanke entstand so deutlich in seinem Bewußtsein, als hätte jemand ihm die Worte laut ins Ohr gesagt. Kein Zweifel. Kein Widerspruch. Kein Hinterfragen.

Er mußte hier raus.

*Sofort.*

Es gab allerdings ein Problem: Der Geist war willig, aber sein Fleisch war schwach, und das im buchstäblichen Sinne des Wortes. Das Zeug, das die Schwester in seine Infusion gemischt hatte, hatte sein Bewußtsein freigegeben, hielt seinen Körper aber weiter eisern umklammert. Seine Glieder schienen mit Blei gefüllt zu sein (abgesehen von seiner linken Hand, in der pures Feuer war), und der Druckverband um seine Brust schien sich in reines Gußeisen verwandelt zu haben. Er versuchte sich hochzustemmen, scheiterte schon im Ansatz und schloß für einen Moment die Augen, um Kraft zu sammeln.

*Er ist auf dem Weg.*

Er wußte nicht einmal, was diese Worte bedeuteten. Aber sie erfüllten ihn mit einer Angst, wie er sie nie zuvor gespürt hatte, nicht einmal am vergangenen Abend, als er glaubte, dem Tod ins Auge zu blicken.

Er mußte hier weg. Sofort.

In einer Beziehung war es tatsächlich wie im Kino: Es war das gleiche Gefühl wie gestern, als er vor der Tür der Toilette gestanden hatte. Ohne daß es irgendeiner logischen Begründung bedurfte, wußte er einfach, daß etwas Entsetzliches geschehen würde, etwas Unsagbares, schlimmer als der Tod. Er wußte sogar, was.

Seine Seele war in Gefahr.

Er schloß noch einmal die Augen, sammelte sich und zwang seine Augenlider, die plötzlich eine Tonne zu wiegen schienen, sich wieder zu heben.

*Er ist auf dem Weg.*

Er war fast hier.

Jan konnte nicht sagen, was *er* war, oder ob *er* überhaupt >er< oder nicht viel mehr >es< bedeutete, aber schon dieser pure Gedanke erfüllte ihn mit einem solchen Grauen, daß er nicht anders konnte, als sich hochzustemmen. Seine linke Hand pochte wütend. Jan raffte all seinen Mut zusammen, griff nach der Infusionsnadel und riß sie mit einem kräftigen Ruck heraus. Es tat viel weniger weh, als er erwartet hatte, und auch der Schmerz in seinem Arm flammte nur noch einmal kurz auf und war dann einfach verschwunden.

Aber er hatte keine Zeit, weiter darauf zu achten. *Er* war fast da.

Jan stemmte sich mühsam hoch, schlug die Bettdecke zur Seite und machte eine Entdeckung, die ihn zugleich erboste und ihm die Schamesröte ins Gesicht trieb: Man hatte ihm einen Katheter gelegt.

Er riß ihn heraus. Es tat weh - diesmal viel mehr, als er erwartet hatte -, aber er hatte auch keine Zeit, sich von dem Schmerz ablenken zu lassen, sondern schwang die Beine vom Bett, verzog das Gesicht, als seine nackten Fußsohlen den kalten Boden berührten und stand schwankend auf. Sein Kopf dröhnte. Er machte einen mühsamen Schritt auf das Waschbecken zu - die schmale Tür daneben mußte ein Schrank sein, in dem sich sicher seine Sachen verbargen - und stellte mit einer Mischung aus Resignation und Ärger fest, daß ihm zu allem Überfluß jetzt nicht nur schwindelig wurde, sondern er auch noch Krämpfe in sämtlichen Zehen bekam, die vermutlich durch den eisigen Boden ausgelöst wurden, und zwang sich mit zusammengebissenen Zähnen, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Der Weg zum Schrank betrug drei, vielleicht vier Schritte, aber er schien kein Ende zu nehmen. *Er ist auf dem*

Weg. Er war fast da. Die Zeit raste, schien aber gleichzeitig fast stillzustehen. Jan taumelte gegen das Waschbecken, schlug sich schmerzhaft die Hüfte an dem harten Porzellan an und wurde damit belohnt, daß er die Tür daneben aufzog und tatsächlich seine Kleider entdeckte, unordentlich in eine Plastiktüte gestopft, aber vollzählig und im halbwegs sauberen Zustand.

Als er ungeschickt in seine Hose schlüpfte, flog die Tür auf, und die Krankenschwester aus der vergangenen Nacht stürzte herein. Einer der elektronischen Wachhunde, von denen er sich abgenabelt hatte, hatte ihn wohl verpetzt. Verräterisches kleines Miststück!

»Was ist hier los?! «

Jan erappte sich bei der völlig verrückten Frage, was um alles in der Welt die Schwester hier tat. Ihre Schicht mußte längst vorbei sein.

»Ich habe gefragt, was das zu bedeuten hat«, wiederholte die Schwester scharf. »Herr Feller! «

Was dem gerechten Zorn in ihrer Stimme nicht gelungen war, das bewirkte der Klang seines Namens. Es mußte wohl doch so sein, daß Namen magische Worte waren.

»Ich gehe«, sagte er trotzig. »Das sehen Sie doch, oder?«

»Sind Sie ... verrückt geworden?« murmelte die Schwester.

»Ich muß hier raus«, zischte Jan, während er versuchte, an der Schwester vorbeizukommen »Er ist auf dem Weg. Ich muß weg.«

»Er?« hakte die Schwester nach. »Wen meinen Sie?«

Hinter Jans Stirn begann eine ganze Batterie von Alarmsirenen zu schrillen. Obwohl er einer Panik nicht nur nahe, sondern eigentlich schon davon gepackt, arbeitete ein Teil seines Bewußtseins plötzlich mit einer unbekannten Schärfe. Er durfte der Schwester keinen noch so kleinen Anlaß geben, an seiner geistigen Klarheit zu zweifeln. Wenn sie glaubte, daß er nicht ganz bei sich war, würde sie ihn aufhalten. Oder jemanden rufen, der es tat.

»Ich muß weg«, antwortete er mit Nachdruck. »Ich kann nicht bleiben.«

»Sie werden nichts dergleichen tun!« sagte die Schwester grimmig. Sie hatte ihre Überraschung überwunden und fand nun rasch in ihr gewohntes Verhalten zurück. Jan machte sich nichts vor. Die Krankenschwester war es gewohnt, mit renitenten Patienten umzugehen.

Sie setzte eine kampflustige Miene auf, trat auf ihn zu und hielt ihn am Arm fest. »Sie legen sich sofort wieder hin«, sagte sie streng.

Jan riß sich los. Das hieß: Er wollte es tun, mußte aber mit Schrecken feststellen, daß er im Moment ungefähr so kräftig wie ein Neugeborenes war. Schließlich zog die Schwester die Hand zurück - aber gewiß nicht, weil Jans Gegenwehr sie dazu gezwungen hätte.

Jan versuchte erneut, an der Krankenschwester vorbei, das Zimmer zu verlassen. Sie vertrat ihm den Weg; auf ihrem Gesicht kämpften die unterschiedlichsten Emotionen miteinander.

Sie sah beinahe verzweifelt aus. »Ich bitte Sie«, sagte sie, nunmehr eine andere Taktik wählend und an sein Verständnis, wenn schon nicht an seine Vernunft, appellierend. »Sie können nicht gehen. Sprechen Sie wenigstens vorher noch einmal mit dem Arzt.«

»Ich muß weg«, antwortete Jan stur. »Gehen Sie mir ... aus dem Weg.«

Sie machte keinerlei Anstalten, so etwas zu tun, sondern blickte ihn nur weiter vollkommen fassungslos an, so daß Jan die Hand hob und sie an der Schulter packte. Diesmal gab sie seinem schwächlichen Versuch, sie aus dem Weg zu schieben, nicht nach, sondern blieb einfach stehen und blickte ihm in die Augen.

Jan probierte es noch einmal, registrierte auf einer anderen, tieferen Bewußtseinssebene, die immer lautstärker gegen den Wahnsinn ankämpfte, daß er sich auf diese Weise nur weiter lächerlich machen konnte, und ließ den Arm sinken. Etwas

raschelte hinter ihm. Ein Schatten wie das Schlagen eines Schmetterlingflügels ließ das Sonnenlicht flackern, das durch das Fenster hereinfiel, und etwas kam.

»Gehen Sie mir aus dem Weg«, sagte er. Seine Stimme zitterte vor Schwäche. Sie schwankte und wäre fast umgeschlagen, und sie hörte sich ganz und gar nicht fordernd oder gar befehlend an, sondern einfach nur komisch. Trotzdem mußte etwas darin sein - vielleicht auch in seinem Blick -, was der Schwester klar machte, wie bitter ernst er diese Worte meinte. Sie sah ihn nur noch einen weiteren Moment lang an, dann machte sie eine Bewegung, mit der sie ihre Schultern vielleicht um einen Millimeter hob und die nicht wirklich zu sehen, aber irgendwie zu erahnen war. Sie trat einen halben Schritt zur Seite und zugleich zurück und überlegte es sich dann anders. Bevor Jan das Zimmer verlassen konnte, drehte sie sich um, öffnete die Tür und verließ mit schnellen Schritten das Zimmer; zweifellos mit dem Ziel, das nächstbeste Telefon zu erreichen und Dr. Mertens zu alarmieren - mit etwas Glück. Mit weniger Glück vielleicht auch die Jungs mit den weißen Jacken. Es war egal. Sollten sie ihn einsperren. Wegbringen. Hauptsache, er mußte nicht hierbleiben. Etwas Unvorstellbares würde geschehen, wenn er auch nur noch eine einzige Minute in diesem Raum verbrachte ...

Jan folgte der Krankenschwester, hatte aber erhebliche Mühe, die schwere Tür aufzubekommen. Ihm wurde immer wieder schwindelig. Seine Knie waren weich wie Pudding, und vor seinen Augen begann alles zu verschwimmen, dazu gesellten sich Kopfschmerzen, die mittlerweile jeder Beschreibung spotteten. Die Droge, die immer noch in seinen Adern kreiste, setzte nun offensichtlich zum Sturmangriff auf seinen Willen an, sein Organismus gehorchte diesem Willen zwar noch und wehrte sich nach Kräften, konnte diesem Chemiecocktail aber nicht genug entgegensetzen. Er war nicht sicher, ob er es bis hinaus auf den Flur schaffen würde. Geschweige denn, bis zur Pforte.

Und dann?

Jan gestand sich ein, daß er bisher nicht einmal einen Gedanken daran verschwendet hatte, was dann wäre. Er wußte weder genau, wo er war, noch wohin er wollte. Er wußte nur, daß er nicht *hier* bleiben konnte.

Nachdem es ihm endlich gelungen war, die Tür zu öffnen und hindurchzuwanken, fand er sich in einem schmalen, schlauchförmigen Raum wieder, von dessen linker Seite drei Türen und rechts eine Tür abzweigten.

Jan schlurfte mit hängenden Schultern auf die Glastür zu, auf der er seitenverkehrt das Wort *Intensivstation* lesen konnte, drückte die Klinke herunter und rechnete fest damit, sie verschlossen zu finden.

Sie war es nicht. Ganz im Gegenteil erklang ein kaum hörbares Summen, und die Türklinke in seiner Hand bewegte sich beinahe ohne sein Zutun. Die Tür schwang auf und gab den Blick auf einen langen, vollkommen leeren Krankenhausflur frei. In einiger Entfernung ragte ein gläserner Vorbau in den Korridor hinein, ähnlich dem Cockpit eines Bombenflugzeuges aus dem zweiten Weltkrieg: Das Schwesternzimmer, von dem aus der gesamte Flur zu überblicken war. Er konnte weder die Krankenschwester noch eine ihrer Kolleginnen irgendwo sehen, aber nachdem er die Tür durchschritten hatte, hörte er ihre Stimme. Die Worte waren nicht zu verstehen, aber sie klang aufgeregt und sprach sehr schnell. Es war nicht schwer zu erraten, mit wem sie telefonierte.

*Er ist auf dem Weg.*

Jan ging weiter. Er fühlte sich immer noch hunds miserabel, aber die Bewegung und vor allem das Adrenalin, das die Angst im Übermaß in seinen Kreislauf pumpte, gaben ihm neue Kraft. Seine Kopfschmerzen wurden noch schlimmer und trieben ihm nun buchstäblich die Tränen in die Augen, und er wußte auch, daß er für diese geliehene Kraft bitter würde bezahlen müssen. Er hatte jetzt Mühe, sich auch nur zu bewegen. Seine angeknacksten Rippen protestierten lautstark gegen die



grobe Behandlung, und jeder Atemzug war ein dünner, aber tief gehender Stich in seine Brust, und auch wenn seine Knie jetzt nicht mehr nachzugeben drohten, so zitterten sie doch bei jedem Schritt unter seinem Gewicht. Aber er mußte hier raus. Wenn er blieb, würde etwas passieren, das schlimmer war als der Tod.

Jan entdeckte den Aufzug fast am anderen Ende des Flures, sparte sich die Kraft, die ein Seufzer gekostet hätte, lieber für einen weiteren Schritt auf und tastete sich mühsam an der Wand entlang darauf zu. Zwei Schritte weit, dann wich er wieder bis in die Mitte des Korridors zurück. Es tat ungemein wohl, sein Gewicht an der weißgestrichenen Wand abzustützen, aber unter der Erleichterung schlich sich eine heimtückische Müdigkeit heran, die nur darauf wartete, in einem unaufmerksamen Moment über ihn herzufallen.

Er erreichte das Wachzimmer, sah die Schwester, ganz wie er erwartet hatte, mit dem Rücken zur Glasscheibe dastehen und lautstark und aufgeregt telefonieren, wobei sie unentwegt mit der freien Hand gestikulierte. Jan ging weiter. Der Flur war nicht nur subjektiv, sondern auch wirklich sehr lang - an beiden Seiten mußten mindestens zehn wenn nicht mehr Türen in die entsprechende Anzahl von Zimmern hineinführen. Aber entweder war keines davon belegt, oder er hatte gerade die Mittagsruhe oder etwas Ähnliches erwischt. Auf seinem ganzen Weg zum Aufzug hin begegnete ihm kein Mensch.

Jan war sehr froh darüber. Er war nicht sicher, daß er die Kraft gehabt hätte, eine weitere Auseinandersetzung durchzustehen. Niemand hier würde es wagen, ihn wirklich gewaltsam und gegen seinen Willen aufzuhalten, das war ihm klar. Aber allein das Sprechen fiel ihm schwer. Allein der *Entschluß*, sich dem Willen eines anderen zu widersetzen, war vielleicht schon mehr, als er im Moment bewältigen konnte.

Er ließ sich schwer gegen die Tür des Aufzugs sinken, widerstand im buchstäblich allerletzten Moment der Versuchung, die Augen zu schließen und nur kurz, eine einzige, süße Se-

kunde lang der Müdigkeit nachzugeben, und drückte den silbernen Knopf, der die Kabine rief.

Nichts geschah. Der grüne Leuchtpfeil, der über der Tür angebracht war, blieb dunkel.

Jan drückte den Knopf noch einmal, mit dem gleichen Ergebnis.

Er sah fast verzweifelt in die Runde und stöhnte nun

doch, als er das kleine, in Augenhöhe neben der Tür angebrachte Schildchen las: »Nur für Bettentransport«.

Er hatte einen jener Aufzüge erwischt, die nur mit einem Schlüssel zu betätigen waren.

Zweifellos besaß die Schwester einen solchen Schlüssel.

Aber sie befand sich fast am anderen Ende des Korridors und für Jan somit praktisch auf der Rückseite des Mondes. Und ebenso zweifellos, wie sie diesen Schlüssel hatte, würde sie sich auch weigern, ihn auszuhändigen.

Jan drehte sich herum, ließ sich mit beiden Schultern und dem Hinterkopf gegen die Tür sinken und registrierte mit einem Gefühl dumpfen Entsetzens, daß sich der Besucheraufzug am anderen Ende des Flurs befand. Nachdem er die Station verlassen hatte, war er direkt daran vorbeigegangen, ohne es auch nur zu bemerken.

Hinter ihm erscholl ein helles »Pling«, und das verchromte Metall der Lifttüren begann ganz sachte in seinem Rücken zu vibrieren. Jan wandte sich wieder um, machte einen wackeligen Schritt zurück und sah voller Erstaunen, wie die grüne Leuchtanzeige über der Tür aufleuchtete. Nicht einmal eine halbe Minute später hörte er die Kabine ankommen. Die Tür faltete sich ineinander und verschwand in der Wand, um den Blick auf eine erstaunlich geräumige, vollständig verchromte Kabine freizugeben, und Dr. Mertens trat heraus, stemmte die Fäuste in die Hüften und maß Jan mit einem langen, taxierenden Blick.

»Würden Sie mir verraten, was das wird?«

»Ich gehe«, antwortete Jan. »Ich muß ... weg.«

»Ach? Müssen Sie?« fragte Mertens. Plötzlich schien ihm

seine Haltung selbst albern vorzukommen. Er nahm die Hände herunter, wich wieder einen halben Schritt in die Kabine zurück, so daß er rein zufällig die Lichtschranke unterbrach und somit die Türen daran hinderte, sich zu schließen, und maß Jan mit einem neuen, auf eine ganz andere Art nachdenklichen Blick von Kopf bis Fuß.

»Was ist los?« fragte er, plötzlich sehr leise, sehr ernst, besorgt. In seiner Stimme war ein alarmierter Ton, den Jan nicht richtig zu deuten vermochte. Es war ihm auch gleich. Es spielte keine Rolle. Nichts spielte eine Rolle. Nur, daß er hier heraus kam, so schnell wie möglich und ehe *er* hier war.

»Ich gehe nach Hause«, sagte er. »Ich fühle mich schon wieder ganz gut.«

»Ihr Zustand ist noch sehr labil«, sagte Mertens ruhig.

»Und Sie werden nirgendwo hingehen.«

»Woher wollen Sie das wissen?« murmelte Jan. Er konnte kaum noch auf der Stelle stehen. Mertens' Gestalt flackerte vor seinen Augen, verschob und verdrehte sich, als betrachte er sie durch einen Zerrspiegel, der noch dazu eine Unzahl von Sprüngen hatte, und unter seinen Füßen mußte sich ein winziges *Black Hole* aufgetan haben, denn sein Körper wurde mit jeder Sekunde schwerer.

»Immerhin weiß ich am besten, was wir renitenten Patienten wie Ihnen geben, um sie ruhigzustellen«, antwortete Mertens. Er legte den Kopf auf die Seite. »Erstaunlich, daß Sie es überhaupt bis hierher geschafft haben.«

»Daran sehen Sie, wie gut es mir geht«, murmelte Jan. Alles drehte sich. Ihm war übel.

»Was soll das?« fragte Mertens. »Haben Sie kein Vertrauen zu mir? Kein Problem. Ich kann einen anderen Kollegen rufen, der sich um Sie kümmert.«

»Geben Sie den Weg frei«, murmelte Jan mit letzter Kraft.

»Oder -«

»Oder was?« fragte Mertens. Er klang fast belustigt. »Schlagen Sie mich nieder? Ich glaube nicht, daß Sie das schaffen.«

Allein die Anstrengung, weiter still auf der Stelle zu stehen, überstieg nun seine Möglichkeiten. »Sie ... dürfen mich ... gar nicht gegen meinen Willen ... «

»... hierbehalten, ich weiß.« Mertens machte ein abfälliges Geräusch. »Dummerweise darf ich Sie in diesem Zustand auch nicht gehen lassen. Begreifen Sie das Dilemma? Wenn Sie schon keine Rücksicht auf sich selbst nehmen, dann haben Sie doch wenigstens Mitleid mit mir. Aber Sie haben recht. Ich darf Sie nicht zwingen, hierzubleiben. Und ich will es auch gar nicht.«

In seiner Stimme war plötzlich eine Versöhnlichkeit, die Jan alarmierte. Mertens wechselte die Taktik, das war alles. Er spielte auf Zeit. Vermutlich baute er - mit Recht - darauf, daß Jan den Kampf gegen das Betäubungsmittel schließlich doch verlieren würde. Er brauchte ihn einfach nur in ein Gespräch zu verwickeln, das lange genug dauerte, bis er ihm schnarchend vor die Füße fiel.

Keine Zeit mehr für Diskussionen.

Die chemische Uhr in seinem Inneren lief ab, und die Schatten ringsum wurden dunkler. Jan versuchte, dieses Phänomen auf sein nachlassendes Sehvermögen zu schieben, aber er spürte zugleich auch, daß es nicht stimmte. Die Dunkelheit in seinen Augenwinkeln *bewegte* sich.

Jan taumelte frontal auf Mertens zu und fragte sich, was er eigentlich tun sollte, wenn Mertens einfach stehen blieb. Der Mediziner war zwar einen Kopf kleiner als er und einige Jahre älter, im Augenblick aber zweifellos in der Lage, ihn ohne Probleme festzuhalten. Und wie er Mertens einschätzte, waren ihm die eventuellen Konsequenzen vollkommen egal.

Mertens nahm ihm die Entscheidung jedoch ab, indem er im letzten Moment zur Seite trat und den Weg freigab. Jan torkelte auf sein eigenes verzerrtes Spiegelbild in der verchromten Rückwand der Liftkabine zu, und die Spiegelung des Schattens, die er ebenfalls darin sah, folgte ihm. Lautlos. Schnell. Er war nicht auf dem Weg. Er war da. Hier.

»Bitte, Herr Feller ... Jan«, sagte Mertens. Da er die Lichtschränke nicht länger unterbrach, schlossen sich die Türhälften langsam. Jan hatte entsetzliche Angst vor dem, was er sehen würde, aber noch mehr davor, einfach stehen zu bleiben und das Unausweichliche zu erwarten. Also drehte er sich herum und sah Mertens, die sich schließende Tür hinter ihm und zugleich den Schatten an.

Der war nicht mehr da.

Verwirrt drehte Jan den Kopf und sah die verspiegelte Wand an, an der er lehnte. Er war zu nahe, als daß sich seine Augen scharf einstellen und ihm ein klares Bild liefern konnten. Sie begannen fast sofort zu schmerzen. Trotzdem konnte er die zugleitende Tür so deutlich erkennen wie den Schatten, der sich dem schmaler werdenden Spalt näherte.

Etwa eine Sekunde lang konnte er den Krankenhausflur auf der anderen Seite noch erkennen, und das war kein Schatten. Jan war felsenfest davon überzeugt, daß der Schatten einfach durch die Lifttür hindurchtreten würde, weil er eine Kreatur aus einer Dimension war, die stoffliche Hindernisse nicht aufzuhalten vermochte.

Aber die Tür blieb verschlossen, und nichts trat hindurch.

Mertens und er waren allein in der Kabine. Der Arzt setzte dazu an, etwas zu sagen, runzelte plötzlich die Stirn und betrachtete verwirrt die verchromte Wand. Dann schüttelte er den Kopf und streckte die Hand nach der Schalttafel neben der Tür aus.

»Nein! « keuchte Jan.

Mertens erstarrte mitten in der Bewegung. »Nein? Was, nein?«

Unsichtbare Fingernägel kratzten an der anderen Seite der Tür. Etwas wollte herein.

»Machen Sie ... nicht die Tür auf«, bat Jan.

Dr. Mertens betrachtete seine Hand, die noch immer wenige Zentimeter über der Schalttafel hing, als wäre sie ein Fremdkörper, dann schüttelte er den Kopf und ließ den Arm wieder sinken. Das Scharren an der Tür wurde immer lauter.

»Ist Ihnen eigentlich klar, wie eigenartig Sie sich benehmen?

« fragte Mertens.

»Ja«, antwortete Jan. »Aber ich habe meine Gründe, glauben Sie mir.« Natürlich hatte er die. Einen Schatten, der ihm im Traum erschienen war und ihm befohlen hatte, das Krankenhaus so schnell wie möglich zu verlassen, weil etwas, von dem er nicht einmal wußte, was es war, hierherkommen würde, um ihm etwas anzutun, von dem er erst recht keine Ahnung hatte. Gute Gründe. Er konnte sich lebhaft vorstellen, wie Mertens reagierte, wenn er ihm das erzählte.

»Ich hoffe, daß Sie die haben«, sagte Mertens ernst. »Und ich hoffe auch, Sie sind sich darüber im klaren, daß Sie mit Ihrer Gesundheit spielen, wenn Sie jetzt einfach so gehen.

Wenn nicht gar mit Ihrem Leben.«

Als Jan nicht antwortete, sondern ihn - genauer gesagt, die Tür hinter ihm - nur weiter anstarrte, zuckte er mit den Schultern und zog einen Schlüsselbund aus der Tasche.

»Erdgeschoß«, seufzte er, während er den entsprechenden Schlüssel herauskramte und den Lift damit aktivierte. »Spielzeug, Damenoberbekleidung und Notausgang für potentielle Selbstmörder.«

Der Lift setzte sich summend in Bewegung, und forderndes Scharren und Kratzen blieb über ihnen zurück. Jan atmete auf. Verrückt oder nicht, dieser bizarre Alptraum schien gewissen, fast logischen Spielregeln zu gehorchen.

»Danke«, sagte er.

Mertens zuckte ärgerlich mit den Schultern. »Bedanken Sie sich nicht zu früh«, sagte er. »Ich tue Ihnen hiermit keinen Gefallen. «

»Und Sie lassen mich trotzdem gehen?«

»Das hier ist ein Krankenhaus, kein Gefängnis«, antwortete Mertens. »Sie sind alt genug, um zu wissen, was Sie tun und offenbar wenigstens teilweise im Besitz Ihrer geistigen Klarheit. Außerdem ist mir meine Zeit einfach zu kostbar, um sie mit Dummköpfen wie Ihnen zu vertun.«

»Ich kann ja nach Ihnen rufen, wenn ich wieder zusammenklappe«, sagte Jan. Die Worte taten ihm schon leid, bevor er sie ganz ausgesprochen hatte, und Mertens reagierte auch entsprechend und maß ihm mit einem fast eisigen Blick. »Das ist nicht komisch«, sagte er.

»Ich weiß«, gestand Jan. »Entschuldigen Sie.«

Sie legten den Weg ins Erdgeschoß in unangenehmem Schweigen zurück. Mertens führte ihn aus dem Aufzug, durch zwei hintereinanderliegende Glastüren, die, offensichtlich von einem Bewegungssensor gesteuert, vor ihnen aufglitten und schließlich in die Eingangshalle des Krankenhauses.

»Von hier aus finden Sie allein weiter, nehme ich an«, sagte Mertens kühl. »Gleich neben dem Ausgang befindet sich ein Taxistand.«

Jetzt, da ihn die Wirklichkeit wiederhatte, wurde Jan plötzlich bewußt, daß er nichts bei sich hatte als die Kleider, die er am Leib trug. Wo der Hausschlüssel lag, wußte er; das war kein Problem. Aber er besaß weder Papiere noch Geld. Noch einmal zurückgehen? Nein! »Ich werde wohl per Anhalter fahren müssen.« Sein Grinsen gelang etwas kläglich.

Mertens seufzte, fischte sein Portemonnaie aus der Hosentasche und zog einen Hundertmarkschein heraus. »Wird das reichen?«

Es würde zumindest reichen, um denTaxifahrer zu überzeugen, ihn mitzunehmen. Den Rest konnte er sich holen, wenn er erst mal zu Hause war.

»Ich zahle es Ihnen zurück. Ganz bestimmt! « versicherte er. Mertens drehte sich mit einer rüden Bewegung herum, überlegte es sich dann aber noch einmal anders und wandte sich dann wieder an Jan.

»Wenn ich Sie schon auf eigene Verantwortung gehen lasse - und das, gegen alle Vorschrift, ohne daß sie mir eine Erklärung unterschreiben -, versprechen Sie mir wenigstens, sofort zu ihrem Hausarzt zu gehen und ihm zu erzählen, was passiert ist?«

»Ich habe keinen -«, begann Jan, brach dann aber mitten im Satz ab und sagte nur: »Ja.«

Mertens' Gesichtsausdruck machte ziemlich klar, was er von diesem Versprechen hielt. Aber er sagte nichts mehr, sondern drehte sich endgültig um und ging. Die Glastüren schlossen sich mit einem saugenden Geräusch hinter ihm, und Jan starrte die transparenten Spiegelbilder darauf einige Sekunden lang mit klopfenden Herzen an. Er konnte sich selbst in dem nicht ganz sauberen Glas erkennen - manchmal auch zweimal, seine Augen funktionierten nicht immer richtig - und die Umrisse einiger anderer Besucher, die irgendwo hinter ihm vorüberhasteten. Kein Schatten. Der Dunkle mußte nicht nur kör , per-, sondern auch weitestgehend hirnlos sein. Vermutlich stand er immer noch oben und kratzte an der Aufzugtür. Jan lauschte in sich hinein. So gut wie nichts von dem, was er dort entdeckte, gefiel ihm. Trotzdem spürte er, daß seine Kräfte sich jetzt rasch erneuerten. Ihm war immer noch schrecklich übel, er war immer noch furchtbar müde, und er hatte immer noch gräßliche Kopfschmerzen, aber nichts davon war jetzt noch so unerträglich wie vor ein paar Minuten. Vielleicht ließ die Wirkung des Beruhigungsmittels allmählich nach. Vielleicht tat ihm auch einfach nur die frische Luft gut. Oder das Sonnenlicht.

Er wandte sich mühsam um und sah zum Ausgang. Die großen Glastüren davor waren nicht ganz klar, sondern leicht getönt, so daß das Sonnenlicht einen bläulichen Stich bekam. Trotzdem wirkte es nicht kalt; im Gegenteil, ihm war niemals zuvor aufgefallen, wie warm und lebendig selbst das Licht eines ganz normalen, bedeckten Vormittages war. Er konnte die Kraft, die die goldenen Strahlen vom Himmel spendeten, durch das Glas hindurch spüren. Er mußte dort hinaus. Das Sonnenlicht würde seine Kräfte zurückkehren lassen, und ihn vor dem Schatten beschützen.

Jan war schon auf halbem Wege durch die Halle, als ihm klar wurde, was er da dachte. Er schüttelte den Kopf über seine



Gedanken und wollte schneller weitergehen, als er wieder das Geräusch der Aufzugtür hörte. Jan war darauf gefaßt, Mertens zu sehen, der in Begleitung einer ganzen Kohorte muskelbepackter Pfleger zurückkam, um dieser Farce ein Ende zu bereiten. Mertens trat jedoch nicht durch die Tür und aber auch sonst niemand. Die verchromten Türhälften öffneten und schlossen sich, ohne daß jemand hindurchtrat. Vielleicht hatte ein Luftzug die Bewegungssensoren ausgelöst. Oder ein Schatten.



Die Tür zum Appartement fiel mit einem solchen Knall ins Schloß, daß die Glastüren der Vitrine klirrten; immerhin zwei Zimmer entfernt. Jan stemmte sich in eine halbwegs sitzende Haltung hoch, wandte den Blick zur Tür und wappnete sich gegen das, was kam. Er hatte den Gedanken an Katrin und vor allem die Szene, die sie ihm machen würde, bisher fast angstvoll verdrängt, und das Schicksal hatte es auch ausnahmsweise einmal gut mit ihm gemeint: Er war am späten Vormittag in Neuss angekommen, und jetzt war es fast sechs. Seither hatte das Telefon zwar beinahe ununterbrochen geklingelt - er war nicht drangegangen -, aber ansonsten hatte er seine Ruhe gehabt. Damit war es jetzt vorbei. Jan seufzte leise, setzte sich noch ein kleines bißchen weiter auf und versuchte, einen leidenden Ausdruck auf sein Gesicht zu zwingen, ohne dabei wehleidig auszusehen. Katrins Blick nach zu schließen mußte dieser Versuch entweder gründlich schiefgegangen sein, oder das Ergebnis beeindruckte sie nicht besonders. Sie blieb in der Tür stehen, starrte ihn drei oder vier Sekunden lang schweigend und aus Augen an, die fast schwarz waren vor Wut, und fragte schließlich: »Warum?« Ihre Stimme zitterte, ganz leicht nur, aber auf eine Art, die Jan klar machte, wie schwer es ihr fiel, nicht auf der Stelle los zu brüllen. Katrin schrie selten. Obwohl sie gerne an allem

möglichen herumrörgelte und kein größeres Vergnügen kannte, als sich über Gott und die Welt zu beschweren, verlor sie doch nur sehr selten *wirklich* die Beherrschung. Aber *wenn* es geschah, war das Ergebnis beeindruckend. Der Zorn einer wütenden Göttin war nichts dagegen.

»Ich wollte einfach nach Hause«, begann Jan. »Mir fehlt nichts, außer -«

»Außer deinem Verstand, meinst du?« unterbrach ihn Katrin schneidend. »Natürlich, wie konnte ich das nur vergessen? Du bist nur gerade zusammengeklappt und warst ein oder zwei Minuten klinisch tot. Darüber hinaus fehlt dir nichts, das stimmt.«

»Das ist nicht wahr«, protestierte Jan. »Ich hatte einen Schwächeanfall, aber -«

»Ich habe mit Mertens gesprochen.« Katrin kam näher, ging um den Tisch herum und setzte sich auf den Stuhl, der am weitesten von der Couch entfernt war. »Ziemlich lange. Er ist ein netter Mann, weißt du? Er macht sich wirklich Sorgen um dich.«

»Er ist Arzt«, antwortete Jan. »Er wird dafür bezahlt, sich Sorgen zu machen.«

»Ich habe nicht den Eindruck«, antwortete Katrin. »Ich habe auch deine Schulden bezahlt. Und deine Papiere abgeholt. « Sie warf seine Brieftasche wütend auf den Tisch. »Sag mal, was hast du dir dabei eigentlich gedacht? Willst du dich umbringen?«

»Jetzt übertreib aber bitte nicht! Ich hatte einen Schwächeanfall. «

»Im Kopf, ich weiß.« Er konnte regelrecht sehen, wie Katrin sich zusammenriß. Die spitze Bemerkung war so typisch für sie, daß ihn ihr Ausbleiben eher überrascht hätte. Das war offensichtlich ein Rückfall in ihr normales Verhalten, das sie sich offensichtlich bisher verkniffen hatte. Sie schwieg fast eine Sekunde, dann öffnete sie umständlich ihre Handtasche und kramte Zigaretten und Feuerzeug heraus. Erst nachdem sie

sich eine *West* angezündet und einen tiefen Zug genommen hatte, sprach sie weiter, und das in ruhigem, ungewohnt sachlichem Ton.

»Entschuldige. Ich habe versprochen, ruhig zu bleiben.«

»So? Mir nicht.«

Katrin übergang den Einwurf. »Du hattest nicht nur einen >kleinen Schwächeanfall<, Jan. Du hattest einen Herzstillstand. Du wärest fast gestorben. Du gestattest also, daß wir uns Sorgen machen. «

»Ich bin aber nicht tot.«

»Weil du mehr Glück als Verstand gehabt hast«, antwortete Katrin heftig. »Und kaum hast du wieder genug Kraft, um einen Fuß vor den anderen zu setzen, da benimmst du dich wie ein Zehnjähriger, der Angst vor dem Zahnarzt hat, und rennst davon. Würdest du mir freundlicherweise wenigstens verraten, warum?«

»Weil ich ...« Jan setzte zu einer Antwort an und brach schon nach zwei Worten wieder ab. Katrins ungewohnte Selbstbeherrschung erstaunte ihn nicht nur; sie nötigte ihm auch eine Offenheit ab, die er gar nicht vorgehabt hatte. Er schwieg einige Sekunden, dann richtete er sich ganz auf, beugte sich vor und griff nach Katrins Zigaretten. Sie runzelte mißbilligend die Stirn. Sie sagte zwar nichts, rührte aber auch keinen Finger, um ihn zu helfen, obwohl er sich so weit vorbeugen mußte, daß er beinahe Gefahr lief, von der Couch zu fallen.

Jan inhalierte tief und ließ sich zurücksinken. Der Rauch schmeckte bitter, und er löste ein leises Schwindelgefühl aus, als wäre es seine erste Zigarette seit Wochen. Vielleicht war das bereits die Erklärung für alles, was ihm in den letzten zwölf Stunden widerfahren war, dachte er. Aus irgendeinem Grund reagierte sein Körper extrem empfindlich auf äußere Einflüsse.

»Nun?« fragte Katrin.

Jan sog noch einmal an seiner Zigarette, drückte sie im Aschenbecher aus und begann zu erzählen. Er ließ nichts weg.

Er versuchte nichts zu erklären oder auch nur zu deuten, sondern berichtete einfach alles, was er erlebt hatte; eingeschlossen dem, wovon er ziemlich sicher war, es sich nur eingebildet zu haben.

Katrin hörte ihm schweigend zu. Sie rauchte ihre Zigarette zu Ende und zündete sich sofort eine neue an. Anfangs versuchte Jan vergeblich, in ihrem Gesicht zu lesen. Ihre Miene war vollkommen ausdruckslos, was ihm mehr über das sagte, was sie bei seinen Worten empfand, als ihr vermutlich selbst klar war.

»Das ist die ganze Geschichte«, schloß er. »Ich weiß, daß es sich verrückt anhört ...« Er versuchte zu lachen, aber es blieb bei einem kläglichen Versuch.

»Jetzt, wo ich es erzähle, kommt es mir selbst wie vollkommener Schwachsinn vor. Aber in diesem Moment ... «

»Dein Vater«, sagte Katrin.

Jan blickte fragend. Er verstand nicht, worauf Katrin hinauswollte.

»Erinnerst du dich nicht?« Katrin vers,hleierte ihr Gesicht mit einer grauen Rauchwolke. »Du hast mir die gleiche Geschichte schon einmal erzählt. Nicht die gleiche, aber eine ähnliche.«

Natürlich erinnerte er sich.

Tief in sich drinnen hatte er das die ganze Zeit über getan, nur hatte er es - aus Gründen, die nur zu leicht nachzuvollziehen waren - nicht wahrhaben wollen. Jetzt, wo Katrin es aussprach, fragte er sich verblüfft, wie er es auch nur eine Sekunde lang *nicht* hatte erkennen können.

»Das ist ... «, begann er stockend.

»... nur zu verständlich«, unterbrach ihn Katrin, eine Spur zu laut, aber trotzdem in versöhnlichem Ton, der ihre Sorge allerdings nicht ganz zu verbergen vermochte. »Ich habe mit Dr. Mertens darüber gesprochen, weißt du? Er sagt dasselbe. Es wäre fast erstaunlich, wenn es *nicht* früher oder später passiert wäre. «

»Ihr habt über mich geredet?« fragte Jan übellaunig, begriff im gleichen Augenblick aber selbst, daß das Blödsinn war.

»Selbstverständlich«, antwortete Katrin ungerührt. »Wäre es dir lieber, wenn es mir vollkommen gleichgültig wäre, was mit dir geschieht?«

Sie sog an ihrer Zigarette und machte eine fast herrische Bewegung mit der freien Hand, als Jan etwas sagen wollte, und Jan wurde klar, daß sie sich das, was sie jetzt sagen würde, lange und sorgsam zurechtgelegt und nur auf eine günstige Gelegenheit gewartet hatte, damit anzufangen. Und daß er nicht die geringste Chance hatte, sie zu unterbrechen. »Du machst dir Vorwürfe, weil dein Vater gestorben ist und weil du nichts für ihn tun konntest. «

»Unsinn«, widersprach Jan - ohne eine Spur von Überzeugungskraft.

»Du hast es dir nie wirklich verziehen, daß er praktisch in deinen Armen gestorben ist und daß du nichts anderes tun konntest, als dazusitzen und zuzusehen, wie er stirbt. Du glaubst, es wäre deine Schuld.«

»Mein Vater hatte Krebs«, sagte Jan. »Keine Macht der Welt hätte ihn retten können. Es war ein Wunder, daß er überhaupt so lange durchgehalten hat.«

»Das weißt du«, sagte Katrin. Sie tippte sich mit den Zeigefingern gegen die Schläfe. »Hier. Aber tief in dir drinnen gibst du dir die Schuld. Vielleicht nicht an seinem Tod, aber an seinem langen Leiden. So einfach ist das.«

Jan schüttelte müde den Kopf. Katrin hatte entschieden zu viele »Fragen-Sie-Frau-Sommer«-Seiten in einschlägigen Illustrierten gelesen. Was nichts daran änderte, daß sie der Wahrheit damit weit näher kam, als ihm lieb war.

Und Katrin wäre auch nicht Katrin gewesen, hätte sie sein zaghaftes Kopfschütteln nicht einfach ignoriert und weitergesprochen. Offensichtlich fand sie an ihrer eigenen Idee so viel Gefallen, daß sie sich nicht durch eine so simple Kopfbewegung den Mund verbieten ließ.

»Ist dir denn nicht klar, daß du mir haarklein die gleiche Geschichte erzählst wie die, die dir dein Vater erzählt hat, und zwar fast wörtlich? Dunkle Gestalten, die an deinem Bett stehen und dich holen wollen! «

Formal stimmte das, ging zugleich aber soweit an der Wahrheit vorbei, wie es nur möglich war. Die Worte stimmten überein, aber das war auch schon alles.

Er stand auf und war selbst überrascht, wie wackelig er auf den Beinen war. Die Zeit, die er auf der Couch gelegen hatte, hatte ihn nicht gestärkt, sondern schien ihn eher müde gemacht zu haben. Vielleicht, dachte er, war alles, was ihm in Wirklichkeit fehlte, zwölf oder vierzehn Stunden Schlaf.

»Wohin?« fragte Katrin.

Es lag Jan auf der Zunge, zu sagen, daß sie das nichts anginge, aber er beherrschte sich. Eine solche Antwort würde ganz bestimmt nicht dazu beitragen, die Situation zu entspannen. Außerdem kannte er sich selbst gut genug. Er neigte dazu, seine Launen an anderen auszulassen. Statt Katrin also anzufahren, wonach ihm zumute war, deutete er nur mit einer knappen Kopfbewegung zum Bad und schlurfte an ihr vorbei. Er mußte weder auf die Toilette, noch hatte er irgend etwas anderes im Bad zu tun. Er wollte einfach nur für einen Moment seine Ruhe.

»Ich habe einen Termin bei Dr. Petri für dich gemacht«, rief Katrin ihm nach. Jan hatte nicht die geringste Ahnung wer Dr. Petri war, stellte aber auch keine entsprechende Frage. Er wollte im Moment einfach nicht mit ihr reden.

Vielleicht, weil er dann möglicherweise doch zugeben müßte, daß sie recht hatte.

Er hatte den Tod seines Vaters nie wirklich verwunden. Er hatte ihn akzeptiert, und er hatte ihn verstandesmäßig und auch - wenigstens bis zu einem gewissen Punkt - emotional verarbeitet, aber verwunden hatte er ihn bis heute nicht.

Er war so ... sinnlos.

Jan betrat das winzige, fensterlose Bad, schlug die Tür hinter



sich zu und schloß ab - soweit er sich erinnern konnte, zum ersten Mal, seit Katrin zu ihm gezogen war. Dann machte er den einen Schritt zum Waschbecken hinüber, stützte sich schwer mit den Händen auf das kalte Porzellan und sah müde in den Spiegel.

Das Gesicht, das ihm entgegenblickte, bot keinen erfreulicheren Anblick als am Morgen - und wie auch? Er hatte eine schlaflose Nacht hinter sich, war dem Tod so nahe gewesen wie noch niemals zuvor. Hinzu kam die Erinnerung, gegen die er jahrelang mit so viel Mühe und so wenig Erfolg angekämpft hatte.

Der Tod seines Vaters war sinnlos gewesen. Er war noch nicht einmal fünfzig, als sich die heimtückische Krankheit das erste Mal bemerkbar machte, und nur wenig darüber, als er starb, ein ausgezehrttes Wrack, das mit Gewalt am Leben erhalten wurde und am Schluß um den Tod bettelte. Wie Jan selbst war auch er alles andere als ein Heiliger gewesen. Er hatte dankbar alles genommen, was das Leben ihm anbot, und er war dabei nicht zimperlich gewesen - aber er hatte, verdammt noch mal, nie etwas getan, um einen solchen Tod zu verdienen! Vielleicht war es einfach das: Katrin hatte die Wahrheit ungefähr so weit verfehlt wie die letzte Voyager-Sonde den Planeten Merkur, als sie ihm vorhielt, daß er sich selbst die Schuld am Tode seines Vaters gab. Das hatte er nie getan und tat es nicht. Aber sie hatte die Tür zu dem Verließ in seinem Inneren, in dem er die Gespenster eingesperrt hatte, sperrangelweit aufgestoßen, als sie die Dunklen erwähnte.

So hatte sein Vater sie genannt: die Dunklen. Die Vorboten des Todes, die aus ihrem Schattenreich gekommen waren, um ihn zu holen. Und das war es, was ihm damals, am Sterbebett seines Vaters, angst gemacht hatte und es noch bis zum heutigen Tag tat.

Die Dunklen. Sie hatten seinen Vater geholt, und nun waren sie gekommen, um ihn zu holen. Vielleicht war er ihnen zu nahe gekommen, damals, als er bei seinem Vater saß und des-

sen Hand hielt, die sich so rauh wie heißes Sandpapier und so zerbrechlich wie Glas anfühlte. Vielleicht hatten sie seine Spur aufgenommen, und nun hatten sie ihn gefunden und würden auch ihn holen.

Jan war sich vollkommen darüber im klaren, wie unsinnig dieser Gedanke war. Sein Vater war in den letzten Monaten nicht nur körperlich, sondern auch geistig immer schneller verfallen, und was ihm die Krankheit nicht angetan hatte, das hatten die Medikamente erledigt, mit denen sie ihn vollgestopft hatten. >Um ihm wenigstens die schlimmsten Qualen zu ersparen< - was natürlich viel einfacher und vor allem humaner gewesen war, als die Nadeln aus seinen Venen zu ziehen und diese verdammten Maschinen abzustellen. Das allein hätte ihn nach Jans Meinung nicht nur unvorstellbares Leiden erspart, sondern auch einen menschenwürdigen Tod gewährt. Vermutlich hatte er die letzten drei oder vier Monate in einer Art ununterbrochenen Delirium verbracht, und deshalb halluziniert.

Und ebenso selbstverständlich hatte er, Jan, sich daran erinnert, als er selbst glaubte, dem Tod nahe zu sein. Er hatte die gleichen Gestalten gesehen, die sein Vater beschrieben hatte. Er hatte in Gedanken sogar die gleichen Worte benutzt! Daran war weder etwas Übernatürliches, noch etwas besonders Rätselhaftes. Alles war eigentlich ganz simpel zu erklären. Warum also hatte er immer noch das Gefühl, vor Angst halb wahnsinnig zu werden?

Weil du in einer Ausnahmesituation bist, dachte er. Weil du dem Tod gerade noch einmal von der Schippe gesprungen bist und weil es nicht recht ist, daß man mit zweiunddreißig bereits dem Sensenmann gegenübersteht. Weil man in diesem Alter einfach nicht auf so etwas vorbereitet ist. Das war eine Erklärung.

Die andere war vielleicht der Anblick der schattenhaften Gestalt, die hinter ihm stand und ihn beobachtete.

Im ersten Moment empfand er ... gar nichts. Weder Überraschung, noch Schrecken, geschweige denn Furcht. Er stand

einfach nur da, mit gebeugten Schultern und weit nach vorne gelehnt, beide Hände auf den Waschbeckenrand gestützt und den Blick starr in die verspiegelten Türen des billigen Kunststoffschränkchens gerichtet, das er selbst dort aufgehängt hatte; mit wenig Lust und noch weniger Geschick, so daß es nicht ganz in der Waage hing und sich nicht nur alles Runde, was man hineinlegte, zwangsläufig in der rechten unteren Ecke versammelte, sondern auch die Türen immer wieder aufzugehen versuchten. Die rechte der drei Türen unternahm gerade wieder einmal einen solchen Versuch. Sie war um zwei oder drei Zentimeter aufgeschwungen, so daß Jan sich nicht direkt darin sehen konnte, sondern nur einen Teil seiner rechten Schulter, die viel zu kleine Badewanne mit dem Duschvorhang, den er ebenfalls selbst angebracht hatte, und eben den Schatten, der reglos in der Badewanne stand und ihn anstarrte. Jan blinzelte.

Der Schatten blieb.

Es war ganz eindeutig nicht sein Schatten, dazu war er zu schlank, zu groß, und er stand auch an der falschen Stelle. Jan blinzelte erneut. Der Schatten dachte nicht daran, zu verschwinden, und Jan tat etwas, von dem er selbst in dem Moment, in dem er es tat, noch nicht glaubte, daß er den Mut dazu hätte: Er schloß die Augen, zählte in Gedanken bis drei, drehte sich ganz langsam herum und öffnete die Augen in der Bewegung wieder.

Der Dunkle war verschwunden. Nein. Jan korrigierte sich in Gedanken. Nicht verschwunden. Er war niemals dagewesen. Und es war auch nicht der Dunkle, sondern nur ein Schatten, verdammt noch mal, eine optische Täuschung, oder allenfalls eine Halluzination. Er sollte aufhören, die Terminologie seines Vaters zu benutzen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, in naher Zukunft genauso verwirrt zu sein wie er in seinen letzten Tagen. Fast aus einem Gefühl von Trotz heraus stieß er sich vom Waschbeckenrand ab, ging einen Schritt zur Badewanne hin -

alles in diesem Bad war nur einen Schritt entfernt, ganz gleich, wo man gerade stand - und schlug den Duschvorhang ganz zur Seite.

Die Badewanne war leer. Natürlich war sie leer. Die Gespenster existierten - wenn überhaupt - nur in seinem Kopf.

Der nächste, folgerichtige Schritt wäre gewesen, die Hand auszustrecken und nach dem unsichtbaren Körper zu tasten, der den Schatten warf, aber dabei wäre er sich einfach zu lächerlich vorgekommen - wenigstens redete er sich das ein, auch wenn er tief in sich drin ganz genau wußte, daß er Angst davor hatte, es zu tun und vielleicht etwas zu *finden*.

Jan schüttelte zornig den Kopf, drehte sich mit einem Ruck herum und ging zur Tür. Er vermied es, dabei noch einmal in den Spiegel über dem Waschbecken zu sehen.

Katrin hatte ihre Zigarette zu Ende geraucht und war gerade dabei, sich eine neue anzuzünden, als er ins Wohnzimmer zurückkam. Bei seinem Eintreten schob sie die Zigarette hastig wieder in die Schachtel zurück und sah dabei fast ein bißchen verlegen aus. Unter normalen Umständen hätte Jan seine helle Freude daran gehabt: Daß er selbst dann, und wann rauchte, hinderte ihn keineswegs daran, ihr Vorhaltungen über dieses Thema zu machen. Schließlich war es ein Unterschied, ob man fünf oder fünfzig Zigaretten amTag rauchte. Heute nahm er es nicht einmal zur Kenntnis.

»Ich habe zwar nicht die geringste Ahnung, wer dieser Dr. Petri ist«, sagte er, »aber wenn ich nun schon einen Termin bei ihm habe, kann ich genausogut auch hingehen, oder?«

Dr. Petri sah aus wie ein an Bulimie leidender Chinese und redete wie ein Wasserfall, als würde die Krankenkasse neuerdings nach Worten abrechnen. Alles verlief genau so, wie Jan erwartet hatte: Der Arzt las stirnrunzelnd den Bericht, den er mit Hilfe von Katrins unbestrittenem Organisationstalent mittlerweile per Fax von der Kölner Uniklinik bekommen hatte, untersuchte ihn eher flüchtig als gründlich und schickte ihn mit

einem Rezept und den üblichen guten Ratschlägen nach Hause. Jan besorgte das Medikament in der Apotheke, die sich im gleichen Gebäude befand, und warf es in den nächsten Mülleimer, nachdem er einen Blick auf den Beipackzettel verschwendet und festgestellt hatte, daß es sich um ein besseres Placebo handelte. Ein harmloses Stärkungsmittel. Dr. Petri hatte ihm mehr oder weniger dasselbe gesagt, was er ohnehin vermutet hatte - daß er einfach überarbeitet war und sich, auch wegen der angebrochenen Rippen, ein paar Tage schonen und die nächste Zeit nicht allzu sehr anstrengen sollte. Er konnte nur hoffen, daß seine Auftraggeber dasselbe dachten, wenn er sie morgen anrief und ihnen mitteilte, daß sie auf die Fotoserie eine Woche länger warten mußten.

Was er selbstverständlich nicht tun würde.

Katrin hatte darauf bestanden, ihn zu fahren, aber natürlich keine Lust gehabt, mit ihm im Wartezimmer zu sitzen. Katrin haßte es, zu warten. Sie hatte keine Skrupel, andere stundenlang auf sich warten zu lassen, wurde aber umgekehrt unausstehlich, wenn sie länger als zehn Minuten irgendwo sitzen oder stehen mußte. Jan hatte deswegen nicht protestiert, als sie vorgeschlagen hatte, noch schnell ein paar Besorgungen zu machen und sich später mit ihm zu treffen.

Jetzt war es später. Viel später sogar, als erwartet. Katrin sollte längst zurück sein und entweder in Dr. Petris Wartezimmer oder im Wagen auf ihn warten. Das Wartezimmer war leer gewesen. Jan war der letzte Patient für diesen Tag, und der vorwurfsvolle Blick, mit dem ihm die Sprechstundenhilfe den Zettel mit seinem nächsten Termin gab, machte ihm auch klar, daß die offizielle Konsultationszeit schon längst vorüber war. Katrins schrottreifes Golf Cabrio parkte noch immer am gegenüberliegenden Straßenrand. Unter dem Scheibenwischer klebte ein Strafzettel. Von Katrin selbst war keine Spur zu sehen. Typisch.

Jan sah auf die Uhr und stellte fest, daß die Geschäfte in einer halben Stunde schlossen. Die Vorstellung, daß Katrin

deutlich früher zurückkehren würde, war ziemlich kühn. Wahrscheinlicher war eher, daß sie deutlich *später* auftauchte, beladen mit ungefähr einer Tonne *Kleinigkeiten* und dem unschuldigsten Gesichtsausdruck, den man sich nur denken konnte.

Jan seufzte. Es wurde wirklich Zeit, daß er besser verdiente. Wenigstens genug, daß sie sich einen zweiten Wagen leisten konnten.

Leider half ihm dieser Gedanke im Moment nicht weiter.

Fakt war, daß er hier stand, nicht weg konnte und zu allem Überfluß nicht einmal genug Geld in der Tasche hatte, um mit dem Taxi nach Hause zu fahren. Und daß wahrscheinlich eine Stunde vergehen würde, ehe Katrin von ihrem Raubzug durch die verkaufsoffene Innenstadt zurückkam. Jan verfluchte den Tag, an dem die Ladenschlußzeiten gelockert worden waren, sah sich unschlüssig um und überlegte, ob er in das Bistro gegenüber oder in das Steakhaus auf der anderen Seite des

Marktplatzes gehen sollte. Fast zu seiner eigenen Überraschung stellte er fest, daß er ziemlich hungrig war.

Ein kurzer Kontrollgriff zeigte ihm, daß er noch sieben oder acht Mark in der Tasche hatte. Die Fahrt vom Krankenhaus bis nach Neuss hatte ihn fast sein gesamtes Bargeld gekostet. Aber er war im Steakhaus gut genug bekannt, um schlimmstenfalls Kredit zu haben, falls Katrin nicht kam, um ihn auszulösen.

Und er *hatte* Hunger.

Jan warf einen letzten prüfenden Blick nach rechts und links - keine Spur von Katrin -, dann löste er sich mit einem resignierten Seufzer von seinem Platz und begann mit schnellen Schritten den Marktplatz zu überqueren.

Jedenfalls *wollte* er es.

Es ging nicht.

Es war wie gestern abend, im Kino. Irgend etwas Furchtbares würde passieren, wenn er den Platz betrat. Es gab nicht die Spur einer logischen Erklärung für dieses Gefühl (nicht einmal eine *unlogische*), aber es war einfach zu stark, als daß er dagegen ankam. Seine Beine verweigerten ihm einfach den Dienst.

Jans Hände begannen zu zittern. Er spürte es, war aber unfähig, es zu unterdrücken. Er raffte all seine Kraft zusammen, zwang seine Beine, einen weiteren Schritt zu tun und blieb abermals stehen. Sein Blick irrte fahrig über den großen, im Moment fast leeren Platz und versuchte, irgend etwas Ungewöhnliches zu entdecken. Ohne Erfolg. Alles war so, wie es sein sollte: Vor ihm lag der große, größtenteils von Banken und einigen wenigen, dafür um so teureren Geschäften gesäumte Platz, der auf der einen Seite von dem ebenso historischen wie auffälligen Zeughaus und auf der anderen von einer architektonischen Scheußlichkeit beherrscht wurde, in der sich das Rathaus verbarg. Auf den dreißig oder vierzig Parkplätzen stand nur eine Handvoll Wagen, und noch weniger Passanten hasteten durch das schwächer werdende Licht des Abends. An dem Anblick war absolut nichts Außergewöhnliches. Er war ungefähr so normal wie der einer Toilette in einem großen Kinocenter, während sämtliche Vorstellungen liefen und der nächste Schub Zuschauer noch nicht eingetroffen war ... Hinter Jans Stirn begann eine Alarmglocke zu schrillen. Er war in Gefahr. Etwas ... bewegte sich auf ihn zu. Etwas Dunkles, das eine fürchterliche Gefahr mit sich brachte, ihn aber gleichzeitig auch lähmte, so daß er nicht in der Lage war, auch nur einen Finger zu rühren, geschweige denn weiterzugehen. Das Schrillen mentaler Alarmglocken hielt an. Es klang jetzt zornig, wütend, und er sah aus den Augenwinkeln, wie plötzlich ein Schatten neben ihm auftauchte, einen rauchigen Umriß-Arm nach ihm ausstreckte - und ihn mit brutaler Kraft zur Seite riß. Jan schrie vor Schreck und nur den Bruchteil einer Sekunde später vor Schmerz auf, als etwas Riesiges, rot und weiß Gestreiftes so dicht an ihm vorbeirauschte, daß es seine linke Schulter streifte. Metall kreischte auf Metall, Funken stoben. Die Berührung war beinahe flüchtig. Trotzdem reichte die Wucht, mit der die Straßenbahn seine Schulter streifte, aus, ihn gute zwei Meter davonzuschleudern und ihn um ein Haar

zu Boden zu werfen. Vermutlich wäre er gestürzt, hätte sein letzter, stolpernder Schritt nicht an der Schaufensterscheibe einer Bäckerei geendet.

Das Geräusch, mit dem er gegen das Glas prallte, war für einen Moment lauter als das wütende Schrillen der Straßenbahn und das Kreischen der eisernen Räder, unter denen noch immer Funkenschauer heraussprühten. Jan taumelte zurück, fand irgendwie sein Gleichgewicht wieder und schüttelte kurz mit einer abgehackten Bewegung den Kopf; nicht einmal, weil das irgendeinen Sinn machte, sondern einfach, weil er das Gefühl hatte, daß man das in einer Situation wie dieser tat.

Gleich wie - es funktionierte. Die Wirklichkeit schnappte mit einem fast körperlich fühlbaren Ruck in ihre normalen Grenzen zurück, und Jan fand sich ziemlich benommen und mit dröhnendem Schädel und einer heftig pochenden Schulter vor dem Schaufenster der Bäckerei stehend wieder. Aus dem Inneren des Geschäfts starrte ihn ein halbes Dutzend schreckensbleicher Gesichter an, und hinter ihm hatte die Straßenbahn endlich aufgehört, Funken zu produzieren und schrilles Gebimmel von sich zu geben. Sie wurde allerdings immer noch langsamer.

»Ist Ihnen etwas passiert?«

Jan starrte eine halbe Sekunde lang und noch immer benommen das verzerrte Spiegelbild seines eigenen Gesichts in der Schaufensterscheibe an, dann wurde ihm klar, daß er sich diese Frage keineswegs selbst gestellt hatte. Unsicher drehte er sich herum und starrte eine weitere halbe Sekunde lang ins Leere, bevor er endlich auf die Idee kam, den Blick zu senken.

Vor ihm stand eine sehr schlanke, sehr kleine junge Frau - eigentlich noch fast ein Mädchen - mit der sonderbarsten Frisur, die er je gesehen hatte, blasser Teint und einer weder der Jahres, noch der Tageszeit angepaßten Sonnenbrille.

»Nein«, antwortete er mit einiger Verspätung. »Ich bin völlig in ... « Etwas hinter seiner Stirn rastete spürbar ein. » Das waren Sie«, sagte er. »Sie haben mir das Leben gerettet.«



Die Frau mit der abenteuerlichen Frisur sah sich übertrieben nach allen Seiten um und hob die Schultern.

»Außer mir ist niemand hier, oder?« fragte sie lächelnd.

Sie hatte recht. Sie waren nicht allein auf dem Marktplatz, aber der nächste Passant war mit Sicherheit mehr als zwanzig Meter entfernt.

»Danke«, murmelte er verstört. »Ich -«

»Danken Sie mir später«, unterbrach sie ihn. »Im Moment sollten wir lieber von hier verschwinden. Wie ist es - krieg' ich einen Kaffee spendiert? Für eine Lebensrettung ist das nicht zu viel verlangt, oder?«

Jan sah sich rasch um. Eine der Gestalten in der Bäckerei hatte sich von ihrem Platz hinter der Theke gelöst und strebte mit raschen Schritten dem Ausgang entgegen; vermutlich, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen (und sich, so ganz nebenbei, davon zu überzeugen, daß die Schaufensterscheibe den Zusammenstoß ebenso unbeschadet überstanden hatte wie er), und auch die Straßenbahn wurde immer noch langsamer. Jan war nicht sicher, ob sie anhalten würde, aber er war auch ganz und gar nicht scharf darauf, sich mit einem aufgebrachten Straßenbahnfahrer herumzustreiten. Also nickte er, ergriff seine Retterin kurzerhand am Arm und deutete mit der anderen Hand über den Platz.

»Mein Stammlokal«, sagte er. »Ich spendiere Ihnen sogar einen Cappuccino. Der ist zwar teurer, aber mein Leben ist auch eine Menge wert.«

Sie gingen los, als sich die Tür der Bäckerei öffnete. Diesmal gab es kein unheimliches Gefühl, das ihn gewarnt oder gar aufgehalten hätte. Ganz im Gegenteil: Jan hatte es plötzlich sehr eilig, den Platz zu überqueren.

»Können wir draußen sitzen?«

Seine Retterin deutete auf das halbe Dutzend Tische und Stühle, das hinter einem schlecht imitierten Jägerzaun vor dem Restaurant stand. Wahrscheinlich hatte vor drei Wochen das letzte Mal jemand darauf gesessen. Es war nicht mehr die

Jahreszeit, um draußen zu Essen, und speziell im Moment war es viel zu kalt dazu.

Trotzdem nickte er. »Wenn Sie das möchten ... «

»Ich sitze gern draußen.«

Jan sagte nichts mehr. Es war kühl, aber nicht so kalt, daß er es nicht eine halbe oder dreiviertel Stunde hier draußen aushalten würde. Außerdem würde er von hier Katrin sehen, wenn sie auftauchte und ihren mit Knöllchen gespickten Wagen ansteuerte. Sie nahmen Platz. Es begann jetzt immer rascher zu dämmern, so daß er fast Mühe hatte, sein Gegenüber genau zu erkennen, obwohl sie kaum mehr als anderthalb Meter von ihm entfernt saß.

»Ich möchte mich noch einmal bei Ihnen bedanken«, begann

Jan, ein wenig steif. »Wenn Sie nicht gewesen wären -«

»- dann wärest du jetzt Hackfleisch«, unterbrach ihn seine Retterin. Sie schüttelte den Kopf und sah ihn durch ihre Sonnenbrille hindurch auf undeutbare Weise an. »Was war los mit dir? Du bist entweder der ungeschickteste Selbstmörder, der mir je begegnet ist, oder ziemlich zerstreut.«

»Ich hatte ... einen schweren Tag«, antwortete Jan ausweichend.

»Mein Name ist übrigens Jan. Jan Feller.«

»Ich heiße Vecha«, antwortete die junge Frau, wobei sie den Namen auf eine sehr ungewöhnliche Weise aussprach. Es klang wie das Fauchen einer zornigen Katze.

Jan blickte fragend, und Vecha legte den Kopf auf die Seite und lächelte knapp. »Keiner kann das richtig aussprechen«, sagte sie. »Meine Alten müssen echt einen an der Ratsche gehabt haben, sich diesen Namen auszudenken. Nenn mich einfach Vera. Das tut jeder.«

»Vera, o.k.« Jan nickte. »Ein ungewöhnlicher Name, woher stammt er?«

»Transsylvanien«, antwortete Vera. »Und ehe du fragst. Ich bin neunhundertundzwölf Jahre alt, und meine Eltern sind im sechzehnten Jahrhundert auf dem Scheiterhaufen verbrannt

worden. Eine der ganz wenigen Möglichkeiten, uns wirklich umzubringen.«

Jan war für einen Moment nicht sicher, ob er lachen oder wütend werden sollte. In Veras Stimme war auf einmal eine Aggressivität, die ihn überraschte, zugleich aber auch warnte. Sie wollte nicht über sich reden.

»Ich wollte nicht fragen«, sagte er.

»Dann ist es ja gut.«

Die Tür ging auf, und ein Kellner kam heraus; genau im richtigen Moment, um den peinlichen Augenblick zu überbrücken.

Er wirkte ein bißchen überrascht, die beiden Gäste

auf der kalten und allmählich in Dämmerung versinkenden Terrasse zu sehen, war aber natürlich viel zu höflich, sich auch nur einen entsprechenden Blick zu gestatten; außerdem kannte er die Höhe der Trinkgelder, die Jan normalerweise gab.

Jan bestellte einen Kaffee für sich und einen Cappucino für Vera. Als sich der Kellner herumdrehte und gehen wollte, fragte er: »Auch etwas zu essen?«

»Warum nicht?« fragte Vera. »Der Laden sieht aus, als wäre die Küche akzeptabel.«

Jan warf dem Kellner einen entsprechenden Blick zu, ignorierte dessen mißbilligendes Stirnrunzeln und wartete, bis sie wieder allein waren. Es wurde jetzt immer schneller dunkel, und Veras Gesicht schien irgendwie ... mit der Dämmerung zu verschmelzen. Ihm fiel kein anderes Wort dafür ein, so sehr er sich auch bemühte. Je schwächer das Tageslicht wurde, desto mehr schienen sich Veras Umrisse in der grauen Dämmerung zu verlieren, als wäre sie nichts als eine Statue aus grauem Eis, die sich im warmen Wasser auflöste. Nur ihre Sonnenbrille schien Bestand zu haben. Obwohl das Licht jetzt selbst für Jan kaum noch ausreichte, um die Tischdecke vor sich zu erkennen, machte sie keine Anstalten, die dunklen Gläser abzunehmen.

»Was war los mit dir?« fragte Vera. »Ich meine: vorhin. Du hast dagestanden wie vom Donner gerührt. Wenn ich dich

nicht weggerissen hätte, dann wärest du jetzt tot. Oder wenigstens schwer verletzt.«

»Ich weiß«, sagte Jan. »Und ich bin Ihnen auch wirklich dankbar.« Er hob die Schultern. »Wie gesagt: Ich hatte einen schweren Tag.«

»Er muß ziemlich schwer gewesen sein«, entgegnete die junge Frau spöttisch.

»Ich kann auf eine Wiederholung verzichten«, sagte Jan. Er begann sich immer unbehaglicher zu fühlen. Dieses sonderbare Mädchen hatte ihn zweifellos gerettet; vielleicht nicht vor dem Tod, aber ganz bestimmt vor einer üblen Verletzung. Trotzdem wünschte er sich, daß der Kellner käme und den bestellten Kaffee brachte, damit diese Geschichte endlich vorbei war. Er hatte wirklich genug andere Probleme.

»Ich auch«, sagte Vera. »Dieses Kaff ist nicht besonders attraktiv.«

Jan blickte zwar fragend, hütete sich aber, auch eine entsprechende Frage zu stellen. Er begann es bereits zu bedauern, Vera überhaupt eingeladen zu haben. Unhöflich oder nicht, er hätte es bei einem Dankeschön belassen sollen. Ohne daß es einen konkreten Grund dafür gegeben hätte, hatte er immer mehr das Gefühl, den Teufel gegen den Beelzebub eingetauscht zu haben.

Übergangslos flammte die Außenbeleuchtung auf. Jan blinzelte, während Vera weiter durch ihre übergroße Sonnenbrille geschützt blieb.

Auch bei Licht betrachtet sah Vera kaum weniger abenteuerlich aus als in der Dämmerung. Sie war sehr blaß - vermutlich krank - und noch kleiner, als er bisher angenommen hatte, und ein gutes Stück jünger. Von den neunhundertundzwölf Jahren, die sie ihm genannt hatte, waren mindestens achthundertundneunzig gelogen; wahrscheinlich mehr. Ihre Frisur entzog sich jedem Versuch, sie zu beschreiben. Sie ähnelte etwas, was von einer Perserkatze übrig bleiben mochte, nachdem man sie in eine Mikrowelle gestopft und eine drei-

viertel Stunde gegrillt hatte. Es gelang Jan nicht einmal, ihre Haarfarbe genau zu definieren.

Zu seiner Erleichterung kam in diesem Moment der Kellner und brachte die bestellten Getränke und eine Speisekarte für Vera. Sie warf einen flüchtigen Blick hinein und bestellte, ohne zu zögern, ein großes T Bone-Steak und eine doppelte Portion Pommes Frites. Der Kellner nahm die Bestellung schweigend entgegen, warf Jan aber einen fragenden Blick zu, den dieser mit einem Achselzucken beantwortete.

Als sie wieder allein waren, sagte Vera: »Hör mal - wenn es dir unangenehm ist, daß wir hier zusammen sitzen, dann mußt du es nur sagen.«

Sie war eine gute Beobachterin. Und vielleicht war das seine letzte Chance, schnell und ohne weitere Probleme aus der Geschichte herauszukommen. Aber er war im Zugzwang, und letztendlich stand er in ihrer Schuld.

»Unsinn«, sagte er. »Wenn Sie nicht gewesen wären, dann wäre ich jetzt schon wieder auf dem Weg ins Krankenhaus. Wenn nicht Schlimmeres.«

»Das stimmt«, sagte Vera. Sie grinste. »Gut, daß du es so siehst. Aber wieso >schon wieder<?«

Die Frage kam so überraschend, daß Jan um ein Haar darauf geantwortet hätte. Aber eben nur um ein Haar. Es ging sie nichts an. Was um alles in der Welt tat er eigentlich hier?

»Du willst nicht darüber reden«, stellte Vera fest, als er nicht antwortete. »Auch okay. Ist deine Sache. Und was tust du sonst - wenn du dich gerade nicht von Straßenbahnen überfahren läßt?«

»Ich bin Fotograf«, antwortete Jan. »Und was machen Sie - wenn Sie gerade keine verwirrten Fotografen vor dem Überfahrenwerden retten?«

»Mal dies, mal das«, antwortete Vera ausweichend. Sie rückte ihre Sonnenbrille zurecht. »Meistens nichts, um ehrlich zu sein.«

»Nichts?«

»Es findet sich immer jemand, der einem einen Kaffee spendiert - oder ein Steak.« Sie lachte. »Du bist Fotograf. Für die Zeitung?«

»Manchmal«, antwortete Jan. »Meistens mache ich freie Bilder.«

»Freie Bilder?«

»Ich bin freischaffend«, antwortete Jan.

»Ein Künstler?«

Jan sah sie scharf an, suchte aber vergeblich nach einem verächtlichen Unterton in ihrer Stimme, oder auch nur Spott. Sie war offenbar einfach nur neugierig.

»So könnte man es nennen«, antwortete er. »Aber nur ein kleiner. Und kein besonders erfolgreicher, fürchte ich. Aber es reicht zum Leben.«

»Und für ein Steak für eine Lebensretterin?«

»Zur Not«, antwortete Jan. »Und wenn alle Stricke reißen, habe ich hier Kredit.«

Es sollte ein Scherz sein, aber Vera drehte sich im Stuhl herum, warf einen langen, nachdenklichen Blick durch die Glastür ins Innere des Restaurants und sagte dann ernst:

»Dann kannst du nicht ganz so erfolglos sein.«

»Wieso?«

»Der Laden ist nicht ganz billig. Wenn du hier Kredit hast, mußt du ein Stammgast sein.«

Wie er schon einmal festgestellt hatte: Sie war eine aufmerksame Beobachterin.

»Erwischt«, gestand er. »In Wahrheit bin ich ein weltberühmter Starfotograf. Und ich wollte mich vor den Zug werfen, weil ich mit meinem letzten Foto nicht zufrieden war.

Wolltest du das hören?«

Er hätte sich am liebsten auf die Zunge gebissen, daß ihm das vertraute >du< herausgerutscht war. Gleich ob Vera es benutzte oder nicht, war das förmliche >Sie< für ihn bisher doch ein Schutz gewesen, den er nun ohne Not verschenkt hatte. Er begann sich ernsthaft den Kopf darüber zu zerbrechen, wie er

aus dieser Situation herauskommen konnte, ohne das Gesicht zu verlieren. Nicht Vera, sondern den Kellnern des Restaurants gegenüber.

»Soll ich besser gehen?« fragte Vera unvermittelt. Die Offenheit dieser Frage überraschte Jan nicht nur, sie machte es ihm auch unmöglich, ehrlich zu antworten, nämlich mit einem klaren Ja. Er war nicht ganz sicher, ob diese Ehrlichkeit nun wirklich aufrichtig wäre oder pure Berechnung.

Was im Ergebnis allerdings keinen Unterschied machte.

Jan gestand sich endgültig ein, daß er diesem Mädchen nicht gewachsen war.

»Nein«, antwortete er. »Ich bin einfach nur ... ein bißchen durcheinander. Es hat nichts mit dir zu tun.«

»Sondern mit deinem harten Tag.«

Jan zählte in Gedanken bis drei, bevor er antwortete. Vera war entweder unverschämt, oder ungefähr so sensibel wie ein Ziegelstein. Es war vermutlich nicht besonders schwer zu erkennen, daß mit ihm irgend etwas nicht stimmte; aber es mußte genauso deutlich zu erkennen sein, daß er nicht darüber reden wollte.

Jan trat die Flucht nach vorne an. »Erzähl mir etwas von dir«, bat er. »Lebst du hier in Neuss?«

»Im Moment.«

»Und sonst?« fragte Jan.

Vera hob die Schultern. »Mal hier, mal da. Ich komme viel rum, weißt du?«

»Und was tust du so, wenn du viel rumkommst?«

»Mal dies, mal das«, antwortete Vera ausweichend. »Du bist ziemlich neugierig, finde ich. So fragt man Leute aus.«

»Ich versuche nur, mich anzupassen«, antwortete Jan grinsend.

Er zündete sich eine Zigarette an, hielt Vera die Schachtel hin und steckte sie achselzuckend wieder ein, als sie den Kopf schüttelte. Wenigstens eine schlechte Angewohnheit, die sie nicht hatte.

Das Essen kam überraschend schnell. Jan bedankte sich,

schickte ein Stoßgebet zum Himmel, daß Katrin rechtzeitig genug auftauchen würde, um ihn auszulösen, und sah schweigend zu, wie Vera mit wenig Anstand, dafür aber um so größerem Appetit ihre Mahlzeit in sich hineinzuschaufeln begann. Er mußte nicht fragen, um zu wissen, daß sie offensichtlich schon seit längerer Zeit nichts mehr gegessen hatte.

Katrin kam zurück, als Vera ihre Mahlzeit beendet hatte und sich durch die gewaltige Portion Erdbeereis kämpfte, die den Nachtisch darstellte. Jan hatte den Golf die ganze Zeit über nicht aus den Augen gelassen - und zwei Politessen dabei beobachtet, wie sie zwei weitere Strafbettel unter die Scheibenwischer klemmten -, so daß er Katrin schon sah, als sie sich dem Wagen näherte; ganz wie er erwartet hatte, so mit ein paar >Kleinigkeiten< beladen, daß sie fast Mühe hatte, zu gehen. Katrin kaufte leidenschaftlich gerne ein, und heute schien sie dieser Leidenschaft ganz besonders ausgiebig gefrönt zu haben. Jan sah mit einer Mischung aus Ärger und Belustigung zu, wie sie den Wagen mehr wankend als gehend erreichte und sich mehrere Minuten lang damit abmühte, ihre Beute in den viel zu kleinen Kofferraum zu quetschen. Als sie ihn endlich irgendwie zubekommen (und dabei wahrscheinlich die Hälfte ihrer Pakete zerdrückt) hatte, richtete sie sich auf und ließ ihren Blick über den Marktplatz schweifen. Sie sah nicht einmal in die Richtung, in der die Arztpraxis lag. Jan war auf ihre Ausrede gespannt.

Als Katrin in seine Richtung sah, hob er den Arm und winkte. Sie drehte sich noch ein kurzes Stück weiter, sah dann wieder in seine Richtung und setzte sich schließlich mit langsamen Schritten in Bewegung.

Auch Vera hatte sich herumgedreht und warf ihm jetzt einen fragenden Blick zu.

»Meine Verlobte«, erklärte Jan. »Wir waren hier verabredet.

«

»Typisch«, seufzte Vera.

»Was?«



»Daß du verlobt bist«, antwortete sie grinsend. »Die guten Männer sind immer schon vergeben.«

»Das gilt umgekehrt ganz genauso«, sagte Jan.

»Wieso?« fragte Vera harmlos. »Ich bin nicht in festen Händen.«

Jan gestattete sich ganz bewußt nicht, über diesen ohnehin schon lauen Scherz zu lachen. Vera versuchte eine Vertrautheit zwischen ihnen herzustellen, die er nicht wollte. Er bedauerte es mittlerweile wirklich, überhaupt mit ihr hierher gekommen zu sein. Er würde Katrin bitten, die Rechnung zu bezahlen und dann von hier verschwinden, so schnell es ging.

Katrins Schritte wurden schneller, je näher sie kam. Es war zu dunkel, um den Ausdruck auf ihrem Gesicht zu erkennen, aber Jan konnte ihn sich vorstellen. Katrin war schon eifersüchtig, sobald sie ihn auch nur in der Nähe eines weiblichen Wesens sah. Und sie spielte so überzeugend die Furie, daß er sich niemals ganz sicher sein konnte, ob es tatsächlich nur gespielt war.

Sie erfüllte seine Erwartung auch diesmal hundertprozentig, denn auf den letzten Schritten wurde sie wieder langsamer und blieb schließlich beinahe stehen. Der Blick, mit dem sie Vera musterte, war entschieden zu lang, um irgend etwas anderes als unhöflich zu sein, und ihre Stimme war ungefähr so warm wie das Klirren von Eiswürfeln in einem Glas, als sie sich an Jan wandte.

»Ach hier bist du also. Da hätte ich ja lange nach dir suchen können. «

Jan ignorierte diese bodenlose Unverschämtheit und machte eine einladende Geste. »Setz dich. Ich möchte dir jemanden vorstellen.«

Katrins Gesichtsausdruck wandelte sich schlagartig in Verwirrung. Sie war so perplex, daß sie sogar auf jede spitze Bemerkung verzichtete und sich kommentarlos einen Stuhl heranzog. Sie nahm am Kopfende des Tisches Platz, weder auf Jans Seite, noch ihm gegenüber.

»Eine Bekannte von dir?« erkundigte sie sich.

»Das ist Vera«, erklärte Jan. Mit einer Geste auf Katrin fügte er hinzu: »Katrin, meine Verlobte.«

»Du hast nicht übertrieben«, sagte Vera. »Sie ist so hübsch, wie du gesagt hast.«

Jan konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, irgend etwas in dieser Art gesagt zu haben. Trotzdem spürte er, wie ihm das Blut in die Ohren schoß, und Katrin reagierte mit einem raschen und fast unangenehm überraschten Blick in seine Richtung.

Jan verteilte niemals Komplimente, das wußte sie; weder in ihrer Gegenwart noch in ihrer Abwesenheit. Schon gar nicht in ihrer Abwesenheit, um genau zu sein.

»Kennen wir uns?« fragte Katrin zögernd. Eine dumme Frage, aber vermutlich die positivste Antwort, die er im Moment erwarten konnte.

»Noch nicht«, antwortete Vera und schaufelte eine weitere Portion Erdbeereis in sich hinein.

»Vera hat mich gerettet«, sagte Jan unbeholfen.

»Gerettet? Vor wem?«

»Was«, antwortete Jan. »Es muß heißen: Vor was?« Er machte eine Kopfbewegung über den Platz. »Ich wäre um ein Haar von der Straßenbahn überfahren worden. «

Katrin riß die Augen auf. »Wie bitte?! «

»Reg dich nicht auf«, sagte Vera mit vollem Mund. »Es ist ja nichts passiert.«

»Aber das wäre es, wenn sie mich nicht zur Seite gerissen hätte«, fügte Jan hinzu. »Ich bin ihr wirklich dankbar. Wenn sie nicht gewesen wäre ... «

»Was soll das heißen: Von der Straßenbahn überfahren?« beharrte Katrin. An diesem Satz war nun wirklich nicht besonders viel, was nicht zu verstehen wäre, aber Katrin war im Moment offenbar so verstört, daß sie selbst das Erscheinen des Erzengels Gabriel nicht mehr aus der Fassung gebracht hätte.

»Er war ein bißchen abgelenkt«, erklärte Vera. »Wahrscheinlich hat er nach dir gesucht.«

»Dann ... dann muß ich mich jetzt wohl bei Ihnen bedanken  
«, sagte Katrin unbeholfen. Sie lächelte verunglückt in  
Veras Richtung und warf Jan gleich darauf einen Blick zu, der  
für seinen Geschmack entschieden zu viel Spielraum für Interpretationen  
zuließ.

»Das hätte doch jeder getan«, antwortete Vera großspurig.

»Außerdem hat er sich schon bedankt.« Sie hatte ihren Eisbecher  
ausgelöffelt, stellte ihn auf den Tisch zurück und schlug  
sich mit der flachen Hand auf den Magen, daß es klatschte.

»Das war das beste Essen, das ich seit ein paar Tagen bekommen  
habe. Übrigens auch das einzige«, fügte sie nach kurzem  
Zögern hinzu.

Wären sie allein gewesen, hätte Jan die Bemerkung ignoriert.

Unglücklicherweise waren sie es nicht.

»Seit ein paar Tagen?« hakte Katrin nach.

»Im Moment hab ich eine kleine Pechsträhne«, gestand  
Vera mit einem perfekt gespielten, verlegenen Grinsen, das Jan  
ihr trotzdem keine Sekunde lang glaubte. »Aber das geht vor  
bei. Ist nicht die erste. Und wird sicher auch nicht die letzte  
bleiben.«

Katrin warf Jan einen weiteren, fragenden Blick zu, deutete  
schließlich ein Achselzucken an und griff in ihre Handtasche.

Jan nahm an, um Zigaretten und Feuerzeug herauszuholen,  
doch statt dessen zog sie ihr Portemonnaie hervor. »Wenn das  
so ist«, begann sie, »dann -«

»Laß dein Geld stecken«, sagte Vera scharf. »Ich nehm'  
doch keine Geld dafür, daß ich etwas so Selbstverständliches  
getan hab. So weit unten bin ich nun doch noch nicht.«

»Entschuldigung«, murmelte Katrin. Sie kramte ihre Geldbörse  
so hastig in die Handtasche zurück, daß die Bewegung  
fast erschrocken wirkte. Offensichtlich war ihr klar geworden,  
wie verletzend ihr Ansinnen wirken konnte, auch wenn es  
sicherlich ehrlich gemeint war. In der gleichen Bewegung zog  
sie nun doch ihre Zigaretten hervor, zündete sich eine an und  
ließ vor lauter Nervosität ihr Feuerzeug fallen.

Wieder spielte der Kellner den rettenden Engel, indem er genau im richtigen Moment auftauchte und sich nach Katrins Wünschen erkundigte. Jan lehnte an ihrer Stelle ab und machte eine entsprechende Geste, die Rechnung zu bringen. Während sie darauf warteten, fand Katrin ihre Selbstbeherrschung immerhin weit genug wieder, um ihm einen leicht strafenden Blick zuzuwerfen. Sie verstand sein Verhalten nicht; wie auch? Immerhin hatte er ihr vor einer Minute noch erzählt, daß Vera ihm das Leben gerettet hatte. Sein Benehmen mußte ihr ziemlich unhöflich vorkommen. Was es auch war. Aber Jan hatte in den letzten sechsunddreißig Stunden zu viel Außergewöhnliches erlebt - und das ziemlich sichere Gefühl, daß es damit noch lange nicht vorbei war-, um sich jetzt auch noch mit den Problemen einer ausgeflippten Punkerin abzugeben. Auch, wenn er sich hütete, es in Katrins Gegenwart so deutlich auszusprechen: Vera hatte es selbst gesagt.

Jeder an ihrer Stelle hätte dasselbe getan.

Sie warteten in unbehaglichem Schweigen darauf, daß der Kellner kam und die Rechnung brachte. Katrin bezahlte, fügte ein exorbitantes Trinkgeld hinzu, das keinem anderen Grund entsprang als ihrem schlechten Gewissen Vera gegenüber, und drückte ihre Zigarette in den Aschenbecher. Dann stellte sie eine Frage, für die Jan sie in diesem Moment hätte erwürgen können.

»Wenn Sie kein Geld wollen ... können wir sonst vielleicht noch irgend etwas für Sie tun?«

»Na ... ja«, antwortete Vera zögernd. »Aber es ist vielleicht ein bißchen unverschämt.«

»Nur zu«, sagte Katrin aufmunternd.

Veras unsichtbare Augen warfen einen kurzen, prüfenden Blick in Jans Richtung, ehe sie sich wieder ganz zu Katrin umwandte und sagte: »Wie gesagt: Ich habe im Moment eine kleine Pechsträhne. Ich könnte ein Plätzchen gebrauchen, an dem ich übernachten kann.«

Zumindest mußte man Vera zugute halten, daß sie ein ausgesprochen angenehmer Hausgast war - wenigstens am ersten Abend.

Sie fuhren nach Hause, und seine Lebensretterin half Katrin nicht nur unaufgefordert, ihre Pakete nach oben zu tragen, sondern zog sich nach kaum zehn Minuten in Jans kurzerhand zum Gästezimmer improvisiertes Arbeitszimmer zurück. Die Couch darin war alles andere als bequem. Jan wußte das genau, denn er hatte mehr als eine Nacht darauf verbracht.

Er saß im Wohnzimmer und sah fern, als Katrin auf Zehenspitzen aus dem Büro kam und die Tür hinter sich zuzog. Sie tat es nicht nur übertrieben vorsichtig, sondern legte auch noch den Zeigefinger über die Lippen. Man hätte glauben könnte, in dem Zimmer dahinter schlief ein schwerkrankes Kind.

»Sie schläft«, sagte sie überflüssigerweise. Noch mütterlicher fügte sie - noch dazu im Flüsterton - hinzu: »Mach den Fernseher leiser - bitte.«

Der Fernseher war nicht zu laut. Ganz im Gegenteil. Trotzdem angelte Jan nach der Fernbedienung und dämpfte die Lautstärke so sehr, daß praktisch nichts mehr zu hören war.

»Ich wußte gar nicht, daß in dir eine barmherzige Samariterin schlummert«, sagte er. »Muß ich dich ab sofort >Mutter Teresa< nennen?«

Katrin übergab die Frage, lief - immer noch auf Zehenspitzen - an ihm vorbei und nahm eine Schachtel Zigaretten aus der Vitrine. Sie hatte überall in der Wohnung Zigaretten deponiert, als ertrüge sie die Vorstellung nicht, ihre Nikotinration nicht in unmittelbarer Reichweite zu haben.

»Immerhin hat sie dir das Leben gerettet«, sagte sie, während sie ihr Feuerzeug aufflammen ließ und einen tiefen, fast schon gierigen Zug nahm. »Was hätten wir tun sollen? Sie auf der Straße sitzen lassen?«

Diesmal war es Jan, der es vorzog, die Frage als nicht gestellt zu betrachten. »Ist dir eigentlich klar, daß wir uns damit eine ganz schöne Laus in den Pelz setzen?«

»Weil wir sie eine Nacht hier schlafen lassen?« Katrin drehte sich zu ihm herum, lehnte sich in einer aggressiv wirkenden Haltung mit verschränkten Armen gegen den Schrank und blies den Zigarettenrauch durch die Nasenlöcher aus.

»Mach dich nicht lächerlich.«

»Und wer sagt dir, daß sie morgen früh einfach wieder geht? Solche Leute wird man möglicherweise nur sehr schwer wieder los.« Er schüttelte den Kopf, sah kurz zu der Tür hin, hinter der Vera schlief, und schaltete den Fernseher wieder eine Spur lauter, um so einen akustischen Schutzschirm zu schaffen, ehe er fortfuhr: »Ich verstehe dich nicht. Du bist doch diejenige, die immer sagt, daß ich meine Nase nicht ständig in Dinge stecken soll, die mich nichts angehen.«

»Wenn sie auch so denken würde, dann wärst du jetzt tot«, sagte Katrin.

»Das bestreitet ja auch niemand«, antwortete Jan. »Aber das ist doch noch lange keine Grund, eine obdachlose Punkerin aufzunehmen.«

»Eine Punkerin? Nur wegen ihrer Frisur?« Katrin lachte.

»Mir gefällt sie. Statt dich über sie aufzuregen, solltest du lieber ein paar Fotos von ihr machen. Vielleicht bringt dich das ja auf andere Gedanken.« Sie machte eine ärgerliche Geste. »Und jetzt wäre es ganz nett, wenn du mir endlich sagen würdest, was, zum Teufel, eigentlich mit dir los ist.«

»Mit mir?« fragte Jan verdutzt. *Sie* war es doch, die sich komisch benahm. Noch vor einem Tag hätte Katrin irgendein fremdes weibliches Wesen allerhöchstens unter dem gleichen Dach mit ihm übernachten lassen, wenn sie ihm vorher das passende Äquivalent eines Keuschheitsgürtels angelegt und den Schlüssel weggeworfen hätte.

»Mit dir! « bestätigte sie. »Und jetzt behaupte bitte nicht wieder, daß ich mir nur etwas einbilde oder Gespenster sehe. Zuerst bekommst du aus heiterem Himmel einen Herzanfall. Dann flippst du völlig aus und türmst aus dem Krankenhaus. Und jetzt höre ich, daß du um ein Haar von der Straßenbahn

überfahren worden wärest. Hältst du das etwa für normal? Was hat Dr. Petri gesagt?»

Wenn er sie jetzt fragte, welche dieser beiden Fragen er nun zuerst beantworten sollte, würde sie vermutlich ausflippen. Vielleicht die bequemste Methode, dieses allmählich unangenehm werdende Gespräch zu beenden.

»Mir fehlt nichts«, sagte er. »Ich bin nervös, das ist alles.«

»So nervös, daß du mitten auf den Schienen stehenbleibst?

«

Nein. Das hatte er getan, weil ihn irgend etwas daran gehindert hatte, weiterzugehen. Selbst bei der bloßen Erinnerung an den Moment lief ihm schon wieder ein eisiger Schauer über den Rücken. Es war lächerlich, aber er wußte genau, daß er jetzt nicht mehr leben würde, wäre er weitergegangen. Gestern abend im Kino hatte er haargenau dasselbe Gefühl gehabt - dieselbe Ahnung -, und er wäre um ein Haar gestorben, weil er es ignoriert hatte.

»Nein, verdammt, mit mir ist *nicht* alles in Ordnung«, sagte er, nun schon eine Spur schärfer; und mehr als nur *eine Spur* lauter: Ich hatte so eine Art Herzanfall. Ich habe im Koma gelegen, wenigstens für ein paar Minuten. Ich hatte eine komische Halluzination, und ich habe zwei gebrochene Rippen, die bei jedem Atemzug weh tun. Du gestattest also, daß ich ein bißchen nervös bin.«

»Ich gestatte nicht, daß du dich umbringst«, antwortete Katrin. »Verdammt, ich mache mir Sorgen um dich, ist das so schwer zu verstehen?«

»Nein«, antwortete Jan. »Aber du hast eine ziemlich komische Art, das zu zeigen.«

Katrins linke Augenbraue rutschte so weit an ihrer Stirn empor, daß sie fast unter ihrem Pony verschwand. Ihre Augen blitzten kampflustig. Dann erlosch ihr Zorn so plötzlich, wie er gekommen war. Für eine oder zwei Sekunden sah sie vollkommen verwirrt aus; so als verstünde sie nicht, was sie eigentlich hier tat, und warum. Dann stieß sie sich mit einem Ruck von

der Glasvitrine ab, stanzte ihre Zigarette in den Aschenbecher und kam mit schnellen Schritten näher. Jan begriff erst, was sie tat, als sie sich mit gespreizten Beinen auf seinen Schoß setzte und die Hände um seinen Nacken schlang. Er kam nicht einmal dazu, eine überraschte Frage zu stellen. Katrin küßte ihn so lange und stürmisch, daß er sie schließlich fast gewaltsam von sich stoßen mußte, um überhaupt noch Luft zu bekommen.

»Findest du diese Art, meine Sorge auszudrücken, besser?« fragte sie.

»Im Prinzip schon.« Jan hustete. Seine angebrochenen Rippen protestierten wütend gegen die grobe Behandlung, und er bekam kaum Luft.

»Dann gibt es keinen Grund, damit aufzuhören, oder?« Katrins Hände fummelten ungeschickt an seinen Hemdknöpfen herum. Er hielt sie fest, gab sich allerdings keine besondere Mühe dabei. Sex war so ungefähr das letzte, woran er noch vor einer Minute gedacht hatte, aber Katrins bloße körperliche Nähe und ihre eindeutige Absicht blieb nie ohne Wirkung. Er wunderte sich allerdings ein bißchen. Katrin war alles andere als prüde und sexuell ziemlich aktiv - aber der Impuls ging so gut wie nie von ihr aus. Es hatte eine geraume Weile gedauert, bis er begriffen hatte, daß Katrin es als eine Art Spiel betrachtete, in dem sie erobert werden wollte. Heute war es anders.

Zum zweiten- oder drittenmal, in den Jahren, die sie nun zusammen waren, war sie es, die zum Angriff überging. Normalerweise hätte sich Jan darüber gefreut. Heute erschreckte es ihn.

»Nimm Rücksicht auf mich«, bat er spöttisch. »Ich bin ein alter, kranker Mann mit einem schwachen Herz.«

»Von deinem Herz will ich auch gar nichts«, kicherte Katrin. Sie hatte sein Hemd vollends aufgeknöpft und streifte es nun mit einer energischen Bewegung von seinen Schultern.

Jan sog scharf die Luft ein, und auch Katrin erstarrte für einen Moment in der Bewegung und blickte seine Schulter an.

Sie sah ziemlich erschrocken aus.

Jan verrenkte sich fast den Hals, um seine linke Schulter zu



betrachten. Sie war nicht nur grün und blau, sondern auch deutlich angeschwollen. Bisher hatte er von der Verletzung nicht einmal etwas gespürt. Dafür schien sie jetzt, nachdem er sie einmal gesehen hatte, um so empfindlicher auf jede Berührung zu reagieren.

»Das sieht ja schlimm aus«, sagte Katrin. »Die Straßenbahn?

«

»Ja.« Jan war nicht einmal ganz sicher. Er erinnerte sich natürlich an den heftigen Schlag, den er bekommen hatte, aber danach ... Er hatte die Prellung bisher noch nicht einmal gespürt.

»Und du wolltest dieses arme Mädchen einfach auf der Straße sitzen lassen? Wenn sie nicht gewesen wäre, dann würdest du jetzt überall so aussehen.« Katrin beugte sich vor und berührte seine geschwollene Schulter zärtlich mit den Lippen. Selbst diese sanfte Berührung tat weh, jagte aber trotzdem einen kribbelnden Schauer durch seinen gesamten Körper.

»Und ich müßte dich möglicherweise überall so trösten.«

»Warum stellst du dir nicht einfach vor, es wäre so?« fragte Jan. Die Situation war ... bizarr. Das waren nicht sie. Sie sprachen nie beim Sex, auch das war eine ihrer stillschweigenden Übereinkünfte. Was ging hier vor?

Katrins Lippen lösten sich von seiner Schulter, glitten an seinen Hals hinab und weiter. Ihre Zungenspitze liebkoste seine Brust und glitt tiefer, und Jan stöhnte leise vor Erregung. Seine Erektion hatte eine Härte erreicht, die fast weh tat. Trotzdem drehte er den Kopf auf die andere Seite und sah die Tür zu seinem Arbeitszimmer an. Sie stand einen Spalt breit offen.

»Bitte ... nicht«, sagte er mühsam.

Katrin, die gerade mit wenig Erfolg, aber auf eine unbeschreiblich wohltuende Weise versuchte, seine Gürtelschnalle mit den Zähnen zu öffnen, hob überrascht den Kopf und sah ihn an.

»Warum?«

»Wir ... sind nicht allein«, murmelte Jan. »Laß uns wenigstens ins Schlafzimmer gehen.«

Katrin lachte. »Sei nicht langweilig. Vera schläft wie ein Stein. Und jetzt halt die Klappe.«

Das war eindeutig nicht die Katrin, die er kannte. Aber Jan gestand sich ein, daß er höchst erfreut war, sie kennenzulernen.

Und er tat es, ausgiebig und außergewöhnlich lange. Sie liebten sich so ausgiebig und intensiv wie schon seit langer Zeit nicht mehr - vielleicht wie noch niemals zuvor -, und als hätte dieser Abend nicht bereits genug Überraschungen für ihn bereitgehalten, nicht nur einmal, sondern gleich dreimal hintereinander.

Jan war - auf eine schwer zu beschreiben ungemein angenehme Art - vollkommen erschöpft, als sie hinterher nebeneinander auf der viel zu schmalen Couch lagen. Alle seine Glieder schienen sich in Blei verwandelt zu haben, und das Atmen schien einer bewußten Anstrengung zu bedürfen.

Gleichzeitig aber war er geistig so hellwach, daß an Schlaf nicht einmal zu denken war.

Außerdem hatte er quälenden Durst.

Katrin hatte sich in seinen Arm gekuschelt und war eingeschlafen.

Ihr Körper glühte noch immer, und Jan konnte das schnelle, aber gleichmäßige Schlagen ihres Herzens an seiner eigenen Brust fühlen.

Es war ein ungemein beruhigendes Gefühl, schnell und regelmäßig wie das Arbeiten einer großen, zuverlässigen Maschine, die für mehr als die Lebensdauer eines Menschen konzipiert war.

Und er selbst?

Jan lauschte in sich hinein. Sein eigenes Herz schlug schwer und sehr langsam, aber ebenfalls in einem beruhigenden, unerschütterlichen Takt. Und natürlich würde es das auch weiter tun.

Er rief sich in Gedanken selbst zur Ordnung. Sein Herz war so kräftig und gesund, wie es das Herz eines gesunden Zweiund-

dreißigjährigen nur sein konnte. Es hatte einen kleinen Aussetzer gehabt, ein einmaliges, unerklärliches und sicherlich gefährliches Stolpern, aber mehr auch nicht. Und die Betonung lag ganz eindeutig auf *einmalig*.

Er drehte vorsichtig den Kopf und betrachtete Katrins im Schlaf entspanntes Gesicht, das sich an seine geschwollene Schulter schmiegte. Wenn er einen Beweis dafür gebraucht hätte, daß mit seinem Herzen alles in bester Ordnung war, dann hatte er ihn in den letzten zwei Stunden bekommen. Zwei Stunden! Jan sah auf die Uhr und stellte fest, daß es eher zweieinhalb gewesen waren. Kein Wunder, daß er durstig war.

Er richtete sich vorsichtig auf, wobei er die Hand zu Hilfe nehmen mußte, um Katrins Kopf so vorsichtig von seiner Schulter herunterzuheben, daß sie nicht wach wurde, schwang die Beine von der Couch und angelte nach seinem Slip. Ganz selbstverständlich zog er ihn an und wurde sich erst danach bewußt, daß er nun wieder er selbst war; nach der - für ihre Verhältnisse - Orgie, die sie gerade zelebriert hatten (er benutzte tatsächlich in Gedanken dieses Wort, und er kam sich nicht im geringsten albern dabei vor), war er nun wieder ganz er selbst; genau der Jan, der nicht nackt durch die Wohnung lief, nicht einmal dann, wenn er ganz allein und sämtliche Jalousien heruntergelassen waren.

Vollkommen überflüssig - er hatte ohnehin vor, in ein paar Minuten ins Bett zu gehen - zog er auch noch seine Jeans an, bevor er in die Küche ging. Er verspürte einen regelrechten Heißhunger auf eine Tasse Kaffee, war aber zugleich auch viel zu träge, die entsprechenden Vorbereitungen zu treffen. Allein die Vorstellung, fünf Minuten zu warten, bis die Kaffeemaschine zu Ende geblubbert war, erschien ihm im Moment geradezu absurd. Also ging er zum Kühlschrank, riß statt dessen eine Dose Bier auf und verzog angewidert das Gesicht, als er den ersten Schluck nahm. Das Bier war zu kalt. Es schmeckte fast ekelhaft, löschte aber wenigstens seinen Durst.

Er leerte die Hälfte der Dose, ging zum Wohnzimmer zurück und lehnte sich müde gegen den Türrahmen. Sein Blick glitt einen Moment lang fast ziellos durch den Raum, blieb schließlich an der Tür zu seinem Arbeitszimmer hängen. Sie stand immer noch einen Spaltbreit offen. Er war zu ungefähr einhundertundzehn Prozent sicher, daß Katrin sie geschlossen hatte, hatte die Erklärung mittlerweile aber auch schon gefunden. Die Tür sprang manchmal ganz von selbst auf. Er hatte sich schon mehr als ein Foto verdorben, weil das Schloß im unpassendsten aller Momente beschossen hatte, aufzuspringen. Katrin hatte letztendlich recht. Vera schlief, so tief und vermutlich zufrieden, wie ein Mensch nur schlafen konnte, für den ein weiches Bett in einem geheizten Zimmer eben keine Selbstverständlichkeit war.

Sein Blick wanderte weiter und blieb an Katrin hängen. Sie hatte sich auf die Seite gedreht und die Knie an den Leib gezogen, nachdem er weggegangen war, und für einen Moment sah sie so verwundbar und klein aus, daß er am liebsten zu ihr hingegangen wäre und sie in die Arme geschlossen hätte. An dieser plötzlichen Aufwallung war ganz und gar nichts Erotisches mehr. Dieser Teil seiner Batterien war erschöpft, so gründlich, daß sie vermutlich Tage benötigen würden, um sich auch nur wieder weit genug aufzuladen, daß er den Anlasser betätigen konnte, geschweige denn in einen höheren als den ersten Gang zu schalten. Trotzdem stand er eine gute Minute lang reglos gegen den Türrahmen gelehnt da, war unfähig, den Blick von Katrins schlafender Gestalt zu nehmen und spürte, wie eine immer stärker werdende Faszination von ihm Besitz ergriff. Es war das Bild.

Irgendwann zwischen der ersten und der zweiten Runde war Katrin aufgestanden und hatte das Licht ausgeschaltet. Sie hatte den Fernseher laufen lassen, das Gerät aber auf einen Musikkanal gestellt, über den im Moment ein Schwarz-Weiß Video flimmerte. Das flackernde, bläulich gefärbte Licht gab

dem Zimmer etwas seltsam Unwirkliches und schien die nackte, zu einer fast fötalen Haltung auf der Couch zusammengekrümmte Gestalt in etwas zu verwandeln, das von einem anderen Planeten stammte. Aus einer Welt mit niedriger Schwerkraft, auf der nie die Sonne schien und auf der sich feenhafte Geschöpfe mit großen Augen und sanften Stimmen bewegten. Ganz genau das war es, was Jan im diesem Augenblick sah. Die Geschichte, die ihm das Bild erzählte.

Es würde nicht mehr lange bestehen. Er warf einen raschen Blick auf den Fernseher und erinnerte sich, das Video schon einmal gesehen zu haben. Der Clip war fast zu Ende. Noch eine Minute, wenn überhaupt, und ein neues, mit größter Wahrscheinlichkeit schreiend buntes und hektisches Video würde über die Mattscheibe flimmern und mit seinen grellen Farben die Magie des Augenblicks zerstören.

Er durchquerte mit schnellen, vollkommen lautlosen Schritten das Wohnzimmer, trat in den Flur und nahm die erstbeste Kamera von der Anrichte, auf der immer zwei oder drei Fotoapparate griffbereit lagen. Noch während er sich herumdrehte und zu seinem Platz an der Küchentür zurückging, registrierte er, daß er ausgerechnet die einfachste seiner gut zwei Dutzend Kameras erwischt hatte, und noch dazu eine, in der sich ein nicht besonders lichtempfindlicher Film befand. Aber ihm blieb keine Zeit, noch einmal zurückzugehen. Was dem Bild an technischer Perfektion fehlte, mußten Motiv und Komposition rüberbringen. Jan gehörte ohnehin nicht zu jener immer größeren Zahl von Fotografen, die mangelndes Talent mit immer ausgefeilterer Technik zu kompensieren versuchten. Einige seiner besten Bilder hatte er mit einer billigen Pocket-Kamera geschossen.

Jan blickte durch den Sucher, verschwendete gut die Hälfte seiner verbliebenen Zeit damit, noch einmal über den richtigen Aufnahmewinkel nachzudenken und senkte schließlich den Finger auf den Auslöser, wo er blieb, bis das Video zu Ende war und eine Flut bonbonfarbener Lichtblitze aus dem Fern-

seher brach; acht oder neun Bilder lang, schätzte er. Wenn er Glück hatte, sogar ein Dutzend.

Mit den Farben änderte sich auch die Musik. Sie wurde nicht nur lauter, sondern der Rhythmus auch stampfender und nun eindeutig aggressiv. Katrin reagierte im Schlaf darauf, indem sie sich auf die andere Seite drehte und leise schmatzte.

Jan war äußerst zufrieden. Einfach nur, um den Unterschied zu sehen, machte er noch zwei weitere Fotos, ließ die Kamera sinken und ging, ohne zu zögern, in die Dunkelkammer, in die er das Kinderzimmer *in spe* umgewandelt hatte.

Er hatte ein gutes Gefühl. Mehr als ein gutes Gefühl: Er wußte, daß die Bilder großartig geworden waren. Mehr als das. Perfekt. Er würde sie gleich jetzt entwickeln und Katrin die Abzüge morgen beim Frühstück zeigen. Sie wollte doch unbedingt einen Beweis, daß mit ihm wieder alles in bester Ordnung war.

Einen besseren Beweis als die phantastischsten Bilder, die er seit Monaten gemacht hatte, konnte er ihr kaum liefern.

Er überzeugte sich davon, daß das Rotlicht brannte, legte den Riegel vor, den er eigenhändig an die Tür geschraubt hatte, nachdem ihm Katrin gleich zweimal demonstriert hatte, daß rotes Licht für sie nicht nur im Straßenverkehr nur bedingt von irgendeiner Bedeutung war, und öffnete die Kamera. Er war so aufgeregt, daß seine Finger leicht zitterten, und die Zeit, bis der Film entwickelt war und er die Streifen zum Trocknen aufhängen konnte, schien kein Ende zu nehmen.

Als er die letzte Klemme befestigte, klopfte es an der Tür.

»Jan? Bist du da drin?«

Katrins Stimme klang müde, aber auch ein wenig besorgt.

Jan hatte nicht auf die Uhr gesehen, aber es mußte nach Mitternacht sein, und obwohl er sich nicht vorstellen konnte, daß

Katrin nach diesem Abend in der Stimmung war, mit ihm zu streiten; war ihm auch gleichzeitig klar, daß er die Bilder in dieser Nacht nicht mehr entwickeln würde. Vielleicht war es auch besser so. Katrin tat sich manchmal etwas schwer damit, für Aktfotos zu posieren. Vor allem, wenn sie nichts davon wußte.

Es war vermutlich wirklich besser, wenn er sich erst davon überzeugete, daß die Aufnahmen wirklich so sensationell geworden waren, wie er glaubte, bevor er sie ihr zeigte.

»Ich komme«, sagte er. Er wusch sich die Hände, warf einen letzten, bedauernden Blick auf die zum Trocknen aufgehängten Negativstreifen und untersagte sich selbst aus einer fast perversen Lust an der Neugier heraus, noch einmal an den Tisch zurückzutreten und einen Blick darauf zu werfen. Es würde eine Qual werden, bis zum nächsten Morgen zu warten, aber wenn er sich die Negative jetzt ansah, dann würde er die Abzüge machen, und wenn der Himmel auf die Erde fiel.

Katrin hatte einen dünnen Morgenmantel übergeworfen, die Arme um den Oberkörper geschlungen und beide Hände unter die Achseln geschoben, als er aus der Dunkelkammer trat. Es war in der Wohnung eher zu warm als zu kalt, aber Katrin fror so sehr, daß ihre Knie schlotterten.

»Was machst du hier?« fragte sie. »Weißt du, wie spät es ist?« Sie warf einen mißtrauischen Blick an ihm vorbei in die Dunkelkammer. »Nichts.« Jan zog die Tür hinter sich zu, woraufhin sich Katrins Stirnrunzeln noch vertiefte.

»Nichts? Dafür, daß du nichts tust, verbreitest du eine ziemliche Hektik.«

»Habe ich dich geweckt?« fragte Jan.

Katrin gähnte hinter vorgehaltener Hand und schüttelte müde den Kopf. »Nein. Diese verdammte Couch ist einfach zu unbequem, um darauf zu schlafen. Also, was, zum Teufel, tust du hier, mitten in der Nacht?«

Es war nicht ungewöhnlich, daß er nachts arbeitete. Trotzdem schüttelte er abermals den Kopf und sagte noch einmal:

»Nichts. Ich wollte noch ein bißchen an der Fotoserie arbeiten. Immerhin muß ich sie am Montag abgeben.« Er kam ihrem Protest zuvor. »Es war eine dumme Idee. Ich hätte sowieso gleich Schluß gemacht, auch wenn du nicht gekommen wärst. «

Katrin starrte die Tür hinter ihm so intensiv an, als versuchte sie ernsthaft, sie auf diese Weise mit Blicken durchdringen zu können, um den Wahrheitsgehalt seiner Behauptung nachzuprüfen. Dann sagte sie müde: »Ich habe einfach keine Lust mehr, immer dieselbe Diskussion zu führen. Vielleicht denkst du einfach mal daran, daß selbst ein gesunder Mensch zu viel arbeiten kann. Und jetzt komm ins Bett. Ich muß morgen früh raus.«

Er hatte sich vorgenommen, früh genug aufzustehen, um nicht nur die Abzüge zu machen, sondern sie Katrin auch bei einer Tasse Kaffee und einer Portion Rührei mit Speck zu präsentieren, die er für sie zuzubereiten gedachte.

Das war die Theorie. Tatsächlich wachte er gegen zehn Uhr mit hämmernden Kopfschmerzen auf, zu denen sich nach ein paar Sekunden ein widerwärtiger Geschmack im Mund und nach einigen weiteren Sekunden und einem verschwommenen Blick auf den Wecker ein schlechtes Gewissen gesellte.

Ganz schwach erinnerte er sich, daß Katrin am vergangenen Abend - eigentlich eher gestern nacht - etwas von »früh raus« und einem »wichtigen Termin« erzählt hatte, aber er war einfach zu müde, um sich an den genauen Grund zu erinnern.

Außerdem schien sie diesen Termin nicht eingehalten zu haben: Jan hörte sie irgendwo in der Küche oder vielleicht auch im Bad hantieren. Erst dann erinnerte er sich wieder, daß sie nicht mehr allein in der Wohnung waren.

Er stand auf, schlurfte ins Bad und brachte seine Morgentoilette hinter sich, indem er einen Blick in den Spiegel warf und sich mit den gespreizten Fingern beider Hände durch das Haar fuhr. Dann fiel ihm abermals ein, daß er nicht allein in der Wohnung war, und er tat etwas ziemlich Albernies: Er drehte den Kaltwasserhahn auf und ließ den Strahl gute zwei Minuten lang ins Waschbecken laufen, während er sich anstandshalber das Gesicht befeuchtete und dann die Hände abtrocknete.



Dieser Aufwand war aber vollkommen umsonst. Er sah nichts von Vera, während er ins Schlafzimmer zurückschlurfte, und nachdem er sich angezogen hatte und in die Küche ging, fand er sie am Herd stehend vor, ganz mit einer Pfanne voller Rühreier und knusprig bratender Speckwürfel beschäftigt und die Kopfhörer von Katrins Walkman auf den Ohren. Sie hatte ihn bisher nicht nur nicht gesehen, sondern auch nicht gehört. Kleine Dummheiten bestrafte das Schicksal sofort.

Er räusperte sich ein paarmal, dann wurde ihm klar, daß Vera diesem Laut so wenig hören konnte wie das Rauschen des Wasserhahns zuvor. Er trat neben sie, überlegte einen Moment, wie er sich bemerkbar machen konnte, ohne sie zu berühren, und tat schließlich das für ihn Nächstliegende: Er zog den Kopfhörerstecker aus dem Walkman, den sie am Gürtel trug. Vera machte eine erschreckte Bewegung, die sich auf die Bratpfanne auf der Herdplatte übertrug und das Fett darin aufspritzen ließ. Einer der winzigen aber höllisch heißen Tropfen traf ihren Handrücken. Sie wischte ihn mit einer fast beiläufigen Bewegung fort, noch während sie sich zu ihm herumdrehte und die Kopfhörer abstreifte.

»Hast du mich erschreckt! « sagte sie in schnippischem Ton:  
»Schleichst du dich immer so klammheimlich an Leute ran?«  
»Nur an solche, die in meiner Küche stehen und sich die Ohren mit Techno volldröhnen«, antwortete Jan lahm - und fast, ohne überhaupt zu wissen, was er da sagte. Zum ersten Mal sah er Veras Augen, und es war ein Anblick, der ihn so sehr irritierte, daß er für einen Moment fast das Gefühl hatte, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Ihre Augen waren ... fahl. Ein anderes Wort dafür fiel ihm nicht ein. Sie waren sehr groß - ihr Anblick erinnerte ihn auf absurde Weise an die übergroße Sonnenbrille, die sie gestern abend getragen hatte, selbst während der Rückfahrt, als es schon dunkel gewesen war - und eigentlich von dunklem Braun, wirkten aber zugleich auf unmöglich in Worte zu fassende Weise farblos; Augen, aus denen das Leben gewichen

war, um nicht dem Tod, sondern etwas anderem Platz zu machen.  
Ihren Anblick mit unheimlich zu beschreiben ging  
Lichtjahre weit an der Realität vorbei.

»Eine Krankheit«, sagte Vera. »Ich bin an meinem sechzehnten  
Geburtstag erblindet und es fast ein Jahr lang geblieben.

Die Ärzte haben gut drei Jahre gebraucht, um mir meine  
volle Sehkraft zurückzugeben.«

»Entschuldige«, stammelte Jan verlegen. »Ich wollte dich  
nicht -«

»Anstarren?« Vera lachte. Es wirkte echt. »Keine Angst,  
das tut jeder. Ich würde es wahrscheinlich auch tun, wenn ich  
jemanden mit Zombie-Augen sehen würde. Man gewöhnt sich  
daran.« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich hoffe, du magst Eier  
mit Speck.«

»Mein tägliches Frühstück.«

»Ich weiß«, grinste Vera. »Katrín hat es mir verraten. Sie  
wollte dich wecken, aber ich konnte sie davon abbringen -  
allerdings nur unter der Bedingung, daß ich dir ein Frühstück  
mache und darauf achte, daß du es auch ißt und nicht nur als  
Tischdekoration benutzt.«

Ja, das klang wortwörtlich nach Katrin. Trotzdem war Jan  
verwirrt. Was ganz und gar nicht nach Katrin klang, das war die  
Vorstellung, daß sie so etwas überhaupt zu Vera gesagt haben  
sollte. Noch vor zwölf Stunden hätte er jeden ausgelacht, der  
ihm gesagt hätte, daß Katrin ihn mit einem wildfremden, noch  
dazu alles andere als unattraktiven Mädchen allein in der  
Wohnung lassen würde.

»Der Kaffee ist auch schon fertig«, fuhr Vera in aufgeräumtem  
Ton fort. »Setz dich hin. Ich probiere heute morgen mal  
etwas Neues aus! Einen Mann zu verwöhnen.«

Ihre Worte enthielten eine Vertrautheit, die ihr nicht zustand  
und die ihn wütend machte. Er fühlte sich hilflos.

Das einzige, was er tun konnte, war nichts. Er drehte sich  
mit einem Ruck herum und wollte sich an den Küchentisch  
setzen, als es an der Tür klingelte. Er war beinahe froh.

Jan ging zur Tür, ersparte sich ganz gegen seine sonstige Gewohnheit den Blick durch den Spion und riß die Tür auf, als es gerade zum zweiten Mal klingelte.

Draußen stand ein junger, überkorrekt gekleideter Mann mit kurzgeschnittenem dunklem Haar und einem Aktenköfferchen in der linken Hand, das vermutlich mehr gekostet hatte, als Jan in drei Tagen verdiente. Die andere hielt er noch immer auf dem Klingelknopf. Die abrupte Bewegung, mit der Jan die Tür aufgerissen hatte, schien ihn vollkommen aus der Fassung gebracht zu haben.

»Ja?« fragte Jan unfreundlich.

Sein Besucher nahm endlich den Finger vom Klingelknopf und versuchte mit wenig Erfolg, sich in ein entschuldigendes Lächeln zu retten. »Guten Morgen«, sagte er unbeholfen.

»Herr Feller, nehme ich an? Johannes Feller?«

Ihn Johannes zu nennen, war einer der sichersten Wege, einen Streit mit ihm zu provozieren. Und diese Frage noch dazu vor Mittag zu stellen verbesserte die Sache auch nicht unbedingt.

Jan zog nur die linke Augenbraue hoch, was ihm als ausreichende Antwort erschien.

Seinem Gegenüber möglicherweise auch, denn er fuhr nach einer nervösen Pause fort: »Bitte entschuldigen Sie den Überfall. Wir haben versucht, Sie telefonisch zu erreichen, aber irgendwie war wohl die Technik gegen uns.«

In Form eines Anrufbeantworters, den Jan ganz bewußt noch nicht abgehört hatte.

»Und?« fragte er.

»Mein Name ist Bertram«, sagte der Mann. »Klaus Bertram. Könnte ich Sie vielleicht für einen Moment sprechen?«

»Warum?« fragte Jan. Er war selbst ein bißchen irritiert über den unfreundlichen Klang in seiner Stimme und versuchte ihn fast hastig zu entschärfen. »Ich meine: Worum geht es? Ich bin im Moment ... «

»Es dauert bestimmt nicht lange«, versicherte Bertram ha-

stig. »Aber ich habe mich noch gar nicht richtig vorgestellt, bitte entschuldigen Sie. Ich bin Assistent der Geschäftsleitung des >Cinedom< in Köln. Ich würde gerne mit Ihnen über vorgestern abend reden.«

»Vorgestern abend?« Jan verstand buchstäblich kein Wort. Trotzdem nickte er. »Falls Sie gekommen sind, um mir mein Eintrittsgeld zurückzugeben, ist das in Ordnung. Der Film war miserabel.«

»Darüber läßt sich sicher reden«, antwortete Bertram nervös. »Aber wenn ich vielleicht für einen Moment hereinkommen dürfte ...?«

Jan hob zwar die Schultern, ließ aber noch eine gute Sekunde verstreichen, ehe er schließlich zurücktrat und in der gleichen Bewegung die Tür aufzog.

Bertram reagierte viel unsicherer, als sein gestyltes Äußeres und sein teurer Attache-Koffer eigentlich vermuten ließen. Seine Unsicherheit verriet Jan auf Anhieb zweierlei: Der Grund seines Hierseins war ihm von Grund auf unangenehm, und er tat solche Dinge nicht nur sehr ungern, sondern auch nicht sehr oft.

Er überlegte einen Moment ernsthaft, ob er die Bitte seines Besuchers abschlagen sollte. Nicht weil er einen konkreten Grund dafür gehabt hätte, sondern einfach weil er das Gefühl hatte, daß der Bursche Ärger bedeutete.

Statt dessen trat er jedoch einen halben Schritt zurück und machte eine einladende Geste, die Bertram vermutlich als unhöflich ausgelegt hätte, wäre er nicht viel zu erleichtert gewesen, die erste Hürde geschafft zu haben, um auf solche Kleinigkeiten zu achten.

Sie gingen ins Wohnzimmer. Die Kissen auf der Couch waren noch unordentlich, wie sie sie in der vergangenen Nacht hinterlassen hatten. Der Anblick war Jan peinlich, weil er das vollkommen absurde Gefühl hatte, daß Bertram wissen mußte, was der Grund für diese Unordnung war. Er ordnete sie hastig, dann machte er eine weitere, wortlose Handbewegung und

wartete, bis sein Besucher Platz genommen hatte, ehe er sich selbst auf den Sessel gegenüber setzte.

»Was kann ich für Sie tun, Herr Bertram?« begann er.

Bertram rutschte unbehaglich auf seinen Platz herum. »Ich hoffe, es geht Ihnen wieder gut«, begann er.

»Ich bin in Ordnung«, sagte Jan verwirrt. »Danke. Aber Sie sind doch bestimmt nicht gekommen, um sich nach meinem Befinden zu erkunden, oder?«

»Nein«, gestand Bertram. »Oder doch. Auch. Ich meine ... immerhin geschah Ihr ... Unfall in den Räumlichkeiten des >Cinedom<, und -«

»Es war kein Unfall«, unterbrach ihn Jan. »Ich hatte einen Herzanfall. So etwas kommt vor.« Und plötzlich verstand er. Oder glaubte zu verstehen.

»Dieser andere Mann«, sagte er nachdenklich. »Der gleichzeitig mit mir zusammengebrochen ist ... er ist tot, nicht wahr?« Er hatte bisher nicht einmal mehr an den anderen gedacht, aber nun erinnerte er sich wieder an die Worte der Rettungssanitäter, die er aufgeschnappt hatte.

»Bedauerlicherweise ja«, sagte Bertram betrübt. Er begann nervös am Griff seines eleganten Aktenkoffers herumzukneten. Jan fragte sich, was er eigentlich darin hatte.

»Woran ist er gestorben?«

»Die genaue Todesursache stand noch nicht fest«, antwortete Bertram-Jan spürte, daß es eine Lüge war-, »aber es sieht wohl nach einem Infarkt aus.«

Jan hatte das Gefühl, daß er das Wort *Herzinfarkt* ganz bewußt vermied. Er versuchte, sich an das Gesicht des Mannes zu erinnern. Er hatte ihn kaum gesehen. Trotzdem war er fast sicher, daß er kaum älter als er gewesen sein konnte: wahrscheinlich sogar jünger.

»Was für ein Zufall«, sagte er.

Bertram fuhr ein bißchen zusammen. »Das ist es ganz sicher«, beeilte er sich zu versichern. »Trotzdem ist es der Grund, aus dem ich hierher gekommen bin. Sehen Sie, wir sind ein

Unternehmen der Unterhaltungsbranche. Wir legen natürlich großen Wert darauf - «

»- daß niemand anfängt, dumme Fragen zu stellen.« Vera kam aus der Küche, ein Tablett mit einem Teller voll Rühreier und drei Tassen Kaffee vor sich her balancierend. »Oder daß die Leute nicht anfangen, sich zu erzählen, daß man auf ihren Toiletten tot umfällt.«

Bertram wurde ein bißchen blaß um die Nase herum und zog es vor, die Frage erst einmal zu ignorieren. Er wandte sich wieder an Jan. »Das ist Ihre Verlobte, nehme ich an?«

»Nein. Vera ist ... nur eine Bekannte.« Jan war ziemlich verwirrt - und ein bißchen alarmiert. Sie hatten nicht in Veras Gegenwart über das gesprochen, was ihm passiert war. Und sie konnte sie auch nicht belauscht haben, denn sie hatten gestern abend überhaupt nicht über den Zwischenfall geredet. Bertram gewann noch einige weitere Sekunden, indem er abwartete, bis Vera ihr Tablett auf dem Tisch abgeladen hatte und sich ebenfalls setzte. Dann sagte er mit schlecht gespielter Bestürzung: »Ich störe Sie doch nicht beim Frühstück?«

Jan fragte sich eine Sekunde lang amüsiert, wie Bertram wohl reagieren würde, wenn er mit »doch« antwortete, unterdrückte aber den infantilen Impuls, es auszuprobieren, und schüttelte den Kopf.

»Ich hätte es vielleicht etwas weniger brutal ausgedrückt, aber es trifft den Kern der Sache«, sagte er mit einer Geste auf Vera. »Ich kann Sie beruhigen, Herr Bertram. Ich werde bestimmt nicht versuchen, dem Kino die Schuld an meinem Herzanfall zu geben. «

»Davon bin ich auch nicht ausgegangen«, antwortete Bertram hastig.

»Warum sind Sie dann hier?« fragte Vera.

»Nur um ganz sicher zu gehen«, antwortete Bertram. »Auch wenn das >Cinédome< ganz sicher keine Schuld an dem bedauerlichen Vorfall trifft, so sind wir doch um das Wohlbefinden unserer Kunden besorgt.«

Das hörte sich so gestelzt an, daß Jan um ein Haar laut aufgelacht hätte. Nicht nur gestelzt, sondern auch auswendig gelernt. Wahrscheinlich hatte der arme Kerl auf dem ganzen Weg hierher krampfhaft darüber nachgedacht, wie er seine Worte wählen sollte.

Nun, er hatte es verbockt. Und er hatte es mit Sicherheit selbst gemerkt.

Eigentlich nur, um Bertram - der ihm mittlerweile wirklich leidtat - nicht auch noch ganz offen ins Gesicht zu grinsen, griff er nach seiner Gabel und begann zu essen. Er nahm allerdings nur einen einzigen Bissen. Was immer ihm Vera da zubereitet hatte, sah nach Rühreier mit Speck aus und roch auch danach, aber es schmeckte nach etwas, über das er lieber nicht zu lange nachdenken wollte. Er ließ die Gabel wieder sinken und spülte den Bissen hastig mit einem Schluck von dem herunter, von dem Vera offenbar annahm, es wäre Kaffee.

»Was wollen Sie?« fragte er gerade heraus.

Bertram wirkte regelrecht erleichtert. Vielleicht hatte er einfach nicht genau gewußt, wie er zum Kern kommen sollte.

»Im Grunde sind wir schon fertig«, sagte er. Es geht uns ganz offen gesagt nur darum, daß Sie uns noch einmal bestätigen, daß das, was Ihnen zugestoßen ist, nichts mit uns zu tun hat. Haben Sie vor Ihrem Kinobesuch etwas in unserem Haus zu sich genommen?«

»Ein Bier«, bestätigte Jan. »Aber davon bekommt man keinen Herzanfall, soweit ich weiß.«

»Jedenfalls nicht so schnell«, bestätigte Bertram lächelnd.

»Ich bin wirklich froh, daß Sie es so sehen.« Er klappte seinen Aktenkoffer auf und zog ein Blatt Papier und einen ganzen Stapel Kinokarten heraus, die anders aussahen als die, die der Computer an der Kasse des »Cinedom« normalerweise ausspuckte.

Das Blatt legte er mit der beschriebenen Seite nach unten auf den Tisch, während er die Karten zu Jan hinüberschob.

»Ich habe hier ein paar Freikarten für Sie und Ihre Freunde«,

sagte er. »Vielleicht läßt Sie das Ihr kleines Unglück ein wenig leichter verschmerzen.«

Jan nahm die Billetts entgegen und deutete mit einer Kopfbewegung auf das Blatt. »Und?«

»Wie gesagt«, sagte Bertram. Seine Nervosität war wieder da. Sie war nicht wirklich weggewesen.

»Und?« fragte Jan noch einmal.

»Sie möchten von dir eine schriftliche Bestätigung, daß es nicht ihre Schuld ist«, sagte Vera, bevor Bertram Gelegenheit fand, zu antworten. »Und natürlich auch, daß sie aus dem Schneider sind, sollte sich wider Erwarten doch herausstellen, daß sie irgendwas damit zu tun haben.«

Bertram warf ihr einen Blick zu, der die Frage: *Wenn du nicht seine Verlobte bist, warum, zum Teufel, mischst du dich dann hier ein?* in unsichtbaren leuchtenden Lettern hinter ihr an die Wand projizierte, und zwang dann etwas auf sein Gesicht, das mit einem Lächeln ungefähr so viel gemein hatte wie das Ergebnis von Veras Kochkünsten mit einer genießbaren Mahlzeit.

Als er sich wieder an Jan wandte, war jede Spur von Freundlichkeit aus seinem Blick gewichen.

»Wir wollten Sie in der Tat bitten, uns eine entsprechende Erklärung zu unterzeichnen«, gestand er. Er drehte das Blatt herum. Für eine simple Erklärung, fand Jan, war das Blatt ziemlich eng beschrieben. »Sie ist im Grunde überflüssig, aber unsere Versicherung hält es für besser. Sie wissen ja, wie diese Bürokraten sind.«

»Das weiß ich«, bestätigte Jan. »Sie machen sich nicht mehr Arbeit, als wirklich notwendig ist. Ich glaube nicht, daß ich diese Erklärung unterschreiben sollte. Wozu auch? Ich meine: Wenn es tatsächlich nur ein überflüssiges Blatt Papier ist, müssen wir nicht unbedingt mehr Tinte verschwenden, oder?«

»Schade, daß Sie es so sehen«, sagte Bertram spröde. »Und ich kann Sie nicht umstimmen?«

»Wenn Sie mir eine andere Geschichte erzählen, viel-



leicht«, erwiderte Jan. Zugleich fragte er sich aber auch, was er eigentlich erwartete.

Vielleicht das Geständnis, daß das Kino im Auftrag der CIA, eines verrückten Wissenschaftlers oder auch des KGB irgendeine geheime Strahlenwaffe an seinen nichtsahnenden Besuchern testete, die dazu führte, daß sie auf dem Klo einen Herzanfall bekommen? Das war so dämlich, daß es nicht einmal mehr lustig war.

»Ich wüßte nicht, welche.« Bertram ließ das Schriftstück wieder in seinem Aktenkoffer verschwinden und klappte ihn zu. Jan hätte mit mehr Widerstand gerechnet. »Es tut mir leid, Sie gestört zu haben. Aber ich hoffe doch, daß Sie uns als Besucher erhalten bleiben, Herr Feller.«

»So lange das Programm nicht schlechter wird.« Jan stand auf. »Sie nehmen es mir nicht übel, oder?«

»Nein«, antwortete Bertram. Es klang ehrlich, enttäuschtehrlich.

»Ich glaube, ich habe Sie jetzt lange genug gestört. Sie haben sicher noch eine Menge zu tun.«

Jan tat ihm nicht den Gefallen zu widersprechen, sondern begleitete ihn zur Tür und verabschiedete ihn knapp, aber bewußt nicht unfreundlich. Danach ging er ins Wohnzimmer zurück und zum Telefon. Schon nach dem zweiten Klingeln wurde abgehoben.

»Pressehaus, was kann ich für Sie tun?«

»Feller«, antwortete Jan. »Ich hätte gerne die Lokalredaktion. Herrn Peter Feller.«

Während er darauf wartete, daß er verbunden wurde, maß er Vera mit Blicken, die nicht nur nachdenklich, sondern, ihrer Reaktion nach zu urteilen, auch alles andere als freundlich zu sein schienen.

Schließlich fragte sie: »Hat dir der Kaffee nicht geschmeckt?

«

Jan hielt die freie Hand über die Sprechmuschel. »Das auch«, sagte er scharf. »Aber wenn ich das nächste Mal will, daß du dich einmischst, dann sage ich dir Bescheid.«

»Der Kerl war doch nicht kosher«, antwortete Vera. »Sag nicht, du hast das nicht gemerkt. Ich wollte nur nicht, daß du auf ihn hereinfällst.«

»Ich führe meine Gespräche trotzdem lieber selbst«, erwiderte Jan.

»Und das nicht besonders geschickt.« Vera verzog das Gesicht.

»Du hättest vermutlich mehr als ein paar lausige Kinokarten herausschlagen können, wenn du dich nicht ganz so plump angestellt hättest.«

»Vermutlich«, sagte Jan. »Aber das ändert nichts daran -«

Es knackte in der Leitung, und die Stimme der Telefonvermittlung sagte: »Herr Feller? Es tut mir leid, aber Ihr Bruder ist leider außer Haus. Kann ich ihm vielleicht etwas ausrichten?«

»Bitten Sie ihn, mich anzurufen«, bat Jan. »Die Nummer hat er. Und vielen Dank.«

Er hängte ein, zählte in Gedanken langsam bis drei und drehte sich dann vollends zu Vera um.

»Woher weißt du, was mir passiert ist?« fragte er. »Weder Katrin noch ich haben darüber gesprochen. Jedenfalls nicht in deiner Gegenwart.«

»Dazu wart ihr auch gestern viel zu beschäftigt«, sagte Vera mit einem anzüglichen Grinsen und einem Blick auf die Couch, was Jan zwar ignorierte, was ihn aber trotzdem ärgerte. Und ihm obendrein die Schamesröte ins Gesicht trieb.

»Das ist keine Antwort auf meine Fragen«, sagte er.

»Vielleicht stand es ja in der Zeitung.«

»Vielleicht?« Selbst wenn es in der Zeitung gestanden hätte - Vera gehörte ganz bestimmt nicht zu den Menschen, die Zeitung lesen.

»Es *stand* in der Zeitung«, verbesserte sich Vera. »Du solltest mir besser glauben und nicht so viele überflüssige Fragen stellen. «

Da ist etwas dran, dachte Jan. Es war warscheinlich wirklich besser, wenn er ihr glaubte und nicht so viele überflüssige Fragen stellte.

»Was hast du jetzt vor?« fragte er. Vera sah ihn fragend an, und Jan machte eine erklärende Geste und sagte: »Ich habe eine Menge zu tun, weißt du? Ich muß weg, und Katrin kommt erst am Nachmittag wieder.«

»Ich verstehe«, sagte Vera. »Und du kannst natürlich keine Wildfremde allein in deiner Wohnung lassen.«

»Natürlich nicht«, sagte Jan kühl. Er wußte selbst nicht ganz genau, warum, aber Vera war ihm unheimlich. Er wollte sie nicht in seiner Nähe haben. Und es lag ganz und gar nicht an ihrem abenteuerlichen Outfit. Er kannte Leute, die schlimmer aussahen.

»Schade«, seufzte Vera. »Aber wohl nicht zu ändern.« Sie stand auf, seufzte, runzelte plötzlich die Stirn und ging dann mit schnellen Schritten zum Fenster. Mit einem Ruck zog sie die Gardine zurück. In das helle Schleifen der Kunststoffröllchen mischte sich ein anderer, unheimlicher Laut; ein Geräusch, von dem Jan ganz genau wußte, daß es nur in seiner Einbildung existierte, und das trotzdem nichts von seiner angstmachenden Wirkung einbüßte: Ein Laut wie von großen, unsichtbaren Flügeln, die in einer Dimension dicht neben der Wirklichkeit schlugen.

Jan unterdrückte im letzten Moment den Impuls, sich erschrocken umzusehen. Außer Vera und ihm war niemand im Raum. Kein Mensch und keine Schatten.

Statt irgend etwas Dummes zu tun oder zu sagen, trat er mit raschen Schritten neben Vera und sah aus dem Fenster. Die Straße sah aus wie immer. Es herrschte nur mäßiger Verkehr, und das Wetter war schlecht genug, so daß sich nicht allzu viele Passanten ins Freie gewagt hatten. Trotzdem blickte Vera mit einem Ausdruck höchster Konzentration - und mehr als nur *angedeuteter* Sorge - nach draußen.

»Was ist los?« fragte er.

»Nichts«, antwortete Vera. »Ich dachte nur, ich hätte etwas gehört. Aber ich scheine mich geirrt zu haben.«

Sie war eine miserable Lügnerin, dachte Jan. Er sah sie

noch einen Moment lang durchdringend an, dann wollte er sich wieder abwenden, blickte aber noch einmal auf die Straße hinab. Unmittelbar vor dem Haus parkte ein dunkelgrüner Audi, der genau in diesem Moment den Blinker setzte und ausscherte. Direkt auf die Gegenfahrbahn hinaus und damit in den Weg eines weißen Kleintransporters. Jan beobachtete mit einer Mischung aus Fassungslosigkeit und Entsetzen, wie der Audi weiter in spitzem Winkel auf den Transporter zuhielt, dessen Fahrer eine kostbare Sekunde damit verschwendete, wütend auf die Hupe zu drücken, bevor er endlich auf die Idee kam, zu bremsen und gleichzeitig auszuweichen.

Es war zu spät. Jan sah den Zusammenstoß kommen, und in dem Bruchteil einer Sekunde, die zwischen diesem Erkennen und dem eigentlichen Zusammenprall erfolgte, empfand er ein Gefühl so vollkommener Hilflosigkeit, daß er beinahe aufgestöhnt hätte.

Die beiden Fahrzeuge bohrten sich mit einem dumpfen Geräusch ineinander, das vollkommen anders klang, als er erwartet hätte. Harmloser. Falsch. Ein Laut, als schläge eine geballte Faust mit großer Kraft auf einen leeren Pappkarton. Der Audi kam mit einer Plötzlichkeit zum Stehen, die nicht nur die Airbags auslösen, sondern dem Fahrer auch sämtliche Knochen im Leib durchschütteln mußte, und der Transporter schlitterte ein Stück zur Seite, spie einen Hagel winziger rechteckiger Glassplitter auf die Straße und drohte für einen kurzen Moment umzukippen. Trotz der großen Entfernung und des ungünstigen Blickwinkels konnte Jan erkennen, wie die Gestalt hinter der Windschutzscheibe gegen das Lenkrad geschleudert wurde und dann dahinter zusammenbrach.

Jan war mit einem Satz am Telefon, wählte die Notrufnummer und meldete den Unfall. Keine zehn Sekunden später waren Vera und er auf dem Weg nach unten.

Trotzdem hatte sich bereits eine kleine Menschenmenge auf der Straße versammelt, als sie aus dem Haus stürmten. Nur

ein einziger beherzter Mann war allerdings an den Transporter herantreten und versuchte, sich um den Fahrer zu kümmern, der Rest stand einfach nur da und gaffte. Jan schwenkte mitten im Schritt herum, lief auf den Audi zu und riß eine oder zwei Sekunden lang vergeblich an der Fahrertür. Sie schien sich verklemmt zu haben und gab nicht nach.

Der Unfall schien schlimmer gewesen zu sein, als es den Anschein gehabt hatte. Die gesamte Frontpartie des Audi war eingedrückt und, ganz wie Jan erwartet hatte, hatten sich die Airbags aufgeblasen, so daß der Fahrer hilflos auf dem Sitz eingeklemmt war.

Jan hörte auf, vergeblich am Türgriff herumzuzerren und eilte um den Wagen herum, um sein Glück auf der anderen Seite zu versuchen.

Offensichtlich war Vera vor ihm auf die gleiche Idee gekommen, mühte sich aber unsinnigerweise mit der hinteren Tür ab. Sie ließ sich jedoch ebenfalls nicht öffnen, und schließlich begriff Jan, was wirklich passiert war: Der Unfall hatte zu einer Fehlfunktion in der Zentralverriegelung des Wagens geführt. Er konnte an der Tür herumreißen, bis er schwarz wurde.

»Ich brauche ein Brecheisen!« rief er. »Einen Stein - irgendwas. Hat jemand ein Werkzeug?«

Natürlich hatte niemand etwas. Das Dutzend Gaffer, das sich mittlerweile ringsum versammelt hatte, starrte jetzt nur ihn an, und auch Vera war einen Schritt zurückgetreten und blickte stirnrunzelnd in den Wagen. Ihr Gesichtsausdruck war ... seltsam, aber Jan hatte keine Zeit, darüber nachzudenken.

Er brauchte etwas, um die Scheibe einzuschlagen. Der Mann hinter dem Steuer rührte sich nicht. Vielleicht hatte der Airbag ihn bewußtlos geschlagen - Jan hatte gehört, daß sich die Dinger mit einer Wucht aufbliesen, die dem Fausthieb eines Profiboxers nahekam -, aber vielleicht war der Mann auch schwer verletzt und brauchte dringend Hilfe.

Jan sah sich fast verzweifelt um, rannte schließlich auf den Transporter zu und warf einen Blick auf die Ladefläche. Sie war

voller Holz und anderer Baumaterialien, die jetzt in einem heillosen Chaos durcheinander lagen. Jan griff sich ein massiv aussehendes Brett, eilte wieder zu dem Audi zurück und holte aus, um das hintere Fenster einzuschlagen.

»Nein! « Vera fiel ihm mit einer so hastigen Bewegung in den Arm, daß er erschrocken zur Seite stolperte und um ein Haar das Brett fallengelassen hätte.

»Bist du verrückt geworden?« keuchte er. »Was soll das?«

»Wir ... wir sollten besser auf den Krankenwagen warten«, stammelte Vera.

»Oder die Feuerwehr«, fügte einer der Zuschauer hinzu.

»Paßt bloß auf, was ihr tut. Aus der Karre läuft Benzin.«

Jan starrte den Mann eine Sekunde lang verständnislos an, aber dann folgte sein Blick seiner ausgestreckten Hand, und er erkannte, daß er recht hatte: Unter der Motorhaube des Audi hatte sich eine flache, ölig schillernde Lache gebildet. Ihrer Größe nach zu urteilen, lief das Benzin schon eine geraume Weile aus. Kein Wunder, daß es außer ihm niemand gewagt hatte, sich dem Wagen zu nähern!

»Wir müssen den Mann da rausholen«, beharrte er. »Er könnte verletzt sein.«

»Bist du verrückt?« fragte Vera. »Ein Funke, und die ganze Kiste fliegt in die Luft! «

»Autos explodieren nicht so einfach«, antwortete Jan. »Das tun Sie nur im Kino.«

»Auch nicht, wenn sie in einer Benzinpfütze stehen?«

In Veras Worten lag sehr viel mehr Wahrheit, als Jan zugeben wollte. Trotzdem schüttelte er nach einer weiteren Sekunde den Kopf, schob das Mädchen mit sanfter Gewalt aus dem Weg und trat erneut an die hintere Tür. Um sicher zu gehen, daß auch keine Nägel darin waren, untersuchte er sein Brett noch einmal gründlich. Er konnte sich Lustigeres vorstellen, als damit zuzuschlagen und möglicherweise einen Funken zu verursachen.

Das Brett war in Ordnung. Jan holte aus und zögerte dann

noch einmal. Die Rückbank des Audi war leer, aber für einen Moment glaubte er doch etwas zu sehen.

Nein. Nicht *etwas*.

*Jemand*.

Jans Hände begannen zu zittern. Die Sitze waren leer, und trotzdem saß jemand darauf, so bizarr der Gedanke ihm auch selbst vorkam. Er sah nicht wirklich etwas, aber es war, als hätte er gerade etwas gesehen und erinnerte sich jetzt an dieses Bild, obwohl ganz bestimmt niemand da gewesen war.

Dann sah er *wirklich* etwas, und *darauf* hätte er liebend gerne verzichtet: Einen winzigen, grellweißen Funken, den er aus den Augenwinkeln heraus wahrnahm.

Das erschrockene Aufschreien der Menge und das dumpfe »Wusch«, mit dem die Benzinlache unter dem Wagen Feuer fing, gingen in ein einziges, unheimliches Geräusch über. Jan fluchte lautlos, holte mit dem Brett aus und stieß es mit aller Kraft gegen die Scheibe. Das Ergebnis waren ein dumpfer Schmerz, der bis in seine Schulter hinauf vibrierte und ein heftiges Echo in seinen Rippen hervorrief, und ein knirschendes Geräusch, aber das Glas hielt. Verdammt - Sicherheitsglas!

Jan biß die Zähne zusammen, holte aus und stieß noch einmal und mit noch größerer Gewalt zu. Diesmal ließ ihn der Schmerz in seinen Rippen wirklich aufstöhnen, aber er hatte Erfolg: Die Scheibe zerbrach. Seltsamerweise fiel der Großteil der Splitter nach außen, statt in den Wagen hinein, aber Jan blieb auch diesmal keine Zeit, über dieses ungewöhnliche Phänomen nachzudenken. Er ließ das Brett fallen, beugte sich vor und angelte innen nach dem Türgriff. Aus dem Funken, den er vorhin aus dem Augenwinkel wahrgenommen hatte, war etwas rot-orangefarbenes Waberndes geworden, und er spürte eine brennende Hitze auf dem Gesicht, die mit jedem Sekundenbruchteil schlimmer wurde.

Seine tastenden Hände fanden den Griff und zogen daran, aber er schnappte sofort wieder zurück, als er ihn losließ. Manchmal war moderne Sicherheitstechnik eine Pest.

Das Feuer gewann immer schneller an Kraft. Seit Jan den Funken gesehen hatte, waren kaum mehr als zwei oder drei Sekunden vergangen, aber wahrscheinlich war das schon ein verdammt großer Teil der Zeit, die ihm noch blieb, bevor die ganze Kiste in die Luft flog. Vielleicht stimmte das, was er über explodierende Autos erzählt hatte, doch nicht so ganz. Wenn er auch nur etwas Verstand hatte, dann würde er jetzt machen, daß er wegkam.

Und den Fahrer des Audis bei lebendigem Leibe verbrennen lassen?

Jan tastete noch einmal nach dem Griff, langte mit der anderen Hand nach dem äußeren Türgriff und zog mit aller Kraft, und irgend etwas schien von innen gegen die Tür zu prallen und sie regelrecht aufzusprengen. Jan taumelte zurück, fand sein Gleichgewicht wieder und rannte mit schützend vor das Gesicht gerissenen Armen um das Heck des Wagens herum, um die Fahrertür zu erreichen.

Möglicherweise war es schon zu spät. Die gesamte Motorhaube des Wagens stand bereits in Flammen. Der Reifen brannte ebenfalls und sonderte schwarzen, nach Gummi stinkenden Qualm ab; und die Hitze machte es unmöglich zu atmen. Noch ein paar Augenblicke, und das Feuer würde auf das Wageninnere übergreifen, wenn nicht vorher der Tank explodierte. Er hörte jetzt das Heulen einer Sirene. Es kam sehr schnell näher, aber nicht einmal annähernd schnell genug. Wenn er wartete, bis die Polizei da war oder auch nur jemand einen Feuerlöscher holte, wurde der arme Kerl hinter dem Steuer gegrillt.

Jan riß an die Tür, betete, daß sein kleiner Gewaltakt die gesamte Zentralverriegelung demoliert hatte und wäre fast gestürzt, als die Tür tatsächlich nachgab.

Das Feuer loderte höher auf. Eine Flammenzunge streifte Jans Hände. Er keuchte vor Schmerz, warf sich aber trotzdem wieder vor und versuchte eine halbe Sekunde lang vergeblich, den Airbag wie einen Luftballon mit den Fingernägeln zu zer-



reißen. Als er die Sinnlosigkeit seines Tuns einsah, wich er einen Schritt zurück und sah sich verzweifelt nach etwas Scharfem oder Spitzem um, womit er dieses verdammte Ding zerstechen konnte.

Rings um ihn herum pures Chaos: Menschen rannten durcheinander und schrien aufgeregt, daß er machen solle, daß er hier wegkam, bevor ihm die Kiste um die Ohren flog - aber niemand versuchte auch nur, ihm zu helfen. Das Heulen der Polizeisirene war deutlich näher gekommen, und in das Prasseln der Flammen hatte sich ein neuer unheimlicher Laut gemischt: ein helles, gefährliches Zischen, das unangenehme Bilder hinter seiner Stirn wachrief - Bilder von winzigen, blauen Flämmchen, die sich an einer Benzinleitung entlangfraßen ... Endlich entdeckte er eine lange, gebogene Glasscherbe, klaubte sie auf und stieß mit aller Kraft zu. Das Material des Airbag erwies sich als überraschend zäh. Die Scherbe hatte nicht die geringste Mühe, seine Handfläche zu zerschneiden, aber er mußte drei- oder viermal mit aller Gewalt zustoßen, ehe es ihm gelang, den Airbag zu zerstechen. Und das verdammte Ding platzte nicht etwa wie ein Luftballon, an den man eine Zigarette gehalten hatte, sondern gab seinen Inhalt selbst dann nur höchst widerwillig frei. Jan ließ die Glasscherbe fallen und warf sich mit seinem ganzen Körpergewicht auf den Airbag, bis der schließlich zu einem unansehnlichen faltigen Gebilde zusammensank. Sofort versuchte Jan, den Fahrer aus dem Wagen zu zerren und verlor weitere zwei oder drei kostbare Sekunden, ehe ihm klar wurde, daß der Mann noch angeschnallt war. Jan warf sich hastig vor, spürte wieder, wie unerträglich heiß es im Inneren des Wagens war, und tastete mit fliegenden Fingern nach dem Verschluß des Sicherheitsgurtes. Die Hitze war mittlerweile so gewaltig, daß er nicht mehr atmen konnte und das Gefühl hatte, sein Gesicht schlüge Blasen.

Die Panik schien ihn alles vergessen zu lassen. Statt den offensichtlich bewußtlosen Mann in den Rautek-Griff zu neh-

men, dem man ihm in den Fahrschule eingehämmert hatte (Wann war das gewesen? Vor hunderttausend Jahren?), griff er nach dessen Handgelenken und zerrte ihn ungeschickt vom Sitz. Mit dem Ergebnis, daß der Mann ihm regelrecht entgegenfiel und Jan ihm vermutlich beide Arme auskugelte, als er ihn weiter vom Wagen wegschleifte. Aber immer noch besser, als bei lebendigem Leibe gegrillt zu werden.

So schnell er konnte, zerrte Jan den Bewußtlosen von dem brennenden Wagen weg und sank schließlich keuchend auf die Knie. Alles drehte sich um ihn, und er war nicht sicher, ob das immer schlimmer werdende Stechen in seiner Brust von seinen angebrochenen Rippen oder seinem Herzen stammte. Für einen Moment wurde ihm übel. Die Wirklichkeit schien davonzudriften, als wäre sie in Stücke geborsten, die nun in alle Richtungen und immer schneller davonwirbelten.

Eine Hand berührte seine Schulter, und eine Stimme sagte etwas zu ihm. Er verstand nicht, was, aber allein ihr Klang holte ihn in die Wirklichkeit zurück. Er fand sich auf den Knien hockend und weit nach vorne gebeugt auf der Straße wieder. Es mußte wohl doch mehr Zeit vergangen sein, als ihm bisher bewußt gewesen war, denn das Heulen der Polizeisirenen war mittlerweile verstummt; der Streifenwagen stand ein paar Meter entfernt da, und der Audi war doch nicht explodiert, denn die Besatzung des Streifenwagens war damit beschäftigt, die Flammen mit zwei kleinen Feuerlöschern zu ersticken. Und nun, da keine unmittelbare Gefahr mehr herrschte, hatten sich auch zahlreiche andere >Helfer< eingefunden, die sich um den Mann kümmerten, den er aus dem Wagen gezogen hatte.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«

Es war die gleiche Stimme wie gerade, aber jetzt erst erkannte er, daß sie Vera gehörte. Er sah zu ihr hoch. Irgendwann auf dem Weg zwischen der Wohnung und hier hatte sie ihre Sonnenbrille wieder aufgesetzt, und auf ihrer linken Wange befand sich ein kleiner, herzförmiger Rußfleck.

Jan nickte. Da war irgend etwas im Zusammenhang mit Vera, was ihn alarmierte, was *nicht richtig* war, aber er konnte sich einfach nicht erinnern, was. Er rappelte sich mühsam hoch - ihm war noch immer ein bißchen schwindelig, so daß er mehr in die Höhe taumelte, aber Vera rührte keinen Finger, um ihm zu helfen -, sie drehte sich um und machte einen unsicheren Schritt auf den Verletzten zu. Man hatte den Mann in die stabile Seitenlage gedreht und seinen Kopf weit in den Nacken gebogen, so daß Jan erstmals sein Gesicht erkennen konnte.

»Das ist Bertram! « sagte er erschrocken.

»Ja«, sagte Vera lakonisch. »Autofahren konnte er offensichtlich auch nicht.«

Es war kein Zufall, daß sie die Vergangenheitsform wählte.

Bertram war tot.

Man mußte kein Mediziner sein, um zu erkennen, daß in seinen weit offenstehenden Augen kein Leben mehr war.

Dafür entdeckte Jan etwas anderes: Eine Dunkelheit, die von innen aus seinem Schädel herausgebrochen und im Augenblick seines Todes in seinem Blick erstarrt war.

»Was ... ist ihm passiert?«, murmelte er.

»Keine Ahnung«, sagte Vera achselzuckend. »Vielleicht hat ihm der Airbag das Genick gebrochen. Ich hab' gehört, daß die Dinger ganz schön gefährlich sind.« Als sie weitersprach, senkte sie hörbar die Stimme.

»Vielleicht solltest du etwas leiser sprechen. Dem kann sowieso keiner mehr helfen, und du willst doch nicht in was reingezogen werden, oder?«

Wie es aussah, war er das bereits - wenn auch in völlig anderer Hinsicht, als Vera wohl gemeint hatte: Auf der anderen Straßenseite, dicht hinter dem schrägstehenden Transporter hatte ein weißer Golf Cabriolet angehalten, und noch bevor Jan irgend etwas sagen konnte, stieg Katrin aus dem Wagen und kam mit schnellen Schritten und immer finsterer werdendem Gesicht auf ihn zu.

Jan seufzte. Das konnte ja heiter werden.

Was ihn letzten Endes rettete, war die Polizei. Vera, Katrin und er waren wieder in die Wohnung hinaufgegangen, und Katrin hatte sich gerade lange genug beherrscht, um die Tür hinter sich ins Schloß zu werfen, bevor sie mit ihrem erwarteten *Wolltest-du-dich-umbringen-oder-konntest-du-einfach-der-Versuchungden-Helden-zu-spielen-nicht-widerstehen-Vortrag* begann. Sie war gerade so richtig in Fahrt gekommen, als es an der Tür klingelte.

Es war einer der beiden Polizisten. Jans halbsbrecherische Rettungsaktion war nicht unbemerkt geblieben, und der Mann war gekommen, um seine Aussage aufzunehmen.

Jan beantwortete geduldig und beinahe ausführlicher als nötig alle Fragen, beherzigte aber Veras Rat und blieb dabei, den Unfall zufällig vom Fenster aus beobachtet zu haben und den Mann nicht zu kennen. Der junge Beamte machte sich eifrig Notizen, auf seinem Gesicht war nicht zu erkennen, ob er Jans Geschichte glaubte oder nicht.

Als sie fertig waren, klappte der Beamte sein Notizbuch zu, stand auf und deutete mit einer Kopfbewegung auf Jans rechte Hand. »Das sieht übel aus«, sagte er. »Sie sollten zu einem Arzt gehen.«

Jan sah auf seine rechte Hand hinab. Vera hatte ihm ein Kleenex gegeben, das er unordentlich um seine Rechte gewickelt hatte. Die Wunde tat zwar kaum weh, aber das Kleenex war mittlerweile vollkommen durchgeblutet.

»Ich glaube, der Krankenwagen steht noch unten«, fuhr der Polizeibeamte fort, als Jan nicht antwortete. »Vielleicht nimmt er Sie mit ins Krankenhaus.«

»Gott bewahre«, antwortete Jan. »Das ist nur eine kleine Schramme. Aber ich verspreche Ihnen, mich gleich darum zu kümmern.«

»Tun Sie das«, riet der Beamte. Er nickte Vera und Katrin zum Abschied freundlich zu und ging. Er hatte kaum die Tür hinter sich zugezogen, als Katrin auch schon Luft holte, um ihren unterbrochenen Vortrag fortzusetzen, aber diesmal kam Vera ihr zuvor.

»Das war in Ordnung, daß du nichts gesagt hast«, sagte sie.

»Gesagt?« Katrin blickte irritiert von ihr zu ihm und wieder zurück.

»Bertram«, antwortete Jan. »Der Verunglückte. Er war vorher bei mir.«

»Wieso?«

Jan hob die Schultern und begann mit der freien Hand an dem aufgeweichten Papiertuch in seiner Rechten herumzuzupfen.

»Das Kino hat ihn geschickt. Er sollte mich überreden, irgendeine Erklärung zu unterschreiben, daß sie für nichts verantwortlich sind und so weiter. Ich habe es nicht getan.«

»Und warum hast du der Polizei nichts davon erzählt?« fragte Katrin.

»Ich ... wollte nicht in etwas hineingezogen werden«, antwortete Jan ausweichend.

»In etwas hineingezogen, so.« Katrin schüttelte den Kopf.

»Das ist ja wohl das Dümme, was ich jemals gehört habe.

Was, wenn irgendeiner dieser zweihundert Typen da draußen aussagt, daß dieser Bertram aus deiner Wohnung gekommen ist? Hast du dir schon einmal überlegt, wo du dann vielleicht >reingezogen< wirst?«

Jan starrte sie verwirrt an. Sie hatte recht. Es war schlicht und einfach dumm gewesen, seine Bekanntschaft mit Bertram zu leugnen. Aber als Vera diesen Vorschlag gemacht hatte, da war er ihm vollkommen logisch und einleuchtend erschienen. Er sah das Mädchen mit der übergroßen Sonnenbrille an, und für den Bruchteil eines Augenblickes zuckte ein Bild in seinem Gedächtnis auf. Es erlosch zu schnell wieder, um es zu erkennen, aber er spürte, daß es zugleich harmlos und von unendlich großer Bedeutung war.

»Was ist los mit dir?« seufzte Katrin. »Du benimmst dich, als hättest du sie nicht mehr alle! Willst du dich mit aller Gewalt in Schwierigkeiten bringen?«

Das war er schon - und in größeren, als Katrin und auch er selbst in diesem Moment ahnten - und vor allem in *anderen*.

»Ich weiß auch nicht«, gestand er kleinlaut. »Du hast recht: Es war dumm, nichts von Bertram zu sagen.«

»Ungefähr so dumm, wie sich in ein brennendes Auto zu stürzen und dein Leben dabei zu riskieren, einen vollkommen Fremden herauszuholen«, bestätigte Katrin. »Was hast du dir nur dabei gedacht?«

»Nichts«, sagte Jan gereizt. »Zum Teufel, du glaubst wirklich, daß man in so einem Moment *denkt*? Außerdem hat der Wagen noch nicht gebrannt, als ich hingelaufen bin.«

»Und es war noch dazu vollkommen umsonst«, fuhr Katrin fort, wobei sie seine Worte einfach ignorierte. »Der Mann ist tot.«

»Ja«, seufzte Jan. Vielleicht war es das. Er war in den letzten Tagen einfach ein paarmal zu oft mit dem Tod konfrontiert worden. Seine Phantasie lief Amok.

Er stand auf, deutete erklärend auf seine Hand und ging ins Bad. Er trat ans Waschbecken, drehte den Kaltwasserhahn auf und hielt die Hand unter den Strahl, um das Kleenex aufzuweichen, das mittlerweile garantiert mit der Wunde verklebt war. Nachdem er sich mit spitzen Fingern und zusammengebissenen Zähnen seines improvisierten Verbandes entledigt hatte, untersuchte er seine Hand und bewegte prüfend die Finger. Es ging. Er spürte kaum Schmerz, und die Wunde war auch nicht annähernd so tief, wie er nach der enormen Menge Blut im Waschbecken erwartet hatte.

Er kramte Verbandszeug und ein Heftpflaster aus dem Schrank, versorgte den Schnitt, so gut es mit nur einer Hand möglich war, und ging ins Wohnzimmer zurück.

Katrin und Vera saßen nebeneinander auf der Couch und redeten. Jan konnte nicht verstehen, über was, aber etwas an der Art, wie die beiden jungen Frauen da saßen, störte ihn. Es war einfach zu vertraut. Man hätte glauben können, daß sie die besten Freundinnen waren; dabei kannten sie sich gerade einmal seit zwölf Stunden. Und wenn es eines gab, worüber er sich bei Katrin sicher war, dann daß diese junge Punkerin ganz

bestimmt niemand war, den sie auf Anhieb in ihr Herz schließen würde.

Sie hatten sich gerade gestritten. Vor ihr. Und vergangene Nacht hatten sie auf genau dieser Couch ausgiebig und alles andere als lautlos miteinander geschlafen, während Vera im Nebenzimmer lag, nur durch eine dünne, angelehnte Tür von ihnen getrennt.

Nichts von alledem hätte die Katrin getan, die er kannte.

Wieder flammte ein Bild in seinem Gedächtnis auf, das zu rasch wieder erlosch, um es genau zu erkennen.

Aber es löste etwas aus.

Katrin griff nach ihrer Zigarettenschachtel, zündete sich eine Zigarette an und hielt Vera die Schachtel hin. Sie schüttelte den Kopf, und Jan erinnerte sich jetzt, daß sie gestern abend im Wagen noch ihre Witze darüber gemacht hatte, daß Rauchen das einzige Laster war, dem sie nicht frönte.

Und trotzdem war er fast sicher, sie vorhin unten auf der Straße mit einer brennenden Zigarette gesehen zu haben.

Er trat auf die beiden jungen Frauen zu, wartete, bis sie ihr Gespräch unterbrochen hatten und zu ihm hochsahen, dann sagte er an Vera gewandt und sehr ruhig: »Ich möchte, daß du jetzt gehst.«

»Wie bitte?« fragte Katrin. Vera sagte nichts, sondern sah ihn nur mit undeutbarem Ausdruck an, und Jan sagte noch einmal: »Du kannst nicht hierbleiben. Ich gebe dir noch ein bißchen Geld, damit du über den Tag kommst, aber ich möchte, daß du dann gehst. «

»Jan, bist du verrückt geworden?« murmelte Katrin.

Vera hob die Hand. »Nein, laß ihn«, sagte sie. »Er hat ja recht. Ich kann wirklich nicht ewig hierbleiben.«

»Aber wo willst du denn hin?« fragte Katrin.

Vera stand auf und zuckte gleich mit den Schultern. »Diese Frage stelle ich mir so ziemlich jeden Morgen«, sagte sie grinsend.

»Aber bis jetzt habe ich noch jedesmal eine Antwort gefunden.

«

Jan griff mit der unversehrten Hand in die Hosentasche, aber Vera schüttelte rasch den Kopf. Z aß dein Geld stecken«, sagte sie. »Ihr habt schon mehr für mich getan, als ich erwarten kann. Es war nett bei euch. Man sieht sich.«

Sie ging zur Tür. Katrin sah ihr eine Sekunde lang fassungslos nach, dann sprang sie regelrecht in die Höhe und folgte Vera.

Jan könnte hören, wie die beiden sich draußen im Flur noch einen Moment lang unterhielten, dann fiel die Tür ins Schloß. Als Katrin zurückkam, war ihr Gesicht zu einer ausdruckslosen Maske geworden, aber ihre Augen sprühten Feuer.

»Bist du jetzt völlig durchgedreht?« fragte sie kalt.

»Ich weiß, was du jetzt denkst«, sagte Jan.

»So? Na, da bin ich aber mal gespannt! «

»Es war nicht besonders freundlich, ich weiß. Aber dieses Mädchen ... « Er suchte nach Worten, aber mit wenig Erfolg.

»Irgend etwas stimmt nicht mit ihr.«

»Das ist jetzt aber wirklich ein triftiger Grund, um jemanden auf eine solche Art auf die Straße zu setzen«, sagte Katrin spöttisch.

»Sollte sie hierbleiben?« schnappte Jan. Er mußte sich beherrschen, um nicht loszuschreien. »Wie hast du dir das vorgestellt?

Sollte sie vielleicht bei uns einziehen?«

»Natürlich nicht«, antwortete Katrin. »Aber wir hätten bestimmt eine ... andere Lösung gefunden.«

»Und wie hätte die ausgesehen?« Jan versuchte es mit etwas, womit er normalerweise bei Katrin nicht sehr weit kam, was er in diesem Moment aber dringend brauchte: Logik. »Jetzt überleg doch mal selbst. Wir wissen nicht, wer dieses Mädchen ist.

Wir kennen nicht einmal ihren vollständigen Namen. Aber wir wissen daß sie eine ziemlich schräge Type ist. Völlig pleite und höchstwahrscheinlich obdachlos. Wolltest du sie wirklich bei uns aufnehmen?«

»Hast du Angst, daß sie uns bestiehlt?« Katrin versuchte, spöttisch zu klingen, aber ganz gelang es ihr nicht. Jan hatte sie



an einer Stelle erwischt, an der ihre Verteidigung brüchig war: ihrem Mißtrauen.

»Wer weiß«, antwortete er. Dann schüttelte er den Kopf.

»Nein, wahrscheinlich nicht. Aber da ist ... noch etwas anderes.

«

Er sollte nicht darüber reden. Alles in ihm warnte ihn, es zu tun. Trotzdem fuhr er fort. »Ich habe dir doch erzählt, daß der Wagen noch nicht gebrannt hat, als ich hingelaufen bin.«

Katrin nickte. »Und?«

»Ich glaube, daß ... daß sie den Wagen in Brand gesetzt hat«, sagte er zögernd.

Katrin starrte ihn an. Jan konnte regelrecht sehen, wie sich die Gedanken hinter ihrer Stirn überschlugen. Er rechnete mit jeder Reaktion: von höhnischen Gelächter bis dahin, daß Katrin einfach explodierte.

Sie tat nichts von alledem. Sie starrte ihn nur geschlagene zehn Sekunden lang an, dann schüttelte sie den Kopf und sagte sehr ruhig: »Du *bist* übergeschnappt.«

Jan floh in den einzigen Raum in der Wohnung, in dem ihn Katrin vermutlich nicht folgen würde, um ihn mit Vorwürfen zu überhäufen, sobald sie sich von dem Schock erholt hatte, den seine Worte für sie bedeutet haben mußten. Trotzdem schaltete er nicht nur das Rotlicht ein, sondern schloß - ganz gegen seine sonstige Gewohnheit auch noch die Tür hinter sich ab. Er stand minutenlang einfach da und sah sich in dem winzigen, mit Fotoschalen, Lampen und technischen Gerätschaften vollgestopften Raum um, ohne eigentlich wirklich etwas zu sehen. Er war so aufgewühlt, daß er kaum einen klaren Gedanken fassen konnte. Es war noch lange nicht vorbei. Katrin würde nur Atem holen und dann zu einer neuen, wahrscheinlich noch bösartigeren Attacke ansetzen. Und das Schlimme war, daß er ihr sehr wenig entgegenzusetzen hatte.

Er *hatte* sich benommen wie ein Idiot. Daß ihm Vera nicht besonders sympathisch war, gab ihm nicht das Recht, sich so

aufzuführen. Und daß er glaubte, sie hätte Bertrams Wagen in Brand gesetzt, war geradezu grotesk. Selbst wenn sie verrückt genug war, so etwas Irrsinniges - und vollkommen Grundloses! - zu tun, hätte sie es ganz bestimmt nicht vor den neugierigen Augen Dutzender Zuschauer getan. Und wenn doch, hätte es irgend jemand gesehen!

Jan rieb sich gedankenverloren die schmerzenden Rippen, schüttelte noch einmal den Kopf und trat schließlich an seinen Arbeitstisch heran. Die Negative von heute nacht warteten. Im Grunde hatte er gar keine Lust, die Abzüge zu machen. Die Geschehnisse der letzten Stunde hatten ihm den Spaß an den Aufnahmen gründlich verdorben, und *das* nahm er Vera wirklich übel. Die Bilder *waren* gut, verdammt, wenigstens in seiner Erinnerung. Vielleicht die besten, die er je gemacht hatte. Er mußte sich beherrschen, die Abzüge nicht aus purer schlechter Laune heraus zu versauen.

Vielleicht war das genau das, was er jetzt brauchte: eine Aufgabe, auf die er sich voll und ganz konzentrieren konnte, um all die häßlichen Gedanken und Erinnerungen zu verscheuchen. Er spannte den ersten Filmstreifen in den Projektor, legte ein Blatt Fotopapier ein und ließ den Streifen rasch durchlaufen, bis er zu dem ersten Bild der Serie kam, die er gestern nacht von Katrin gemacht hatte.

Jan stand länger als eine Minute einfach da und starrte das Bild an. Dann hob er, wie betäubt, mühsam, mit steifen, fast roboterhaften Bewegungen, die Hand. Er legte den nächsten Streifen ein und betrachtete auch diese Bilder. Er hatte sich nicht geirrt. Es waren die vielleicht besten Aufnahmen, die er in seinem Leben gemacht hatte. Insgesamt hatte er Katrin, die nackt und im Schlaf zusammengerollt auf der Couch lag, neunmal fotografiert.

Jan machte Abzüge von allen neun Negativen, vergrößerte die drei besten Fotos auf DIN A4 und legte sämtliche Blätter in den Trockner. Sein Gesicht war noch immer wie Stein, und

seine Bewegungen waren sehr ruhig und fast schon überpräzise. Aber ihm war kalt. Furchtbar kalt.

Es klingelte an der Tür, als er die Dunkelkammer verließ. Jan kam gerade noch zurecht, um zu sehen, wie Katrin mit schnellen Schritten im Flur verschwand. Einen Moment später hörte er sie die Tür öffnen und draußen mit jemandem reden, und noch einen Moment später erkannte er auch die Stimme seines unangemeldeten Besuchers. Es war sein Bruder.

»Peter?« Jan legte die Vergrößerungen mit der belichteten Seite nach unten auf den Tisch und drehte sich zur Tür, genau in dem Moment, in dem sein Bruder hereinkam, vor Energie vibrierend wie immer und mit einem strahlend weißen Lächeln im Gesicht, das seinem Zahnarzt mindestens drei Raten für den neuen Porsche eingebracht hatte. »Das ging ja schnell! «

»Schnell?« Peter legte den Kopf schräg. »Es ist fast fünf Monate her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben. «

Peter lächelte immer noch - vielleicht hielt er ja jede Sekunde, in der er die Lippen geschlossen hielt, für rausgeschmissenes Geld -, wirkte aber jetzt ausgesprochen verwirrt.

»Ich rede von meinem Anruf«, sagte Jan.

»Anruf?«

»Ich habe bei dir in der Redaktion angerufen«, sagte Jan.

»Hat man dir nichts gesagt?«

»Kein Sterbenswörtchen«, versicherte Peter. »Aber ich glaube, ich hab' mein Handy auch gar nicht eingeschaltet.«

»Was tust du dann hier?« Jan tauschte einen verwirrten Blick mit Katrin, erntete aber nur ein Achselzucken. Was auch sonst? Sie war nicht einmal hier gewesen, als er in Peters Redaktion angerufen hatte.

»Na, wegen dem Unfall, weshalb denn sonst?« erwiderte Peter. Er setzte sich, schlug die Beine übereinander und zwinkerte Jan übertrieben verschwörerisch zu. »Ich nehme doch an, ich bekomme ein Exklusiv-Interview?«

»Exklusiv-Interview?«

»Jetzt stell dein Licht nicht unter den Scheffel«, grinste

Peter. »Ich habe schon mit ein paar deiner Nachbarn gesprochen.

Eigentlich weiß ich schon alles. Aber ich hätte es doch

gerne aus erster Hand von dir gehört.«

Allmählich begann Jan zu begreifen. Sein Bruder hatte von dem Unfall gehört und war hierher gekommen, um einen Artikel für seine Zeitung zu schreiben. Peter war seit fünfzehn Jahren Reporter, mit Leib und Seele und großer Begeisterung, aber leider nur mit mäßigem Erfolg. Er hatte als Volontär angefangen und sich mit rekordverdächtiger Langsamkeit in die Lokalredaktion hochgearbeitet, und Jans Meinung nach würde er dort auch bleiben, bis er pensioniert oder kurz zuvor vielleicht aus lauter Mitleid befördert wurde. Dabei war es nicht einmal seine Schuld. Peter liebte seinen Beruf, und Jan wußte auch, daß sein Bruder alles andere als dumm oder gar faul war. Vielleicht fehlte ihm einfach das Gespür für die wirklich großen Geschichten. Vielleicht war es auch viel simpler, und er hatte einfach nur Pech gehabt.

»Da gibt's nicht viel zu erzählen«, begann Jan unbeholfen, wurde aber sofort von Peter unterbrochen.

»Nicht so bescheiden, kleiner Bruder. Immerhin hast du dein Leben riskiert, um einen völlig Fremden zu retten, während all diese anderen Feiglinge nur dagestanden und gegafft haben. Wenn das kein Mut ist! «

»Katrins Meinung nach war es eher Dummheit«, sagte Jan zerknirscht. »Und weißt du was? Sie hat recht. Es war ziemlich verrückt. Außerdem hat der Wagen noch nicht gebrannt, als ich hingelaufen bin. Sonst hätte ich es wohl auch kaum getan.«

»Na, das ist doch schon eine Story«, sagte Peter. »Also los - laß dir nicht jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen! «

Jan gab sich geschlagen; schon, weil er seinen Bruder gut genug kannte, um zu wissen, daß er sowieso nicht aufgeben würde. Er setzte sich und erzählte Peter die ganze Geschichte,

wobei er diesmal seine Bekanntschaft mit Bertram erwähnte, dafür aber Veras Rolle in der ganzen Geschichte verschwieg. Peter machte sich zwar keinerlei Notizen, hörte aber aufmerksam zu, und mehr war auch nicht nötig. Einer der zahlreichen Umstände, die Peter eigentlich für den Beruf des Journalisten qualifizierte, war sein eidetisches Gedächtnis.

»Und du behauptest, du wärest kein Held?« fragte Peter, als er fertig war. »Der Wagen hätte in die Luft gehen können.«

»Ist er aber nicht«, sagte Jan, wobei er gerade noch den Impuls unterdrückte, Katrin einen erschrockenen Blick zuzuwerfen.

»Hätte er aber«, beharrte Peter. »Laß mich nur machen. Das gibt eine erstklassige Geschichte. Wie es aussieht, schulde ich euch jetzt ein Abendessen.«

»Etwas anderes wäre mir lieber«, sagte Jan.

»Was immer es ist«, sagte Peter großmütig, allerdings auch nicht ganz ernst. »Was ist es?«

»Eine Auskunft«, antwortete Jan. Einen Moment lang wußte er nicht genau, wie er anfangen sollte, was sicherlich zu einem Gutteil an Katrins Anwesenheit lag. Aber im Grunde war es fast schon egal. Sie hielt ihn ja ohnehin für verrückt. Er erzählte Jan, was ihm passiert war - die Fakten, nichts von irgendwelchen Schatten oder anderen, noch schlimmeren Visionen. Peters Gesicht nahm einen bestürzten Ausdruck an, während er zuhörte, und als Jan fertig war, lächelte er nicht mehr.

»Und das erfahre ich jetzt erst, so ganz nebenbei?« fragte er vorwurfsvoll.

»Es ist ja nichts passiert«, sagte Jan.

»Natürlich nicht«, sagte Peter spöttisch. »Außer, daß mein Bruder einen Herzinfarkt hatte und dem Tod so gerade noch einmal von der Schippe gesprungen ist, ist wirklich nichts passiert!«

Er tauschte einen vielsagenden Blick mit Katrin. »Und was genau willst du jetzt von mir? Soll ich schon mal eine Todesanzeige vorbereiten?«

Jan zwang sich, ruhig zu bleiben. Katrin und Peter waren ein unschlagbares Team, wenn es darum ging, Panik zu verbreiten. Er tat gut daran, sich jedes Wort zu überlegen, das er sagte.

»Die ganze Sache kommt mir einfach nur ... komisch vor«, begann er ausweichend. »Dieser Bertram. Ich meine: Warum sollte das Kino jemand hierher schicken, damit er mich überredet, irgend etwas zu unterschreiben, wenn ich wirklich nur einen Herzanfall hatte?«

»Keine Ahnung«, gestand Peter. »Aber du weißt doch, wie diese Versicherungen sind. Außerdem haben wir allmählich amerikanische Verhältnisse. Demnächst wirst du vermutlich verklagt, wenn jemand vom Blitz getroffen wird, während du auf der anderen Straßenseite vorbeigehst.«

»Ganz davon abgesehen, daß ich nicht herzkrank bin«, fuhr Jan unberührt fort. »Und daß gleichzeitig mit mir noch ein zweiter Herzpatient zu beklagen war. Nur hatte er weniger Glück als ich. «

Für eine kleine Weile war es sehr still. Katrin blickte ihn mit steinernem Gesicht an, während Peter ziemlich besorgt aussah. Schließlich sagte er: »Das klingt ziemlich paranoid, meinst du das nicht selbst?«

»Es klingt ziemlich seltsam«, verbesserte ihn Jan. »Wahrscheinlich ist es wirklich nur ein komischer Zufall. Aber ich würde mich wohler fühlen, wenn ich das ganz genau wüßte. «

»Und was soll ich dabei tun?«

»Dich nur ein bißchen umhören«, antwortete Jan. »Frag einfach ein bißchen rum, ob es in diesem Kino in letzter Zeit zu Zwischenfällen gekommen ist.«

»So eine Art Herzanfall-Epidemie?« Peter seufzte. »Ich frage dich noch einmal: Ist dir selber klar, wie sich das anhört?«

»Ich kann auch jemand anderen fragen«, murrte Jan. »Du bist nicht der einzige Journalist, den ich kenne.«

»Du kennst vermutlich mehr als ich«, gestand Peter ungerührt.

»Aber du kannst sie nicht fragen. Weil sie nämlich ebenfalls wissen würden, wie sich das anhört.«

»Und weil sich vielleicht doch eine große Geschichte dahinter verbirgt«, fügte Jan hinzu. »Es ist nur eine winzige Chance, aber wer weiß? Vielleicht ist doch mehr an der Sache dran.«

»Eine Verschwörung von Außerirdischen«, sagte Peter.

»Oder der Regierung«, fügte Katrin mit ätzendem Spott hinzu. Sie wandte sich an Peter. »Tu ihm den Gefallen und mach ein paar Anrufe, bevor er noch ganz durchdreht - und ich auch. «

»Könntet ihr solche Gespräche vielleicht führen, wenn ich nicht dabei bin?« fragte Jan mürrisch.

»Gerne. Aber was würde es nutzen? Ich meine: Die Regierung zeichnet doch sowieso jedes Wort auf, das wir reden. Vermutlich, um neue Ziele für ihre Strahlenwaffen zu finden, mit denen sie Herzinfarkte auslösen.«

»Das ist nicht komisch«, sagte Jan.

»Und Paranoia ist heilbar«, antwortete Katrin.

»Hört auf euch zu streiten«, sagte Peter. »Ich werde ein paar Telefongespräche führen, und danach sind wir schlauer.« Er stand auf und sah Jan ernst an. »Du versprichst mir, mit diesem Unsinn aufzuhören, wenn ich herausfinde, daß die Leute in diesem Kino nicht wie die Fliegen umfallen?«

»Natürlich«, antwortete Jan.

»Dann werde ich sehen, was ich tun kann.« An Katrin gewandt, fügte er hinzu. »Aber ich werde die Wahrheit sagen - ganz egal, was ich herausfinde.«

Katrin machte ein böses Gesicht. »Ist das eigentlich ansteckend, oder liegt es in der Familie?«

Peter verdrehte die Augen, aber er war klug genug, nicht mehr zu antworten. Katrin und er kannten sich ungefähr so gut, wie sie sich mochten, nämlich nicht besonders, aber selbst er wußte, daß man ihr am besten aus dem Weg ging, wenn sie in einer Stimmung wie dieser war. Er nickte Jan nur noch einmal wortlos zu und verließ dann so schnell die Wohnung, daß es schon fast einer Flucht gleichkam.

»Das war nicht besonders nett von dir«, sagte Jan, als sie allein waren. Auch das war nicht besonders klug, das wußte er. Aber das einzig Kluge, was er im Moment überhaupt tun konnte, war gar nichts, und dazu war er jetzt einfach nicht in der Lage.

Katrin reagierte jedoch vollkommen anders, als er erwartet hatte. Mindestens zehn Sekunden lang sagte sie kein Wort, und für die gleiche Zeitspanne sah sie ihn auch weiter mit diesem kalten, mühsam zurückgehaltenen Zorn an. Dann konnte er regelrecht sehen, wie ihre Gedanken die Richtung änderten.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Du hast recht. Ich hätte nicht so übertrieben reagieren sollen. Ich bin eben ...«

»Wir sind beide ziemlich nervös«, unterbrach sie Jan. Er lachte nervös. »Ist ja auch kein Wunder. Seit ein paar Tagen sterben die Leute in meiner Umgebung wie die Fliegen.«

»Ich an deiner Stelle würde vermutlich auch anfangen, Gespenster zu sehen«, bestätigte Katrin. »Ich meine das nicht böse. Vielleicht ... sollten wir irgend etwas tun.«

»Etwas tun?«

»Keine Ahnung«, gestand Katrin. »Irgend etwas, was uns auf andere Gedanken bringt.« Sie grinste. »Gestern Abend war doch schon ein ganz guter Anfang, oder?«

Die Bemerkung brachte Jan auf andere Gedanken - aber nicht auf die, die sie beabsichtigt hatte. Er sah sie für die Dauer eines traurigen Lächelns schweigend an, dann beugte er sich vor und nahm die Abzüge vom Tisch, die er vorhin gemacht hatte. Katrin blickte neugierig, aber er hielt die Bilder absichtlich so, daß sie sich noch nicht sehen konnte.

»Ich habe gestern Nacht noch ein paar Fotos gemacht«, sagte er.

»Und?«

Jan reichte ihr das erste Bild. Katrin nahm es entgegen und betrachtete es neugierig, und diesmal reagierte sie ganz genau so, wie er erwartet hatte. Sie wirkte überrascht, verwirrt, aber auch ein bißchen verstimmt.



»Das ist ... hübsch«, sagte sie.

»Hübsch?«

»Also gut, es ist phantastisch«, sagte Katrin. »Ich verstehe ja nicht viel davon, aber ich glaube, es ist das beste, was du mir seit langem gezeigt hast.«

»Es liegt am Motiv.«

»Trotzdem würde ich es vorziehen, wenn du mich in Zukunft fragst, bevor du Nacktaufnahmen von mir machst«, sagte Katrin.

»Dazu hätte ich dich aber wecken müssen«, antwortete Jan.

»Und dann hätte ich dieses Foto nicht machen können. So wenig wie das hier.«

Er reichte ihr das zweite Bild; eine der Vergrößerungen, die er gemacht hatte. Katrin nahm es entgegen, warf einen Blick darauf und verlor jede Farbe aus dem Gesicht.

»Oder das hier.« Jan reichte ihr das nächste Bild und das nächste und das nächste, bis die gesamte Fotoserie vor Katrin auf dem Tisch ausgebreitet war. Sie zeigten im Prinzip alle das gleiche. Mit einem Unterschied: Katrin war nur auf einem einzigen Bild, dem ersten, allein.

Auf allen anderen war außer ihr auch Vera zu sehen, die hoch aufgerichtet hinter der Couch stand und auf sie herabsah.

»Das - das ist ... «

»Du wolltest doch wissen, warum ich Vera rausgeworfen habe«, sagte Jan. »Jetzt weißt du es.« Das entsprach ganz und gar nicht der Wahrheit. Als er Vera hinausgeworfen hatte, da hatte er diese Abzüge noch gar nicht gemacht. Aber es erschien ihm im Moment als ein schlagkräftiges Argument.

Katrins Augen schossen kleine, zornige Blitze, aber Jan war nicht sicher, ob sie wirklich nur den Fotografien galten.

»Dieses verlogene kleine Biest«, sagte sie. Dann hob sie mit einem Ruck den Kopf, und diesmal traf die Breitseite ihn.

»Warum, zum Teufel, hast du mich nicht geweckt?«

»Weil ich es nicht wußte«, antwortete Jan.

Katrin lachte schrill. »Willst du mich verarschen?«

»Ich habe es erst heute morgen gemerkt«, beteuerte Jan, und das in einem Ton, der Katrin vielleicht nicht überzeugte, sie zumindest aber davon abhielt, sofort wieder über ihn herzufallen. »Ich weiß, wie das klingt«, fuhr er fort. Es war nicht die Wahrheit, aber *die* konnte er jetzt unmöglich erzählen. Immerhin konnte er sich ihr so weit annähern, daß seine Geschichte wenigstens eine Spur von Glaubwürdigkeit bekam. »Ich verstehe es selbst nicht. Ich war gestern abend ziemlich müde. Es war dunkel. Ich hatte nur Augen für dich.« »Und du willst das nicht gemerkt haben?« »Dann hätte ich vielleicht *ein* Bild gemacht, aber bestimmt nicht ein Dutzend«, antwortete Jan. »Auf jeden Fall war ich ziemlich sauer, als ich die Bilder entwickelt habe - wie du dir vorstellen kannst. Deshalb wollte ich, daß sie geht.« Katrin sagte nichts mehr. Sie sah ihn nur an, und Jan fragte sich, ob sie ahnte, daß er sie belogen hatte. Aber selbst wenn es so wäre, konnte er ihr die Wahrheit unmöglich sagen. Nicht, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, daß sie tatsächlich zum Telefon ging und die Jungs mit den Zwangsjacken rief. Die Wahrheit war die: Es stimmte nicht, daß er Vera nicht gesehen hatte. Sie war eindeutig nicht dagewesen, als er die Aufnahmen machte.

Während der nächsten beiden

Tage beruhigte sich Jans Leben wieder einigermaßen. Er betäubte sich mit der einzigen Droge, die er kannte und regelmäßig nahm und von der er (auch wenn er nicht müde wurde, jedem das Gegenteil zu versichern) auch ein wenig abhängig war: Arbeit.

Er hatte im Moment genug davon - was längst nicht selbstverständlich war -, fast sogar schon ein bißchen zuviel - was noch weniger selbstverständlich war. Jan hatte in den letzten Jahren mehr als einmal das Angebot bekommen, bei einer der größeren Agenturen oder Studios fest anzufangen, sie aber alle ausgeschlagen. Das Leben als Freiberufler war manchmal hart - oft härter, als er Katrin gegenüber zugab -, aber die Vorteile überwogen bei weitem. Er war sein eigener Herr, mußte nicht wie sein Bruder jeden langweiligen Auftrag annehmen, zu dem man ihn schickte, und vor allem: Er hatte zu oft erlebt, wie schnell ein regelmäßiges Einkommen und ein fester Job Träume töteten. Er hatte noch Träume. Jan wußte, daß er gut war, und er war der festen Überzeugung, daß sich Qualität und Talent am Ende durchsetzten. Irgendwann würde er Bilder wie die von gestern nacht verkaufen. Statt Hochglanzfotos von blühenden Sonnenblumenfeldern oder überquellenden Mülltonnen an Bushaltestellen.

Im Augenblick schien er davon aber weiter entfernt denn je. Er hatte es geschafft, die bestellte Fotoserie - irgendein Mist

für einen Werbeprospekt, der keinen Menschen interessierte und in spätestens einer Woche vergessen war, aber gutes Geld brachte - gerade noch innerhalb der Frist fertigzubekommen, aber er war mit dem Ergebnis alles andere als zufrieden. Sie waren schlecht. Sie waren seelenlos. (Nun ja, wieviel Seele konnten das Bild eines io-kg-Pakets Waschpulver und einer Flasche Krim-Sekt aus dem Sonderangebot schon haben?) Sie waren kalt.

Und das Schlimmste war: Niemand würde es merken.

Trotzdem - so absurd es klingen mochte - war er zufrieden, als er am späten Nachmittag von der Werbeagentur zurückkam und vor dem Haus aus dem Wagen stieg. Zum einen lag das sicherlich an dem Scheck, den er in der Brieftasche trug und der ihm für mindestens vier Wochen die Sorge um die nächste Miete und den Inhalt des Kühlschranks nahm, zum weitaus größeren Teil aber wohl daran, daß er eine Arbeit zum Abschluß gebracht hatte. Ein Stück Normalität, das wieder in sein Leben zurückgekehrt war. Er hatte seit zwei Tagen keine Schatten mehr gesehen und auch keine unheimlichen Geräusche mehr gehört.

Als er den Schlüssel ins Schloß schob, hörte er Stimmen.

Katrin hatte zwar gesagt, daß sie erst spät am Abend zurückkehren würde, aber es war nicht ungewöhnlich, daß sie ihre Pläne im letzten Moment änderte. Er trat ein, ging mit schnellen Schritten ins Wohnzimmer - und blieb wie angewurzelt stehen.

Katrin war tatsächlich früher nach Hause gekommen, und sie war nicht allein. Vera saß neben ihr. Sie trug wieder ihre riesige Sonnenbrille und, wie es aussah, die gleichen Kleider wie vor drei Tagen, hatte aber irgend etwas an ihrer Frisur geändert; Jan konnte nicht genau sagen, was, aber irgendwie wirkte sie noch verrückter.

»Nanu«, sagte er.

Katrin sprang von der Couch hoch. »Hallo, Schatz«, sagte sie. »Du bist schon zurück? Wie war es?«

Wäre Jan nicht so überrascht gewesen, dann hätte ihn diese Begrüßung sofort mißtrauisch gestimmt. Katrin nannte ihn niemals Schatz; es sei denn, um sich über ihn lustig zu machen oder wenn sie etwas von ihm wollte.

»Gut«, antwortete er automatisch. »Sie haben mir die komplette Serie abgenommen und auch gleich bar bezahlt. Aber was -?«

»Wir haben uns zufällig in der Stadt getroffen«, sagte Vera, noch bevor er seine Frage auch nur aussprechen konnte. Sie zuckte mit den Schultern. »Ich kann wieder gehen, wenn du willst.«

»Darüber reden wir später«, sagte Katrin rasch. »Jetzt erzähl erst mal. Was haben sie gesagt? Kriegst du auch einen neuen Auftrag?«

»Sobald sie wieder was haben, ja«, antwortete Jan. Seit wann interessierte sich Katrin für seine Arbeit? Irgend etwas stimmte hier doch nicht! Er konnte Katrins Nervosität beinahe riechen.

»Ihr habt euch also zufällig in der Stadt getroffen«, sagte er. Er wollte diese Frage eigentlich direkt an Vera richten, aber um das zu tun, hätte er Katrin schon gewaltsam aus dem Weg schieben müssen.

»Vielleicht nicht ganz zufällig«, räumte Vera ein. »Ich habe euren Wagen erkannt. «

Einen weißen VW-Golf, dachte Jan spöttisch. Das war ja auch wirklich ein sehr auffälliges Fahrzeug, zumal in einer Stadt mit annähernd zweihunderttausend Einwohnern. Er schob Katrin nun doch einfach aus dem Weg und sah Vera auffordernd an, und Vera hob abermals die Schultern und sagte mit einem entwaffnenden Lächeln: »Ich konnte der Versuchung einfach nicht widerstehen. Ich habe ein kleines Problem, weißt du? Ich ... weiß nicht, wo ich heute übernachten soll.«

Jan war nicht einmal überrascht. Er hatte so etwas geahnt, gleich als er sie auf der Couch hatte sitzen sehen.

»Ich denke, das Problem hast du jeden Morgen?« sagte er.

»Und es löst sich auch immer, irgendwie.«

»Diesmal leider nicht«, sagte Vera. »Jede Glückssträhne ist irgendwann mal vorbei.«

Das stimmt, dachte Jan böse. Deine ist es jetzt, in genau einer Sekunde. Er setzte dazu an, Vera mit nicht allzu freundlichen, dafür aber um so deutlicheren Worten zu erklären, wie wenig *ihre* Probleme mit *seinen* Problemen zu tun hatte - und er konnte es nicht.

Es war einfach unmöglich. Er stand da, starrte sie an und brachte kein Wort heraus, so sehr er es auch versuchte.

Und er wußte nicht einmal, warum.

Schließlich drehte er sich auf dem Absatz herum und stürmte in die Küche.

Katrin folgte ihm, zog die Tür hinter sich zu und maß ihn mit einem Blick, der ihn fast rasend machte.

»Hör mal, Jan«, begann sie, »Ich weiß ja, was - «

»Was weißt du?«, unterbrach sie Jan wütend. »Verdammt noch mal, was ist in dich gefahren? Ich dachte, daß wir uns in diesem Punkt einig wären! «

»Es ist doch nur für eine Nacht! «

»Sicher. Oder vielleicht auch zwei oder auch drei, oder vielleicht auch für einen Monat, falls ihre Pechsträhne doch ein bißchen länger dauert.« Er machte eine zornige Handbewegung, als Katrin etwas erwidern wollte. »Wofür hältst du das hier? Für ein Obdachlosenasy!«

»Das ist nicht fair! « sagte Katrin. »Immerhin hat sie dir das Leben gerettet.«

»Das hat Dr. Mertens auch«, sagte Jan. »Und der Junge im Kino, der mich gefunden hat. Ganz zu schweigen von der Besatzung des Krankenwagens. Willst du sie auch alle aufnehmen, wenn sie plötzlich an die Tür klopfen?« Er schwieg einen Moment, atmete zweimal bewußt tief ein und aus und versuchte fast gewaltsam, sich zu beruhigen. Er verstand sich selbst nicht so ganz. Er hatte jedes Recht, verärgert zu sein,

aber das, was er empfand, war kein Ärger mehr - er brodelte vor Wut. Als er weitersprach, klang seine Stimme zwar ruhiger, aber auf eine gezwungene, gar nicht gute Weise. »Darum geht es gar nicht, Katrin. Ich dachte bisher nur, daß wir solche Entscheidungen gemeinsam treffen.«

»Du meinst, du entscheidest und gibst mir die Gelegenheit, ja zu sagen?« Katrin preßte die Lippen aufeinander. »Ich sehe schon, es ist vollkommen sinnlos, mit dir reden zu wollen.«

Und damit drehte sie sich wütend um und ging.

Jan starrte ihr nach. Der Zorn in seinem Inneren brodelte immer höher. Es fiel ihm schwer, nicht einfach hinter ihr herzurennen und Vera im wahrsten Sinne des Wortes aus der Wohnung zu werfen.

Vielleicht war das einzige, was ihn davon abhielt, seine übermäßige Wut. Diese Reaktion war nicht normal. Sie war überzogen, so sehr daß er fast vor sich selbst erschrak: Er *wußte*, daß er etwas ziemlich Dummes tun würde, wenn er jetzt hinausging.

Durch die geschlossene Tür hindurch konnte er das Telefon klingeln hören. Katrin hob ab, und er hörte sie mit jemandem reden. Nur einen Moment später riß sie die Küchentür auf und warf ihm einen eisigen Blick zu. Sie sagte kein Wort. Jan ging ebenfalls wortlos an ihr vorüber, trat an den Schreibtisch und hob den Hörer auf, den sie offenbar achtlos neben den Apparat fallengelassen hatte.

Ja?« schnappte er.

»Jan?« Die Stimme seines Bruders klang irritiert.

»Oh, Peter. Entschuldige bitte. Ich ... hatte jemand anders erwartet. Schön, daß du anrufst.«

Floskeln wie diese waren zwischen ihnen vollkommen unüblich, was Peters Irritation garantiert noch steigerte. Er stellte jedoch keine entsprechende Frage. »Hast du Zeit, dich mit mir zu treffen?«

Er hatte etwas herausgefunden. Und er wollte ganz offensichtlich nicht am Telefon darüber reden. »Jetzt?«

»Ich bin auf dem Weg ins Rathaus, aber der Termin dort dauert wahrscheinlich nur zehn Minuten. Sagen wir in einer halben Stunde im Museum?«

Das war kaum fünf Minuten zu Fuß vom Rathaus entfernt. Trotzdem fragte sich Jan, warum sein Bruder ausgerechnet diesen Treffpunkt vorschlug. Er sagte jedoch nichts, sondern sah nur auf die Uhr und nickte. Beides war ziemlich überflüssig. Peter hängte ein, nachdem er sich verabschiedet hatte, und auch Jan legte den Hörer auf die Gabel zurück und wandte sich zur Tür. Er hatte keine Eile. Selbst bei starkem Verkehr würde er allerhöchstens zehn Minuten brauchen, um zum Rathaus zu kommen. Aber nach seinem Streit mit Katrin hatte er keine Lust, auch nur eine Sekunde länger hier zu bleiben, als unbedingt notwendig war.

»Wo willst du hin?« fragte Katrin, als er zur Tür ging.

»Weg«, antwortete Jan unfreundlich. »Brauchst du den Wagen?«

Schon der Ton, in dem er diese Frage stellte, machte klar, daß er ein Ja als Antwort nicht akzeptieren würde. Katrin sagte auch vorsichtshalber gar nichts, sondern hüllte sich in beleidigtes Schweigen, und Jan verließ die Wohnung und knallte die Tür hinter sich zu.

Natürlich war er sich darüber im klaren, wie albern er sich benahm. Sein Zorn war durchaus berechtigt - zumindest nachvollziehbar -, aber er entlud sich an falscher Stelle. Katrin hatte sich allenfalls ungeschickt benommen, eine solche Entscheidung zu treffen, ohne ihn zu fragen, ob er auch damit einverstanden war. Vera war es, die er sich vorknöpfen sollte. Und er nahm sich fest vor, es zu tun, sobald er zurück war.

Jan war derart in düstere Gedanken versunken, daß er viel zu schnell fuhr und infolgedessen noch früher am Treffpunkt ankam, als er erwartet hatte. Er parkte den Wagen einen Block entfernt und ging zu Fuß zurück. Einen Moment überlegte er, ob er die verbliebenen zwanzig Minuten damit zubringen sollte, sich seine Tagesration Kultur zu holen und durch das



Stadtmuseum zu schlendern, entschied sich aber dann dagegen. Er wohnte jetzt seit acht Jahren hier und hatte das Museum in dieser Zeit zweimal besucht: Einmal vor und einmal nach dem Umbau. Das Ergebnis war beide Male enttäuschend gewesen. Das Museum war winzig und hielt dem hohen Anspruch, den seine Gründer gestellt hatten, nicht stand.

Ungeduldig sah er auf die Uhr. Er war fast zwanzig Minuten zu früh, und da er mit seinem Bruder verabredet war, war das doppelt unangenehm: Peter war der unpünktlichste Mensch, den Jan kannte.

Er hatte Lust auf eine Zigarette, aber keine dabei. Vermutlich hatte Katrin irgendwo im Wagen eine oder auch gleich mehrere Packungen deponiert, aber Jan wollte weder den gesamten Wagen durchsuchen noch ausgerechnet Katrins Zigaretten rauchen. Nicht nach dem Auftritt von vorhin.

Bei diesem Gedanken hätte er fast laut aufgelacht. Sein Benehmen nahm allmählich eindeutig kindische Züge an.

Dennoch ging er nicht zum Wagen zurück, sondern schlenderte in die entgegengesetzte Richtung. An der Ecke befand sich ein Kiosk, wo er Zigaretten ziehen konnte. Außerdem ging er auf diese Weise seinem Bruder entgegen, was die Wartezeit vielleicht um einige Augenblicke verkürzte.

Theoretisch.

Praktisch erreichte er den Automaten, wobei er sich weiß Gott nicht beeilte, zog sich eine Packung West und rauchte in aller Ruhe gleich zwei Zigaretten hintereinander, ohne daß sich auch nur eine Spur von Peter zeigte. Das war typisch für seinen Bruder, ärgerte Jan aber jedesmal wieder. Es begann zu dämmern. In einer halben Stunde würde es dunkel sein und vermutlich verflucht kalt. Trotzdem ging er nicht zum Wagen zurück, sondern sah sich nur mit einer Ungeduld um, die im gleichen Maße stieg, wie seine Laune sank. Wäre der dumme Streit mit Katrin nicht gewesen, dann wäre er jetzt vermutlich nach Hause gefahren und hätte in aller Ruhe abgewartet, bis Peter anrief oder sich sonstwie meldete.

So wandte er sich statt dessen um und ging los. Die halbe Stunde, von der Peter gesprochen hatte, war mittlerweile fast zweimal vorbei und das Rathaus, so ganz nebenbei bemerkt, schon längst geschlossen. Aber vielleicht hatte der Termin dort ja doch länger gedauert, als Peter veranschlagt hatte.

So oder so - es gab nur eine einzige Straße, um aus dem Rathausparkhaus herauszukommen. Er würde sie nehmen und seinem Bruder entweder irgendwo unterwegs begegnen oder einfach in die Tiefgarage hinuntergehen und nachsehen, ob Peters Wagen noch dort stand.

Es wurde jetzt immer rascher dunkel. Und es war bereits empfindlich kalt. Und noch etwas fiel ihm auf: Obwohl es noch nicht so spät war, daß die Geschäfte hier in der Stadtmitte bereits geschlossen hätten, war er fast allein auf der Straße. Außerdem war es zu still. Eine Straßenbahn fuhr vorbei.

Einige - sehr wenige - Autos standen an der Ampel und wartete darauf, daß das Licht von Rot auf Grün umsprang, und vor einer Kneipe auf der anderen Straßenseite standen einige junge Leute und unterhielten sich heftig gestikulierend. Ihren Bewegungen nach zu schließen, mußten sie schon ziemlich angetrunken sein, und vermutlich alles andere als leise. Trotzdem war alles, was Jan hörte, ein schweres Rascheln und Flappen.

Er blieb stehen und sah sich verwirrt und beunruhigt um, aber es dauerte eine Weile, bis er die Herkunft des Geräusches identifizierte: Er befand sich nicht weit vom alten Horten-Gebäude entfernt. Das ehemalige Kaufhaus war vor einem halben Jahr geschlossen worden und sollte nun zu einem ultramodernen Verwaltungskomplex umgebaut werden; jedenfalls behauptete das die überdimensionale Werbetafel, die davor aufgestellt war. Im Moment ähnelte das Haus aber eher einer ausgebombten Ruine aus dem zweiten Weltkrieg. Die gesamte Fassade war abgerissen worden, und die Vorderfront des Gebäudes war zur Gänze mit riesigen, halb durchsichtigen Plastikfolien verhängt. Eine davon hatte sich gelöst und flatterte nun wie ein bizarres Segel im Wind; vielleicht auch wie eine

fingerlose, flache Hand, die trotz ihrer Größe vergeblich nach ihm zu greifen versuchte. Der Anblick war etwas unheimlich, zugleich aber so bizarr, daß Jan sich einen Moment lang ärgerte, keinen Fotoapparat dabei zu haben - obwohl ... Er *hatte* eine Kamera im Wagen. Er konnte zurückgehen und sie holen, um ein paar Aufnahmen zu machen.

Statt dessen wartete er, bis die Ampel umsprang, überquerte die Straße und wandte sich mit schnellen Schritten nach links. Er mußte zwar einen kleinen Umweg in Kauf nehmen, um sich dem Rathaus aus der Richtung zu nähern, in der die Einfahrt der Tiefgarage lag. Aber er wollte Peter zu allem Überfluß nicht auch noch verpassen. Eigentlich hatte er nicht einmal mehr Lust, sich mit ihm zu treffen. Was immer sein Bruder ihm zu sagen hatte, hatte Zeit bis später. Er hätte nicht einfach so weglaufen sollen. Ein Streit mit Katrin war niemals angenehm, aber ihm auszuweichen, indem er vor ihm davonlief, machte alles nur schlimmer. Vor allem, wenn er sich insgeheim eingestand, daß sie im Recht war. Er hätte nicht so überzogen reagieren sollen. Er hatte hundertprozentig recht gehabt, aber durch seine vollkommen übertriebene Reaktion hatte er sich selbst jedes Vorteils beraubt und alle seine Argumente zu Makulatur gemacht. Er würde das Gespräch mit Peter hinter sich bringen, so schnell es ging. Dann würde er nach Hause fahren - nicht ohne vorher einen Blumenstrauß gekauft zu haben. Er erreichte das »Früh« - die jugendlichen Betrunkenen waren mittlerweile verschwunden -, und obwohl er durch die kleinen Butzenscheiben hineinsehen und erkennen konnte, daß das Lokal gut besetzt war, drang nicht der kleinste Laut auf die Straße heraus. Er bog nach rechts ab und wäre um ein Haar stehengeblieben, so seltsam war der Anblick, der sich ihm bot. Dabei konnte er nicht einmal genau sagen, *was* daran so unheimlich war.

Die Straße war nicht sehr breit. Die meisten Häuser waren neu, aber bemüht, einen historischen Eindruck zu machen, was ihnen normalerweise nicht einmal im Ansatz gelang.

Heute schon.

Es war, als werfe er einen Blick in die Vergangenheit. Die Straße lag fast vollkommen dunkel vor ihm. Die beiden, antiken Straßenlaternen nachempfundenen Lampen rechts und links der Kreuzung spendeten hinlänglich Licht, aber es schien sich irgendwo dicht hinter seiner Quelle ... zu verlieren. Ein anderes Wort fiel Jan dafür nicht ein. Und dasselbe galt für die erleuchteten Schaufenster, die Neonreklamen und hellerleuchtete Fassade des Rathauses zwei oder dreihundert Meter entfernt. All dieses Licht war da und zugleich auch nicht. Es war, als betrachte er zwei übereinandergelegte Negative desselben Motivs, die vom gleichen Standpunkt aus, aber mit einem zeitlichen Abstand von mindestens zweihundert Jahren gemacht worden waren. Das Neonlicht erreichte nicht die *wirkliche* Straße, denn es vermochte den Raum zu überwinden, aber nicht die Zeit.

Jan blinzelte. Das unheimliche Bild blieb.

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. Nichts änderte sich. Er stand da und starrte eine Straße an, die vollkommen greifbar und altvertraut war, zugleich aber auch absolut fremd und furchteinflößend erschien.

Natürlich war das Unsinn. Das mit Abstand Gefährlichste auf dieser Straße war die Vogelspinne, die in einem Glaskasten im Schaufenster des Zooladens hockte, und befremdlich waren allenfalls die Preisschilder im Schaufenster des Juweliers. Und sicherlich stammte keines der Häuser vor ihm aus der Zeit vor dem Krieg.

Unglücklicherweise befand er sich in einer Stimmung, in der das, was sein Verstand sagte, so gut wie nichts mehr galt. Die Dunkelheit, die hinter dem Licht lauerte, hatte längst von ihm Besitz ergriffen, und sie würde auch nicht mehr loslassen. Er machte einen Schritt rückwärts, und es war, als würde die Straße ihm folgen. Er befand sich noch immer an der gleichen Stelle, und so blieb es auch nach dem zweiten, dritten und vierten Schritt.

Sein Herz begann heftig zu pochen. Irgendwo ganz, ganz tief in seinen Gedanken war eine Stimme, die ihm zuschrie, daß er sich umdrehen und davonrennen sollte, solange er es noch konnte und bevor die Tore zum Reich des Wahnsinns endgültig hinter ihm zugefallen waren.

Doch es war bereits zu spät. Sein Herz raste immer schneller. Er zitterte am ganzen Körper, und auf seiner Stirn stand kalter, klebriger Schweiß in mikroskopisch kleinen Tröpfchen. Er hatte gar nicht mehr die Kraft, sich herumzudrehen. Statt dessen machte er einen Schritt nach vorne und trat tiefer in das Dunkel hinein, das hinter der Wirklichkeit auf ihn wartete.

Er wußte nicht - genau, was er erwartet hatte, doch daß nichts geschah, überraschte ihn. Die Welt blieb, wie sie war: zweigeteilt in einen Bereich des Hellen und Vertrauten und in ein Reich der Dunkelheit und des Irrsinns.

Eine Sinnestäuschung.

Eine Halluzination, ganz besonders bizarr und außergewöhnlich, aber mehr auch nicht.

Jan versuchte mit aller Macht, sich diese Erklärung einzuhämmern.

Ganz gelang es ihm nicht, aber sie vermochte zumindest seine Furcht ein wenig niederzukämpfen. Er war irgendwie in eine Lücke zwischen den Mauern der Wirklichkeit gestolpert, und er mußte sehen, daß er wieder herauskam, bevor er sich in der Dunkelheit dahinter verirrte.

Obwohl es ihm selbst als der helle Wahnsinn erschien, ging er weiter. Diesmal gelang es ihm, von der Stelle zu kommen.

Ohne daß er es sich bewußt machte, wechselte er die Straßenseite. Links gab es mehr Geschäfte, mehr Schaufenster und damit mehr Licht.

Es war jetzt vollkommen still. Selbst das Flattern des riesigen Plastiksegels war hinter ihm zurückgeblieben, als hätte er sich kilometerweit entfernt; dabei waren es nur ein paar Schritte. Jan widerstand der Versuchung, sich umzudrehen, warf aber einen Blick nach links; im Schaufenster der Bou-

tique, an der er gerade vorbeiging, sah er, daß zwei Männer auf der anderen Straßenseite standen und ihn anstarrten. Jan konnte sie nur als verzerrte Spiegelbilder erkennen, und selbst da waren sie unschärfer und verschwommener, als sie sein sollten; wie bei einer Gegenlichtaufnahme mit viel zu langer Belichtungszeit. Trotzdem konnte Jan erkennen, daß sie sehr groß und auf sonderbare Weise gekleidet waren: Sie trugen lange, bis auf den Boden reichende Mäntel oder Umhänge und dazu Kopfbedeckungen, die fast wie altmodische Dreispitze aussahen. Und sie blickten ganz eindeutig in seine Richtung. Jan starrte das Spiegelbild eine gute Sekunde lang an, drehte sich dann herum und war nicht einmal mehr überrascht, nichts als den leeren Bürgersteig und die gegenüberliegende Wand zu sehen. Als er sich wieder zum Schaufenster umdrehte, war eine der beiden Gestalten verschwunden. Die andere stand noch immer reglos an der gleichen Stelle und starrte ihn an. Jan sah über die Schulter zurück. Die gegenüberliegende Straßenseite war leer. Er drehte sich wieder zum Schaufenster um und sah den Umriß erneut. Gut, dann war er eben verrückt. Später, als er darüber nachdachte, erschien ihm seine Entscheidung als vollkommen hirnrissig, aber in diesem Moment kam ihm seine Überlegung sehr logisch vor. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Nicht nur sein Herz, sondern auch sein Verstand hatte einen kräftigen Knacks abbekommen. Und er bildete sich das alles nur ein, angefangen von der Gestalt an seinem Bett im Krankenhaus bis hin zu dem Mann mit dem Dreispitz, oder er hatte es *wirklich* mit Gestalten zu tun, die nur im Spiegel sichtbar waren oder aus den Augenwinkeln heraus. In beiden Fällen hatte er nichts zu verlieren, wenn er versuchte, der Sache auf den Grund zu gehen. »Wer seid ihr?« fragte er. »Was, zum Teufel, wollt ihr von mir? Warum verfolgt ihr mich?«

Er bekam keine Antwort, aber wie in einer Reaktion auf den bloßen Klang seiner Stimme bewegte sich die Gestalt. Jan fuhr herum, starrte einen Moment lang wütend die Stelle an, an der der Fremde ungefähr sein mußte, und starrte dann wieder die Spiegelung in der Scheibe an. Die dunkle Gestalt hatte sich abgewandt und ging nun mit langsamen Schritten in die Richtung davon, aus der Jan selbst vor ein paar Minuten gekommen war.

»Bleibt gefälligst hier!« schrie Jan. »Verdammt noch mal, ich will endlich wissen, was hier gespielt wird! «

Die Gestalt ging weiter, ohne auf seine Worte zu reagieren, und verschwand nach wenigen Schritten aus der Fensterscheibe.

Jans erster Impuls war, ihr nachzurennen. Auch wenn er den geheimnisvollen Fremden nicht sehen konnte, wußte er doch ungefähr, wo er war, und er bewegte sich nicht besonders schnell.

Aber dann stellte er sich vor, wie es sein würde, wenn er ihn erreichte, wenn er zugriff und tatsächlich etwas fühlte, was da war, ohne daß er es tatsächlich sehen konnte. Diese Vorstellung war einfach zu entsetzlich. Er konnte mit dem Gedanken leben, daß irgendeiner der Milliarden Schaltkreise in seinem Kopf nicht mehr richtig arbeitete; mit der Vorstellung, es *wirklich* mit einem oder gar mehreren Unsichtbaren zu tun zu haben, nicht.

Er mußte weg hier! Raus aus dem Dunkel und zurück in die Welt des Hellen.

Zurück in die Richtung zu laufen, in der sein Wagen stand, hätte bedeutet, dem Unsichtbaren zu folgen. Außerdem war er dem Rathaus, wo er sich mit Peter treffen wollte, deutlich näher.

Er lief los, so schnell es gerade noch ging, ohne wirklich zu rennen. Er kam ungefähr an einem Dutzend Schaufenstern vorbei, vermied es aber hineinzublicken, um nicht zu sehen, was er nicht sehen wollte.

Jan erreichte unbehellig das Rathaus, überquerte die Straßen und hätte vor Erleichterung fast laut aufgejubelt, als er sah, daß das Tor der Tiefgarage offen stand. Er beschleunigte seine Schritte noch einmal, lief die Rampe hinab und entdeckte Peters cremefarbenen Volvo im hinteren Drittel der Tiefgarage - was nicht besonders schwer war. Außer dem museumsreifen Gefährt befanden sich nur noch zwei weitere Fahrzeuge in der Garage: Ein großer Mercedes - vermutlich der Dienstwagen des Bürgermeisters - und ein klapperiger Polo, der in respektvollem Abstand dazu geparkt war. Wie er seinen Bruder kannte, interviewte er den Besitzer des Volkswagens, nicht den Bürgermeister.

Jan lief noch ein paar Schritte, wurde dann langsamer und blieb schließlich stehen. Sein Herz schlug immer noch schnell, raste aber jetzt nicht mehr, und seine Hände und Knie hatten endlich aufgehört zu zittern. Mit einem Mal kam ihm sein eigenes Verhalten lächerlich vor. Hatte er sich gerade wirklich mit einer Spiegelung in einer Schaufensterscheibe unterhalten? Vielleicht hatte Katrin recht, und er sollte wirklich zu einem Arzt gehen. Zu einem von der Sorte, die statt eines Röntgenapparates eine Ledercouch in ihrem Untersuchungszimmer hatten.

Vielleicht lag es an seiner Umgebung, daß er sich so schnell beruhigte. Jan fühlte sich normalerweise in Parkhäusern oder gar Tiefgaragen nicht wohl. Der kahle Beton, die nackten Neonröhren und die in Reihen abgestellten Wagen, die ihm immer etwas seltsam Zweckentfremdetes zu haben schienen, machten ihn nervös. Und er hatte stets das Gefühl, in einer solchen Umgebung nicht richtig atmen zu können. Vermutlich eine milde Form von Platzangst.

Im Moment war er froh darum. Die kalte Sterilität des Parkdecks holte ihn endgültig in die Wirklichkeit zurück.

Während er auf Peters Volvo zuschlenderte, zündete er sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen, fast gierigen Zug. Sie schmeckte nicht. Der Rauch hinterließ einen fauligen Ge-



schmack auf seiner Zunge, und er roch verbrannt; nicht auf die Art, auf die brennender Tabak riechen sollte, sondern eher wie ... schmorendes Fleisch.

Jan verzog angeekelt das Gesicht, warf die Zigarette zu Boden und trat sie unter dem Absatz aus. Unschlüssig ging er weiter, lehnte sich gegen den Wagen und verschränkte für einen Moment die Arme.

Er benahm sich noch immer irrational. Es konnte zwei Minuten dauern, bis sein Bruder auftauchte, ebenso gut aber auch eine Stunde, oder auch zwei oder drei. Viel wahrscheinlicher war, daß zuvor irgendein Wachmann hier unten erschien und ihn fragte, was er hier zu suchen hatte.

Der verbrannte Geruch hing immer noch in der Luft. Er schien sogar stärker geworden zu sein, seit er die Zigarette ausgetreten hatte. Es roch tatsächlich nach verbranntem Fleisch.

Er nahm die Arme herunter, sah sich suchend um und wollte gerade wieder nach draußen gehen, als er ein Geräusch hörte. Jan fuhr erschrocken herum und sah, daß am anderen Ende des Raumes eine Tür offen stand. Sie war sehr schmal und in der gleichen Farbe gestrichen wie die Wände. Bisher hatte er sie nicht einmal bemerkt.

Jan blickte unschlüssig zum Aufzug, überlegte einen Moment und setzte sich schließlich in Bewegung. Er hatte nicht vor, das Gebäude wieder zu verlassen, unter gar keinen Umständen.

Wie er sein Glück einschätzte, trat Peter garantiert in genau dem Moment aus dem Lift, in dem er auf der anderen Seite der Tür war.

Jan wußte nicht einmal, warum er jetzt zu dieser Tür ging.

Aber jemand hatte die Tür geöffnet und war dann nicht hereingekommen.

Und er war so schnell wieder gegangen, daß er nicht einmal mehr dazu gekommen war, sie wieder zu schließen.

Sie stand noch immer einen zwei Finger breiten Spalt offen.

Jan legte die Hand gegen das graugestrichene Metall und versuchte sie ohne große Kraftanstrengung aufzuschieben. Es

gelang ihm nicht. Die Tür war viel zu schwer. Es war eine massive Feuerschutztür, dazu gedacht, extremen Temperaturen oder auch einer Explosion standzuhalten. Diese Tür war ganz bestimmt nicht von selbst aufgesprungen. Er legte die Hand auf die Klinke, schob die Tür mit sehr viel mehr Kraft als zuvor auf und warf einen Blick in den dahinterliegenden Raum. Er war sehr dunkel, so daß Jan im ersten Moment praktisch nichts sah; dann gewöhnten sich seine Augen an das schwache Licht, und er erlebte eine Überraschung. Er hatte einen Versorgungsraum erwartet, ein Treppenhaus, vielleicht auch nur eine Putzkammer, oder auch zwei Quadratmeter nackten Beton und dann eine weitere, monoton gestrichene Tür. Was er jedoch sah, war etwas, was er hier ganz gewiß nicht erwartet hatte: Hinter der Tür lag tatsächlich eine Treppe, aber sie führte keineswegs in die Höhe, sondern in geradezu halsbrecherischem Winkel steil weiter in die Erde hinab. Die Stufen bestanden auch nicht aus Beton oder Metall, sondern aus uraltem, brüchig gewordenem Stein und waren so ausgetreten, daß in ihrer Mitte eine deutliche Vertiefung entstanden war. Auch die Wände bestanden nicht aus Beton, sondern aus dem gleichen, uralten Stein, der in unregelmäßigen Quadern aufeinandergeschichtet worden war. Die Decke war gewölbt und niedrig. Das wenige Licht, das durch die Tür fiel, reichte gerade aus, die obersten vier oder fünf Stufen der Treppe zu erleuchten, aber Jan spürte, daß sie sehr weit in die Tiefe reichte. Seine Neugier war geweckt. Der Umbau des Rathauses hatte nicht nur eine Menge Geld verschlungen, sondern war auch äußerst umstritten gewesen. Etwas wie dieser Treppenschacht war in den Bauplänen ganz bestimmt nicht vorgesehen gewesen. Und wäre man bei den Bauarbeiten auf diese Treppe oder gar eine Verbindung zu den alten Katakomben gestoßen, die es angeblich unter großen Teilen der Stadt gab, hätte er davon gewußt. Daß er die Stadt, in der er wohnte, nicht unbedingt in sein Herz geschlossen hatte, hieß nicht, daß er sich

nicht dafür interessierte. Was, um alles in der Welt also, hatte er da entdeckt?

Er schob die Tür weiter auf und trat unter den Türrahmen, aber nicht hindurch. Das Licht fiel nun ein gutes Stück weiter in die Tiefe, enthüllte aber nichts Sensationelles. Er konnte nun mehr als ein Dutzend Stufen zählen, war aber sicher, daß das längst noch nicht alle waren. Dieser sonderbare Treppenschacht führte also mindestens drei Meter weit in die Tiefe, wahrscheinlich aber noch viel weiter. Und was immer dort unten lag, mußte uralte sein. Die Luft, die ihm aus der Tiefe entgegenschlug, roch feucht, modrig - und nach verbranntem Fleisch.

Der Gestank, den er die ganze Zeit über bemerkt hatte, kam von dort unten.

Jan war mehr als unschlüssig, was er tun sollte - und er verfluchte sich mittlerweile dafür, keinen Fotoapparat dabei zu haben. Hätte er es, dann hätte er keine Sekunde gezögert, die Treppe hinunterzugehen und nachzusehen, was an ihrem Ende lag. Ohne Lampe erschien ihm das jedoch als viel zu gefährlich. Und ohne Fotoapparat auch vollkommen sinnlos.

Aber vielleicht konnte er es ja später nachholen.

Jan ließ sich in die Hocke sinken und untersuchte das Schloß. Es war ein äußerst massives, aber auch simples Schnappschloß, das nur mit einem Schlüssel geöffnet werden konnte.

War der Schnapper einmal eingerastet, konnte man die Klinke zwar immer noch herunterdrücken, die Tür aber nicht mehr öffnen.

Jan brauchte nur zwei Minuten und das Silberpapier aus seiner Zigarettenschachtel, um den Mechanismus zu blockieren.

Die Tür ließ sich jetzt immer noch schließen, aber der Riegel rastete nicht mehr ein. Er konnte später und besser ausgerüstet zurückkommen und versuchen, das Geheimnis dieser Tür zu ergründen.

Er nahm ein kaum wahrnehmbares Geräusch hinter sich wahr und praktisch im gleichen Moment, in dem er sich her-

umdrehte, eine schattenhafte Bewegung, eigentlich nur ein Flackern in den Augenwinkeln, das verschwand, als er es mit Blicken zu fixieren versuchte.

Sein Erschrecken und die entsprechende Reaktion erfolgten gleichzeitig. Und beide zu spät.

Jan sah etwas wie einen halb durchsichtigen Schemen auf sich zurasen, warf sich zur Seite und fühlte mit Entsetzen, wie sein Fuß an der Türschwelle hängen blieb. Instinktiv verlagerte er sein Gewicht, riß die Arme in die Höhe und machte eine hektische Bewegung, um seine Balance zurückzuerlangen. Vielleicht wäre es ihm sogar gelungen, wäre in diesem Moment nicht etwas Weiches, aber sehr Schweres mit solcher Wucht gegen seine Schulter geprallt, daß er regelrecht durch die Tür katapultiert wurde.

Der gemauerte Treppenschacht, die Stufen und die gewölbte Decke führten einen blitzartigen, anderthalbfachen Salto vor seinen Augen auf, dann sprang ihm eine der ausgetretenen Treppenstufen regelrecht entgegen.

Dann nichts mehr.

Und dabei blieb es für eine geraume Weile. Jan erwachte mit entsetzlichen Kopfschmerzen, dem Geschmack seines eigenen Blutes im Mund und dem sicheren Gefühl, daß viel Zeit verstrichen sein mußte. Darüber hinaus sah er nur vollkommene Dunkelheit.

Jan richtete sich auf und bedauerte die Bewegung schon, bevor der Schmerz zwischen seinen Schläfen in grellen Funken explodierte. Bunte Lichtblitze zuckten durch die Schwärze vor seinen Augen, und für einen Moment wurde der Schmerz so schlimm, daß ihm übel wurde. Dann erlosch der Schmerz wie abgeschaltet. Zurück blieb ein leichtes Brennen an seiner linken Schläfe; unangenehm, aber nicht quälend.

Er setzte sich weiter auf, lauschte einen Moment in sich hinein und kam zu dem Schluß, daß er offensichtlich nicht schwer verletzt war. Ihm tat buchstäblich jeder Knochen im

Leib weh, aber das war nach einem Sturz kopfüber die Treppe hinunter ja auch nicht weiter verwunderlich. Er schien sich jedoch weder einen Knochen gebrochen noch eine andere schwere Verletzung eingehandelt zu haben; so wie die Dinge lagen, war das wohl schon mehr, als er erwarten konnte. Wieso aber war er überhaupt die Treppe heruntergestürzt? Jan versuchte, sich an die letzten Augenblicke zu erinnern, die seiner Bewußtlosigkeit vorausgegangen waren, aber er konnte es nicht. Allerdings machte er sich keine großen Sorgen deswegen. Kurzzeitiger Gedächtnisverlust nach einem Schlag auf den Kopf war nichts Außergewöhnliches. Mehr Kopfzerbrechen bereitete ihm die Tatsache, daß er nichts sah. Aber er gestattete sich nicht, in Panik zu geraten: *noch* nicht. Er griff in die Tasche, grub nach dem Feuerzeug und ließ es aufflammen. Die winzige gelbe Flamme erhellte nur einen Umkreis von einem Meter oder weniger, aber er sah immerhin, daß er sich am Fuß der Treppe befand. Vor ihm setzte sich der Gang auf die gleiche Weise - nur ohne Stufen - fort, während die Treppe über ihm in der Dunkelheit verschwand, ohne daß er ihr Ende erkennen konnte. Jan schauderte, als er die Stufen betrachtete. Es war ein Wunder, daß er sich nicht den Schädel eingeschlagen oder das Genick gebrochen hatte. Das Metall des Feuerzeugs wurde schnell heiß. Jan ließ die Flamme erlöschen, ehe er sich den Daumen verbrannte, steckte das Feuerzeug ein und streckte die linke Hand aus, bis er auf rauhen Stein stieß. Sehr vorsichtig, aber zügig begann er die Treppe hinaufzugehen, wobei er die rechte Hand tastend nach vorne streckte und jederzeit darauf gefaßt war, auf Widerstand zu stoßen. Die Treppe war sehr viel länger, als er erwartet hatte. Jan zählte die Stufen nicht, aber es waren mehr als ein Dutzend; viel mehr. Und als er endlich die Tür erreichte, da ... fühlte sie sich *falsch* an. Nicht wie lackiertes Eisen, sondern wie ... Jan zog die Hand fast erschrocken zurück und zog mit der anderen das noch immer warme Feuerzeug aus der Tasche.

Selbst als er die Tür im flackernden Licht der kleinen Feuerzeugflamme sah, fiel es ihm im ersten Moment schwer, zu glauben, was er sah.

Es war keine grau oder sonstwie gestrichene Feuerschutztür, sondern ein mächtiges, halbrundes Tor, das aus gewaltigen, eisenhart gewordenen Bohlen gefertigt war, zwischen denen sich Feuchtigkeit und schmieriger Schimmel gesammelt hatte. Bevor das Feuerzeug wieder so heiß wurde, daß er es ausmachen mußte, konnte er noch erkennen, daß es schwere, rostzerfressene Beschläge aus schwarzem Eisen und dazu passende Ziernägel gab. Dann hüllte ihn die Dunkelheit wieder ein.

Jan war verwirrt, gelinde gesagt. Dies war eindeutig nicht die Tür, durch die er oben am Zigarettensautomaten getreten war, und das wiederum bedeutete, daß er nicht am Ende der Treppe aufgewacht war, die er dahinter entdeckt hatte. Und das wiederum bedeutete ...

Was eigentlich?

Daß ihn jemand bewußtlos gefunden und weggeschleppt hatte, um ihn dann am Fuß einer anderen, nahezu identischen Treppe abzulegen? Was für ein Unsinn.

Jan wartete ungeduldig ab, bis das Feuerzeug wieder ein wenig abgekühlt war, dann ließ er sich in die Hocke sinken und untersuchte in ein paar Sekunden die obersten drei oder vier Stufen. Diesmal blieb ihm wirklich nicht viel Zeit, ehe er Gefahr lief, sich die Finger zu verbrennen. Trotzdem fand er genau das, was er erwartet hatte: Auf der vierten Stufe klebte ein wenig angetrocknetes Blut. Dies hier war die Treppe, die er hinuntergestürzt war, ganz eindeutig.

Woher aber kam die seltsame Tür?

Jan fand nicht einmal die Spur einer Erklärung. Die einzige, die ihm nach einigem Nachdenken einfiel - nämlich, daß es sich bei diesem Treppenschacht um eine wirklich historische Anlage handelte und die Architekten dieser Anlage versucht hatten, die Rückseite der Tür entsprechend zu gestalten -, erschien ihm so grotesk, daß er sie sofort wieder verwarf.

Außerdem hatte er im Moment ein anderes, viel dringlicheres Problem: Er fand auch im Dunkeln ohne große Mühe die Türklinke und drückte sie hinunter, aber die Tür rührte sich nicht. Sein kleiner Sabotageakt von vorhin schien nicht zu funktionieren.

Jan versuchte es noch einmal und dann noch ein drittes Mal und mit aller Kraft, rüttelte und zerrte mit fast verzweifelter Gewalt einige Sekunden lang an der Tür und begann schließlich mit den Fäusten dagegen zu hämmern. Er schrie, zwei-, drei-, viermal und so laut er konnte, trat schließlich wuchtig gegen die Tür und gab seine Bemühungen dann auf. Es war sinnlos. Die Tür war so massiv, als wäre sie aus Stahl, und wenn die Bohlen auch nur annähernd so dick waren, wie er vermutete, dann mußte sie absolut schalldicht sein. Er konnte sich die Kehle aus dem Hals brüllen, ohne daß ihn jemand hörte, selbst wenn er direkt auf der anderen Seite stünde. Er war gefangen.

Jan dachte diesen Gedanken vollkommen ohne Angst. Er *sollte* Angst haben. Er litt an Klaustrophobie, und nach dem, was er in den letzten Tagen erlebt hatte, hatte er angefangen, die Dunkelheit zu fürchten. Vielleicht spürte er keine Angst, gerade *weil* all diese Faktoren zusammenkamen. Etwas in ihm wußte genau, was passieren würde, wenn er sich selbst gestattete, in Panik zu geraten, und hatte die Notbremse gezogen. Er fragte sich, wie lange diese Betäubung wohl anhalten würde. Vielleicht wenigstens lange genug, bis er einen Weg hier heraus fand. Daß er ihn finden würde, stand für ihn unumstößlich fest. Alles andere war einfach undenkbar.

Jan drehte sich herum, griff instinktiv nach dem Feuerzeug und zog die Hand dann wieder zurück. Er hatte keine Ahnung, wie lange er brauchen würde, um einen anderen Ausgang zu finden, und das Gas in dem einfachen Einwegfeuerzeug reichte wahrscheinlich nur für wenige Minuten. Außerdem war das Ding nun mal nicht als Lampenersatz gedacht und ging leicht kaputt, wenn man es überhitzte.

Er tastete sich blind die Treppe hinunter, zählte dieses Mal die Stufen und erlebte eine weitere Überraschung: Es waren sechsundvierzig. Er befand sich mindestens fünfzehn Meter weit unter dem Rathaus, vermutlich noch tiefer, denn die Stufen waren ziemlich hoch.

Allmählich wurde ihm doch mulmig zumute. Das war kein alter Keller, auf den man zufällig während Umbauarbeiten gestoßen war. Selbst für einen Teil der Kanalisation waren diese Gänge zu tief. Niemand verlegte ein Kanalisationssystem mehr als zwanzig Meter weit unter die Erde. Wo also war er?

Jan erreichte das Ende der Treppe, ging noch zwei Schritte und leuchtete dann mit dem Feuerzeug. Er konnte nur wenige Schritte weit sehen: modrige Wände aus grob behauenen Steinquadern, die sich in nichts von dem unterschieden, was er zuvor gesehen hatte. Und auch die nächsten fünf- oder sechsmal, die er stehenblieb und das Feuerzeug benutzte, sah er nichts anderes.

Der Gang schien kein Ende zu nehmen. Jan tastete sich mit der linken Hand an der Wand entlang und streckte die andere weit vor sich aus, um nicht gegen ein Hindernis zu stoßen, aber es war eine überflüssige Vorsichtsmaßnahme. Er traf so wenig auf ein Hindernis, wie die nackte Mauer neben ihm aufhörte. Seiner Rechnung nach mußte er mittlerweile einen guten halben Kilometer weit gelaufen sein. Irgendwann mußte dieser verdammte Gang doch enden!

Er tat es, allerdings auf völlig andere Weise, als Jan erwartet hatte. Er machte noch drei weitere Schritte, und als er den Fuß zum vierten Mal senkte, war kein Boden mehr da. Er trat ins Leere, warf sich mit einer verzweifelten Bewegung zurück und verlor prompt das Gleichgewicht.

Er verletzte sich nicht, als er fiel, aber der Aufprall war so hart, daß er sekundenlang benommen und mit hämmernden Herzen liegenblieb, ehe er es wagte, sich behutsam wieder aufzurichten. Das war knapp gewesen! Eine halbe Sekunde später, und ...



Jan verscheuchte den Gedanken und drehte sich in eine kniende Haltung. Das Feuerzeug war ihm aus der Hand gefallen, und er tastete etliche Sekunden blind im Dunkeln herum, ehe er es wiederfand. Er drehte sich herum, suchte mit der Linken nach der Kante, die seiner Expedition ins Unbekannte um ein Haar ein jähes Ende bereitet hätte, und ließ das Feuerzeug aufleuchten.

Im nächsten Moment hätte er beinahe laut aufgelacht.

Aber nur beinahe.

Vor ihm lag weder ein Abgrund, noch eine weitere Treppe.

Es gab tatsächlich eine Stufe, aber nur eine einzige, und der Boden dahinter lag vielleicht sieben oder acht Zentimeter tiefer als der, über den er bisher gegangen war.

Jan seufzte erleichtert, schüttelte ein paarmal den Kopf über seine Schreckhaftigkeit und sah hoch.

Fünf Meter vor ihm stand ein vielleicht acht- oder neunjähriger Junge mit schmutzstarrendem Gesicht und noch

dreckigeren Kleidern und blickte ihn aus großen Augen an.

Die Flamme des Feuerzeugs spiegelte sich in seinen Pupillen und verlieh seinem Blick etwas fast Dämonisches. In der rechten Hand hielt er etwas, das Jan nicht genau erkennen konnte, was ihn aber auf unangenehme Weise an eine Waffe erinnerte.

Das Feuerzeug wurde so heiß, daß Jan den Clip mit einem Fluch losließ und hektisch die Hand hin und her schüttelte.

Vor ihm raschelte etwas, dann hörte er ein Tappen wie von nackten Füßen, die in großer Hast über einen nackten Steinboden liefen.

»He! « schrie Jan. »Junge! Bleib doch hier! «

Seine Worte schienen eher die gegenteilige Wirkung zu erzielen.

Die Schritte wurden schneller und entfernten sich rasch.

»Warte!« Jan sprang hoch und hetzte mit weit ausgreifenden Schritten hinter dem flüchtenden Jungen her. Das Geräusch seiner Schritte verschluckte das viel leisere Echo der nackten Fußsohlen des Jungen, und er lief nun ganz konkret

Gefahr, im Dunkeln gegen eine Wand zu rennen und sich zu verletzen. Es war ihm egal. Der junge war vielleicht seine einzige Chance, hier herauszukommen.

Er hörte auf, sinnlos nach dem jungen zu schreien, sondern versuchte, sich auf das Geräusch der Schritte zu konzentrieren.

Es war irgendwo vor ihm, aber er konnte nicht sagen, in welcher Entfernung. Wie, um alles in der Welt, behielt der Junge bei dieser vollkommenen Dunkelheit die Orientierung?

Jan versuchte, leiser aufzutreten. Der Junge war noch irgendwo vor ihm, aber viel weiter entfernt, als er gehofft hatte.

Noch ein paar Augenblicke, und er war ganz verschwunden.

Er blieb stehen, atmete tief ein und versuchte das Kunststück fertigzubringen, zugleich zu rufen und dabei ruhig und vertrauenerweckend zu klingen. »Junge! Bleib doch stehen!

Ich will dir doch nichts tun! Ich will nur hier raus! «

Die Schritte des jungen waren noch einen Moment zu hören und verstummten dann. Sie wurden nicht leiser, sondern hörten schlagartig auf. Er war stehengeblieben.

»Bitte!« rief Jan. »Du brauchst wirklich keine Angst vor mir zu haben! Ich will dir nichts tun! Ich ... ich werde auch niemandem verraten, daß ich dich hier getroffen habe! Ich will einfach nur hier raus! «

Er bekam keine Antwort, aber nach einer Weile glaubte er ein leises Rascheln zu hören, links vor sich. Er hob das Feuerzeug, schnippte es an und stellte erleichtert fest, daß er tatsächlich das Ende des Gangs erreicht hatte. Vor ihm erhob sich eine massive Wand, während sich der Gang selbst nach rechts und links gabelte. Er hatte wirklich Glück gehabt. Wäre er nur zwei Sekunden weitergerannt, wäre er in vollem Lauf gegen die Mauer geprallt und hätte sich womöglich den Schädel eingeschlagen. Aber vielleicht war es genau das gewesen, was der Junge gewollt hatte ...

Jan löschte das Feuerzeug und versuchte noch einmal, das Bild des Jungen vor seinem inneren Auge entstehen zu lassen.

Er war sehr schmutzig gewesen, aber das war nicht alles. Seine Kleider hatten im Grunde nur aus Fetzen bestanden, und er lief hier unten mit nackten Füßen herum. Er war unheimlich, zumindest sonderbar. Wer sagte ihm eigentlich, daß er nicht auch gefährlich war?

Er tastete sich bis zur Ecke, lauschte noch einen Moment erfolglos und ging dann in den Gang hinein. Der Abzweigung nach rechts schenkte er kaum einen Gedanken. Das Geräusch war aus *dieser* Richtung gekommen.

Das Feuerzeug war mittlerweile wieder abgekühlt, aber er benutzte es trotzdem nicht. Vielleicht hatte ja das Licht den Jungen erschreckt. Statt dessen versuchte er sich ganz auf das zu konzentrieren, was er hörte - vornehmlich die Geräusche, die er selbst verursachte, trotz aller Vorsicht. Aber da war auch noch mehr. Aus der Richtung, in die er sich bewegte, drangen angedeutete Geräusche an sein Ohr. Unmöglich zu sagen, was sie bedeuteten, aber sie erschienen ihm irgendwie künstlich. Keine Laute, die in einer Umgebung wie dieser eben entstanden, sondern Geräusche, die *produziert* wurden. Zum Beispiel von Menschen.

Er ging trotzdem immer langsamer. Er hatte nicht vergessen, was er gerade über den Jungen gedacht hatte. Vielleicht lebte er ja nicht allein hier unten. Und vielleicht waren die, mit denen er lebte, von dem ungebetenen Besucher noch weniger erbaut als der junge.

Schließlich hielt er es nicht mehr aus und benutzte sein Feuerzeug. Die Flamme war bereits deutlich kleiner geworden, aber seine Augen mußten sich wohl an das schwache Licht hier unten gewöhnt haben, denn er konnte trotzdem besser sehen als zuvor: Der Gang erstreckte sich noch gute zehn Meter weiter geradeaus und gabelte sich dann erneut. Von dem Jungen war nichts mehr zu sehen. Was das Geräusch verursacht hatte, war kein Mensch, sondern ein Vertreter der eigentlichen Herrscher dieses unterirdischen Reiches: eine Ratte. Sie starrte Jan eine Sekunde lang aus ihren winzigen schwarzen Knopfaugen

an, dann fuhr sie mit einem erschrockenen Quieken herum und trippelte davon.

Jan ließ das Feuerzeug erlöschen und schüttelte den Kopf.

Er war wirklich nervös. Er mußte aufpassen, daß er nicht aus lauter Nervosität einen wirklich schlimmen Fehler beging.

Die gelbe Gasflamme war erloschen. Jan sah noch einen Moment lang flackernde rote Nachbilder, genau wie die letzten Male, aber auch, als sie erloschen, wurde es vor ihm nicht vollkommen dunkel. Aus dem nach rechts abzweigenden Gang drang ein matter, dunkelroter Lichtschein, den er unter normalen Umständen wahrscheinlich nicht einmal wahrgenommen hätte.

Vorsichtig tastete er sich weiter, erreichte die Abzweigung und lugte mit angehaltenem Atem um die Ecke.

Was er für eine Gangkreuzung gehalten hatte, war eine Art Alkoven mit einer niedrigen Gewölbedecke. Er maß kaum drei Schritte im Quadrat und war vollkommen leer.

Das hieß: Er war *menschenleer*. Aber es war nicht zu übersehen, daß noch vor wenigen Augenblicken jemand hier gewesen sein mußte. Genauer gesagt: Mehr als *ein* Jemand.

Das rote Licht, das ihn hergeleitet hatte, stammte von einem Feuer, das noch vor kurzem in diesem Raum gebrannt und das jemand in großer Hast - aber nicht besonders sorgfältig - gelöscht hatte. Jan benötigte nur ein paar Augenblicke, die erlöschende Glut wieder zu einer kleinen, flackernden Flamme zu entfachen. Was er in dem unsicheren Licht sah, war zwar bemerkenswert, aber nicht besonders aufschlußreich.

Der Boden des Alkovens war mit zerschlissenen Lumpen und Stoffetzen übersät. Jemand hatte vor kurzem hier gelagert. Vor *sehr* kurzem.

Jan durchsuchte das hastig aufgegebene Lager, und seine Verwirrung stieg mit jedem Moment. Etwas stimmte nicht mit dem Bild, das sich ihm bot. Er wäre nicht einmal besonders überrascht gewesen, hier unten ein Lager zu entdecken, das irgendwelche Obdachlosen aufgeschlagen hatten, die diese

unheimliche Umgebung einer Nacht unter freiem Himmel vorzogen. Aber etwas fehlte. Er fand keine Zigarettenskippen, keine leeren Wein-, oder Bierflaschen, nicht das winzigste Indiz, das Rückschlüsse auf die Besitzer dieses suburbanen Appartements zuließ. Dafür fand er etwas, was ihn wirklich erschreckte: Eine Ratte, die an einem Stock aufgespießt und schon deutlich angesengt war, als hätte jemand versucht, sie über dem Feuer zu braten, bevor er gestört wurde. Das war unheimlich. Und erschreckend. Und vielleicht waren das nicht einmal die richtigen Worte. Das richtige Wort war: *Unwirklich*. Das war es. Nichts hiervon gehörte zu der Realität, die er bisher gekannt hatte. Jan preßte die Augen zu, zählte in Gedanken bis drei und wartete darauf, daß sich der schleichende Irrsinn legte, der ihn befallen zu haben schien. Er tat es nicht. Er tarnte sich nur hinter irgendwelchen vorgeschobenen rationalen Erklärungen, die einer kritischen Betrachtung keine Sekunde lang standgehalten hätten. Er sah sich noch einmal mit größerer Aufmerksamkeit in dem gemauerten Gewölbe um, ohne jedoch irgend etwas Neues zu entdecken. Ein winziger Raum aus nacktem Stein, in dem jemand ein Feuer entzündet und auf Lumpen gelagert hatte. Jemand, der Ratten aß. Das war vollkommen verrückt. Andererseits war die Welt zugegebenermaßen voller Verrückter. Wieso wunderte er sich eigentlich, wenn er jetzt auf die Spuren einiger davon traf? Er durchwühlte die Lumpen ein zweites Mal und ebenso erfolglos wie gerade, richtete sich schließlich auf und nahm einen der längeren Stöcke aus dem Feuer mit, als er den Alkoven verließ. Wenigstens hatte er jetzt Licht. Der Stock würde sicherlich gut zehn Minuten lang brennen, vielleicht länger. Das mußte reichen, um hier herauszukommen. Wer immer hier unten lebte, würde sein Lager kaum in der Mitte dieses unterirdischen Labyrinths aufschlagen.

Er ging weiter in die ursprüngliche Richtung. Jetzt wo er Licht hatte und wußte, wonach er suchte, kam er nicht nur schneller voran, sondern fand auch immer mehr Spuren der Bewohner dieser chthonischen Welt: Er entdeckte zwei weitere Alkoven und einem sehr viel größeren Raum. Alle drei Höhlen zeigten deutlich Anzeichen menschlicher Bewohner. Jan verzichtete aber auf eine gründliche Untersuchung. Er wollte nur noch hier raus.

Dann und wann blieb er stehen und lauschte. Er hörte noch immer diese sonderbaren, nicht genau zu definierenden Geräusche, aber keine Schritte mehr. Im unsicheren, zuckenden Licht seiner improvisierten Fackel folgte er dem Gang - deren Länge ihn immer mehr in Erstaunen versetzte -, ohne die Tunnel, die in unregelmäßigen Abständen nach rechts und links abzweigten, zu beachten. Er wollte das Geheimnis dieses unterirdischen Labyrinths nicht lösen, wenigstens nicht jetzt. Er wollte nur noch hier raus, zurück in die Wirklichkeit, in die Welt, die er kannte und in der er leben konnte.

Nach einer Ewigkeit - dem Zustand seiner heruntergebrannten Fackel nach ungefähr fünf Minuten - fand er endlich, wonach er die ganze Zeit über gesucht hatte: eine Treppe, die in steilem Winkel nach oben führte. Hätte es Blut auf den ausgetretenen Steinstufen gegeben, dann hätte es durchaus die Treppe sein können, über die er hier heruntergekommen war. Und Jan fragte sich einen Moment lang ernsthaft, was er tun sollte, wenn er an ihrem oberen Ende nichts als eine weitere verschlossene Tür fände. Aber dieses Problem sollte er vielleicht besser lösen, wenn es sich ihm stellte.

Hinter ihm raschelte etwas.

Jan fuhr herum und hob seine improvisierte Fackel. Für einen Augenblick, einen winzigen Moment nur, glaubte er eine geduckte Gestalt zu erkennen, die hastig davonhuschte. Vielleicht war ihm der Junge gefolgt. Vielleicht auch etwas anderes. Wahrscheinlich war er auch einfach nur übernervös und sah genau die Dinge, die er zu sehen erwartete.

Er ging die Treppe hinauf und stellte schon nach den ersten Schritten fest, daß es ganz eindeutig nicht die gleiche Treppe war, über die er herabgekommen war. Die Stufen waren ebenso alt und ausgetreten, schienen aber nicht annähernd so massiv zu sein.

Als er ungefähr die Hälfte der Treppe hinter sich hatte, brach eine ganze steinerne Stufe unter seinem Gewicht heraus und stürzte in die Tiefe. Jan prallte mit einem entsetzten Keuchen zurück, preßte sich mit dem Rücken gegen die Wand und wartete mit angehaltenem Atem darauf, daß der Boden unter ihm nachgab und er in einem Hagel aus Steintrümmern in die Tiefe stürzte.

Es geschah nicht. Der Stein bröckelte hörbar unter seinem Gewicht, aber er hielt, und nach einigen weiteren Augenblicken wagte Janes auch, wieder tief durchzuatmen und die Augen zu öffnen.

Die Stufe, auf der er gerade gestanden hatte, hatte sich ungefähr zur Hälfte aufgelöst. Er konnte keinerlei Trümmer erkennen. Der herausgebrochene Stein war senkrecht in die Tiefe gestürzt, und aus dem entstandenen Loch drang ein flackernder, rötlicher Lichtschein hervor.

Jan wich rasch wieder zwei Stufen nach unten zurück, ließ sich auf Hände und Knie sinken und kroch mit klopfendem Herzen zum Rande des rechteckigen Loches.

Was er sah, ließ ihm im wahrsten Sinne des Wortes den Atem stocken.

Unter ihm lag eine gewaltige, offensichtlich von Menschenhand gemauerte Höhle. Boden und Wände bestanden aus dem gleichen, roh vermauerten Stein, wie die Gänge, durch die er bisher gelaufen war, und das rote Licht stammte von Dutzenden kleiner und größerer Feuer, die in unregelmäßigen Abständen auf dem Boden brannten.

Das Erstaunlichste aber waren die Menschen.

Jan wagte nicht einmal, ihre Anzahl zu schätzen. Es mochten Dutzende sein, ebensogut aber auch Hunderte. Sie saßen in

kleineren oder größeren Gruppen an den Feuern, bewegten sich hin und her oder taten Dinge, die er über die große Entfernung nicht erkennen konnte. Hätte es Häuser gegeben, hätte er das Gefühl gehabt, auf eine regelrechte Stadt hinabzublicken. Der Stein, auf dem er kniete, knirschte hörbar, und Jan zog sich hastig ein Stück zurück. Praktisch gleichzeitig glaubte er, auch hinter sich wieder eine Bewegung wahrzunehmen. Es war einfach zuviel. Jan sprang in die Höhe, setzte mit einem gewaltigen Sprung über die zerbrochene Stufe hinweg und raste die Treppe hinauf, ohne auf das Zittern und Ächzen unter seinen Füßen zu achten. Nach zwei oder drei Dutzend Stufen erreichte er das obere Ende der Treppe; und die Tür, die er erwartet hatte. In vollem Lauf rannte er dagegen, sprengte sie mit der Schulter einen Spalt breit auf und wurde durch die Wucht seines eigenen Anpralls zurückgeworfen. Irgendwie gelang es ihm, nicht zu stürzen und rücklings die Treppe hinunterzustürzen. Er fand taumelnd sein Gleichgewicht wieder, wankte die drei Stufen, die er zurückgeschleudert worden war, wieder hinauf und stemmte sich mit der Schulter gegen das steinharte Holz. Die Tür war nicht verschlossen. Sein erster Ansturm hatte sie um zwei, drei Zentimeter aufgesprengt, und mit seinem verbissenen Schieben und Stoßen gelang es ihm, den Spalt langsam aber beharrlich zu erweitern, bis er schließlich breit genug war, daß er sich hindurchquetschen konnte. Hinter ihm waren noch immer diese unheimlichen, schleifenden Laute. Schritte. Vielleicht auch ein schweres, mühsames Atmen. Jan wagte es nicht, einen Blick über die Schulter zurückzuwerfen, sondern quetschte sich mit verzweifelter Kraft weiter durch den Türspalt. Das Gefühl kommenden Unheils war wieder da. Er durfte sich nicht umdrehen. Wenn er dem ... Ding hinter sich ins Gesicht sah, würde etwas Grauenhaftes passieren. Er preßte, quetschte und schob sich weiter und war schließlich durch. Jan stolperte vor Erschöpfung, fiel mit einem schmerzhaft-



ten Keuchen auf ein Knie herab und hätte um ein Haar seine improvisierte Fackel fallengelassen.

Einige Sekunden lang blieb er reglos hocken und versuchte herauszufinden, wo er war. Seine Umgebung war kaum weniger kafkaesk als das unterirdische Labyrinth, aber ... anders. Die Luft roch trocken, nach Staub, Zement und Kalk. Etwas raschelte, völlig anders als das Geräusch, das ihn bisher verfolgt hatte; *künstlich*. Und da war noch etwas: Unter all den verwirrenden, aber bekannten Gerüchen war süßlich-penetrant der Gestank von verbranntem Fleisch zu merken ...

Zumindest *dies* entsprang vermutlich nur seiner Einbildung.

Jan schüttelte den Gedanken ab. Wahrscheinlich war eine ganze Menge von dem, was er im Verlauf der letzten halben Stunde erlebt zu haben glaubte, nur seiner Phantasie entsprungen. Wenn nicht alles.

Doch nun schien es vorbei zu sein. Er befand sich noch immer in einer kleinen, fensterlosen Kammer, deren Decke noch dazu so niedrig war, daß er kaum aufrecht stehen konnte; genau die richtige Umgebung für jemanden also, der an latenter Platzangst litt. Aber die Wände bestanden nicht mehr aus bemoostem Stein, sondern aus nacktem Beton. Aus einem Schaltkasten ragten die abgerissenen Enden bunter Kabel, und unter seinen Schritten knirschte zerbrochenes Glas ... Und hinter ihm bewegten sich schwere, schleppende Schritte die Treppe hinauf.

Jan sah sich nicht um, aber er hob seine improvisierte Fackel höher und beeilte sich, die Kammer durch die gegenüberliegende Tür zu verlassen. Vor ihm lag jetzt ein schmaler, unbeleuchteter Gang, dessen Wände ebenfalls aus Sichtbeton bestanden und an dessen Ende eine schmale Treppe in die Höhe führte.

Seine Fackel flackerte. Anders als unten im Labyrinth herrschte hier eine starke Zugluft. Die Flamme würde erlöschen. Aber das machte nichts. Er konnte auf den Stufen vor sich einen blassen, grauen Schimmer erkennen. Licht, das von

oben herabfiel. Er hatte den Ausgang endgültig gefunden. Jan schritt immer rascher aus, warf seine improvisierte Fackel schließlich achtlos zu Boden und begann zu rennen. Er bemerkte die Gestalt erst, als sie ihn plötzlich ansprang und von den Füßen riß.

Alles ging so schnell, daß Jan nicht einmal richtig begriff, wie ihm geschah, als er auch schon von einem Schatten herumgewirbelt und gegen die Wand geschmettert wurde. Der Gestank von verbranntem Fleisch hüllte ihn ein, und an den Rändern seines Gesichtsfeldes tobten Schatten, die von allen Seiten zugleich auf ihn einzudringen schienen. Hilflos sackte er an der Wand entlang zu Boden, versuchte seinen Sturz mit den Händen aufzufangen und riß sich die Finger an dem rauhen Beton blutig.

Ein heftiger Schlag in den Rücken schleuderte ihn vollends zu Boden. Diesmal verlor er fast das Bewußtsein. Mit einem Gefühl entsetzlicher Gewißheit begriff er nun, daß er sich getäuscht hatte. Er hatte geglaubt, die Schritte wären hinter ihm, aber der Verfolger war gar kein Verfolger gewesen, sondern er hatte auf ihn gewartet.

Jan war nicht einmal sicher, ob es vernünftig war, aber er kämpfte die Bewußtlosigkeit noch einmal nieder und zwang die tobenden schwarzen Schleier vor seinen Augen, sich dahin zurückzuziehen, woher sie gekommen waren. Nicht alle gehorchten ihm. Ein Teil der Finsternis blieb und floß zu einer riesigen, dunklen Gestalt zusammen, die drohend über ihm emporragte. Obwohl er ihr so nahe war, daß er nur den Arm zu heben bräuchte, um sie zu berühren, konnte er sie nicht wirklich erkennen. Es konnte ein schlanker, sehr großer Mann sein, der einen knöchellangen Mantel und einen altmodischen Dreispitz trug, ebensogut aber auch eine mannsgroße Fledermaus, oder vielleicht wirklich nur ein Schatten; etwas, das seine Phantasie erschuf, weil das, was *wirklich* über ihm stand, so gräßlich war, daß sein Verstand durch den bloßen Anblick zerbrochen wäre.

Die Gestalt schwankte leicht hin und her. Der Geruch nach verbranntem Fleisch war mittlerweile so stark geworden, daß Jan kaum noch atmen konnte, und Jan war inzwischen sicher, daß er von dem unheimlichen Wesen ausging.

Er versuchte aufzustehen, aber der Schatten versetzte ihm einen Tritt, der ihm nicht nur die Luft aus den Lungen trieb, sondern auch wie eine Nova in seinen gebrochenen Rippen explodierte. Er mochte aussehen wie ein Schatten, aber er trat zu wie ein Pferd.

»Was ... was wollen Sie von mir?« brachte Jan hervor. Er preßte die linke Hand gegen seine schmerzenden Rippen und streckte die andere abwehrend gegen die unheimliche Gestalt aus. »Wer sind Sie?«

»Du hättest nicht herkommen sollen, du Narr«, antwortete der Fremde. Seine Stimme war ebenso unwirklich wie seine Erscheinung.

Jan war nicht einmal sicher, ob er sie wirklich hörte, oder ob sie direkt in seinem Kopf entstand. Sie zitterte und klang flach, als hätte ihr Besitzer große Mühe, die Worte überhaupt auszusprechen.

»Ich verstehe nicht«, murmelte Jan. »Wer sind Sie? Ich, ich kenne Sie doch gar nicht! «

Der Fremde machte eine Bewegung, die Jan glauben ließ, daß er erneut nach ihm treten oder gar schlagen wollte. Er zog den Kopf zwischen die Schultern und riß instinktiv die Arme vor das Gesicht, und seine Hände berührten dabei die Gestalt und *glitten einfach durch sie hindurch*.

Der Mann taumelte. Jan hatte nicht einmal eine Berührung gespürt, allenfalls etwas wie einen flüchtigen Kältehauch, aber der Dunkle schien *seine* Berührung durchaus gefühlt zu haben, so wie Jan umgekehrt den Fußtritt, dessen Nachwirkungen seine Rippen immer noch schmerzen ließen. Er wankte einen Schritt zur Seite, prallte gegen die Wand und fand sein Gleichgewicht schwankend wieder. Jan glaubte ein Stöhnen zu hören, war aber nicht ganz sicher. Dann wurde das Gesicht des Unheimlichen für einen Moment deutlicher.

Genauer gesagt: Das, was einmal ein Gesicht gewesen war. Jan wußte plötzlich, woher der Gestank von verbranntem Fleisch kam.

Das Gesicht des Mannes war eine einzige, nässende Wunde. Wenn er einmal Haare gehabt hatte, dann waren sie zu schwarzer Schlacke verbrannt, die halb mit seiner Kopfhaut verschmolzen waren. Sein Gesicht war von Flammen und Hitze so entstellt worden, daß die Augen darin wie schwarze Krater erschienen, in denen etwas brodelte, was verzweifelt versuchte, Leben vorzutäuschen. Die Lippen in diesem gräßlichen Gesicht waren weggebrannt, so daß die Zähne wie zu einem immerwährenden Totenkopf-Grinsen gebleckt waren, und als der Unheimliche weitersprach, konnte Jan nicht mehr anders, als die Hände herunterzunehmen und die höllische Erscheinung anzustarren.

»Gefällt dir, was du siehst?« krächzte der Fremde. Er hob die Hände, und für einen noch kürzeren Moment schienen sie Substanz zu gewinnen, so daß er auch sie deutlich erkennen konnte. Trotz des eisigen Grauens, das ihn gepackt hatte und nicht nur seinen Körper, sondern auch seine Gedanken lähmte, begriff er, daß der Fremde wollte, daß er ihn sah.

»Gefällt es dir?« fragte er noch einmal. »Sieh es dir gut an! Das hast du mir angetan! Du und diese Schlampe! Ich hoffe, du bist stolz darauf, denn du wirst einen verdammt hohen Preis dafür bezahlen! «

Jan hörte die Worte, aber er verstand nicht, was sie bedeuteten. Die unheimliche Gestalt ließ sich vor Jan in die Hocke sinken, packte plötzlich zu und riß ihn mit einer Kraft in die Höhe, der er nichts entgegenzusetzen hatte. Auch die Hände waren verbrannt. Jan spürte nasses, fieberheißes Fleisch.

»Erst wollte ich dich einfach nur töten! « krächzte die unheimliche Stimme an seinem Ohr. Das verbrannte Gesicht war dem Jans so nahe, daß sie sich beinahe berührten. Er roch jetzt nicht nur versengtes menschliches Fleisch, sondern auch Fie-

ber und Krankheit. »Aber das wäre zu leicht. Ich lasse dich noch eine Weile am Leben, dich und dieses Flittchen, hast du verstanden? Du wirst sterben, aber vorher werde ich jeden umbringen, der dir etwas bedeutet, und du wirst dabei zusehen!

Ich werde dir alles nehmen, alles zerstören. Und ganz am Schluß wirst du mich anflehen, zu dir zu kommen. Und ich werde kommen, verlaß dich darauf! In dem Moment, in dem du mich am wenigstens erwartet, werde ich da sein! «

»Bitte!« stöhnte Jan. »Ich ... ich weiß nicht ... nicht, wovon Sie reden! Ich kenne Sie ja nicht einmal! «

»Du wirst dir noch wünschen, mich niemals kennengelernt zu haben«, knurrte der Verbrannte. »Du hättest den Tod akzeptieren sollen, du Idiot! Es gibt Schlimmeres, als zu sterben, weißt du?« Er riß Jan weiter in die Höhe und stieß ihn dann so wuchtig gegen die Wand, daß er abermals fast das Bewußtsein verlor und kraftlos in sich zusammensank, als die verbrannten Hände endlich losließen.

Alles drehte sich um ihn. Er spürte, wie seine Kräfte erloschen, aber diesmal wehrte er sich nicht mehr gegen die Bewußtlosigkeit, sondern hieß sie im Gegenteil bereitwillig willkommen. Vielleicht würde er aus der Ohnmacht nie wieder erwachen, aber alles, selbst der Tod, erschien ihm besser als der Irrsinn, der ihn jetzt beherrschte.

Der Fremde ließ nicht zu, daß er sich in eine Bewußtlosigkeit flüchtete. Ein harter Schlag traf Jan ins Gesicht und zwang ihn in eine Wirklichkeit zurück, die schlimmer war als jeder Alptraum.

»O nein, Arschloch«, krächzte die unheimliche Stimme.

»So leicht kommst du mir nicht davon! Du wirst noch eine Weile leben. Ich will, daß du siehst, was passiert ... Aber dazu reicht ja eigentlich auch ein Auge, oder?«

Jan bäumte sich auf, aber es war sinnlos. Die unheimliche Gestalt schien weiter nur aus Schatten und flüchtiger Bewegung zu bestehen, aber sie war trotzdem ungeheuer stark. Er wurde mühelos niedergehalten. Nasses, heißes Fleisch tastete

über sein Gesicht, glitt über seinen Mund, seine Wange und suchte nach seinem Auge.

»Nein!« wimmerte Jan. »Bitte! Sie ... Sie verwechseln mich! Ich habe nichts mit ... mit dem zu tun, was Ihnen passiert ist! Ich weiß ja nicht einmal, wer sie sind! «

»Soll ich es einfach ausdrücken, oder möchtest du vielleicht dein eigenes Gesicht sehen?« fragte der andere hämisch.

»Vielleicht funktioniert es ja. Ich gebe zu, ich habe es noch nie probiert, aber wer weiß?«

Jan brüllte vor Schmerz, als sich der Fingernagel des Fremden in seinen Augenwinkel grub. Er bäumte sich mit verzweifelter Kraft auf, aber der Fremde hielt ihn mühelos nieder.

Sein Fingernagel grub und wühlte erbarmungslos weiter. Der Schmerz war unvorstellbar, aber noch schlimmer war die Angst. Er konnte auf dem linken Auge kaum noch sehen. Blut und grelle Blitze aus reinem Schmerz trübten sein Blickfeld, und die Angst trieb ihn bis an den Rand des Wahnsinns.

Plötzlich verschwand der grausame Druck auf sein Auge.

Jan riß mit einem Schrei die Hände vor das Gesicht und warf sich herum, und auch das konnte er plötzlich. Nicht nur der mörderische Druck auf sein Auge war verschwunden. Der Fremde hatte ihn losgelassen. Jan kroch stöhnend über den Boden davon, zog die Beine an den Körper und wimmerte wie ein verängstigtes Kind. Er hörte Geräusche. Trappelnde Schritte, ein dumpfes Poltern, ein Schlag; vielleicht so etwas wie ein Schrei. Er hatte das Gefühl, Zeuge eines Kampfes zu werden, vielleicht auch einer Verfolgungsjagd, denn die Geräusche entfernten sich rasch. Schließlich hörten sie ganz auf.

Trotzdem vergingen noch mehrere Minuten, ehe Jan es wagte, die Arme herunterzunehmen und sich umzusehen.

Er war wieder allein. Die unheimliche Schattengestalt war verschwunden, und auch die anderen, die er nicht einmal gesehen hatte, sondern nur gehört, war nicht mehr da.

Mühsam richtete er sich auf. Sein Auge schmerzte wie verrückt und blutete, aber er konnte sehen. Nicht besonders gut,

aber er konnte sehen. Er stemmte sich vollends in die Höhe, preßte die Hand gegen das schmerzende Auge und wandte sich der Treppe zu.

Wie er gehofft hatte, führte sie nach oben, aber nicht ins Freie. Vielmehr fand er sich in einer riesigen, vollkommen verwüsteten Halle, deren Decke gute fünf oder sechs Meter hoch war und von einer Unzahl rechteckiger Stützpfeiler aus Beton getragen wurden. Schutt und Trümmer verwandelten den Raum in ein einziges, unüberblickbares Chaos. Das blasse Licht kam von links. Der Großteil der Wand auf dieser Seite fehlte.

Er wußte jetzt, wo er war. Der unterirdische Gang hatte ihn ins Kellergeschoß des alten Horten-Gebäudes geführt. Er hatte ungefähr richtig gelegen, was die Entfernung betraf, aber vollkommen falsch in der Richtung.

Nichts davon spielte jetzt eine Rolle. Er war frei, und alles, was ihn interessierte, war, auch diese Bauruine zu verlassen und so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Er wollte nicht mehr begreifen, was er gerade erlebt hatte. Er wollte auch nicht mehr wissen, wer der Unheimliche gewesen war, und wer ihn verjagt hatte oder warum. Er wollte nur noch hier raus und diesen ganzen Irrsinn vergessen.

Der Entschluß war allerdings leichter gefaßt als in die Tat umgesetzt. Das Innere des ehemaligen Kaufhauses war für sich genommen schon ein einziger, gewaltiger Irrgarten, der noch dazu mit Stolpersteinen und gemeinen Fallen nur so gespickt war. Er rannte ein halbes dutzendmal gegen verborgene Hindernisse, vertrat sich den Fuß und schlug sich das Schienbein blutig, bevor er endlich den Ausgang erreichte. Nachdem er wieder nach oben gekommen war, war es ihm hier drinnen geradezu hell vorgekommen, aber realistisch betrachtet reichte das bißchen Licht, das von draußen hereinfiel, kaum aus, um die sprichwörtliche Hand vor Augen zu sehen. Und daß er krampfhaft die Hand auf das linke Auge preßte, erleichterte auch nicht gerade den Überblick. Als es Jan endlich gelungen

war, das Gebäude zu verlassen und auch noch die Plastikfolie und den Bauzaun zu überwinden, war er nicht nur vollkommen erschöpft, sondern auch so verdreht und mitgenommen, als hätte er eine Schlägerei hinter sich.

Fünf Minuten später erreichte er den Wagen und schob mit zitternden Fingern den Schlüssel ins Zündschloß. Auch auf dem Rückweg war ihm keine Menschenseele begegnet. Aber diesmal war er sehr froh darum.

Es war nach zehn, als er nach Hause kam. Mit Ausnahme seiner eigenen Wohnung waren alle Fenster im Haus dunkel, was wahrscheinlich bedeutete, daß alle schon schliefen und er keinem der anderen Hausbewohner begegnen würde. Gut. Jans

Verhältnis zu den anderen Mietern hier existierte praktisch nicht, aber er wußte natürlich, daß sie hinter seinem Rücken über ihn redeten. Ein junger Mann, der keiner erkennbaren geregelten Arbeit nachging und trotzdem gut genug situiert war, sich einen nicht allzu schlichten Lebenswandel und seinen regelmäßigen Jahresurlaub zu leisten - das war allemal Grund genug zumTuscheln undTratschen.

Jan gab normalerweise einen feuchten Dreck darum, aber heute wäre es ihm sehr unangenehm gewesen, einem seiner Nachbarn zu begegnen.

Jan war der Meinung gewesen, sich mittlerweile wenigstens halbwegs beruhigt zu haben und dem Gespräch mit Katrin relativ guten Mutes entgegensehen zu können, aber als er die Tür aufmachen wollte, zitterte seine Hände so stark, daß er den Schlüsselbund fallen ließ. Er bückte sich hastig danach, schloß auf und eilte mit raschen Schritten durch die Diele ins Bad. Im Vorübergehen warf er einen Blick ins Wohnzimmer und sah, daß Vera und Katrin nebeneinander auf der Couch saßen. Sie waren offensichtlich bester Laune und tranken Wein. Eine zweite, leere Flasche stand auf demTisch.

Katrin blickte hoch, als sie seine Schritte hörte, und schien etwas sagen zu wollen, aber er ging rasch vorbei und schloß die



Badezimmertür hinter sich ab. Als er den Warmwasserhahn aufdrehte, wurde die Klinke heruntergedrückt.

»Jan?« Katrins Stimme drang nur gedämpft durch die Tür, aber er konnte die Überraschung darin trotzdem deutlich hören. »Ist alles in Ordnung? Wieso schließt du die Tür ab?«

»Es ist alles okay«, antwortete Jan. »Ich hatte einen kleinen Unfall, aber es ist nicht schlimm.«

»Einen Unfall? O Gott! Mach sofort die Tür auf! «

Jan begann sein Hemd aufzuknöpfen. »Ich sagte doch: Es ist nicht schlimm! Tu mir einen Gefallen und bring mir ein sauberes Hemd.«

»Jan! Mach sofort die Tür auf! « befahl Katrin. Sie rüttelte zornig an der Tür, und Jan fügte hinzu: »Und vielleicht auch eine frische Hose. Meine ist zerrissen ... und mach dir keine Sorgen um den Wagen. Er hat keinen Kratzer abbekommen.« Katrin rüttelte noch zwei- oder dreimal zornig und mit solcher Kraft an der Tür, daß er fast Angst hatte, das Schloß würde herausfliegen, und gab endlich auf. Jan zog sich bis auf die Unterwäsche aus, wusch sich das Gesicht und die Hände und sah erst danach das erste Mal und mit klopfendem Herzen in den Spiegel.

Es war gar nicht so schlimm, wie er erwartet hatte. Die Schramme an seiner Stirn erwies sich eher als besserer Kratzer, nur seine Auge sah übel aus. Der Fremde hatte ihm einen nicht sehr großen, aber offenbar tiefen Kratzer im Augenwinkel beigebracht, der noch immer nicht vollkommen aufgehört hatte zu bluten, und das ganze Auge war sichtbar angeschwollen, was sein Gesicht auf seltsame Weise asymmetrisch aussehen ließ. Abgesehen davon, daß Verletzungen am Auge generell unangenehm waren, war Jan nicht sicher, was ihn mehr erschreckte, der Anblick der Wunde oder die Tatsache, daß sie überhaupt da war. Irgendwie hatte er immer noch gehofft, sich einreden zu können, daß das alles nicht wirklich passiert war. Aber nun hatte er den Beweis im wahrsten Sinne des Wortes vor Augen. Wenn er genau hinsah, konnte er sogar deutlich

erkennen, daß die Verletzung von einem Fingernagel verursacht worden war.

Es klopfte. »Eure Kleider, Durchlaucht«, sagte Katrin sarkastisch.

»Falls Ihr noch etwas wünscht, dann läutet einfach.«

Jan war vorsichtig genug, nichts darauf zu erwidern. Er wartete noch ein paar Sekunden, dann öffnete er die Tür und hob rasch die Kleider auf, die Katrin davor auf den Boden gelegt hatte. Und auch danach wartete er noch mehrere Minuten ab, bevor er sich anzog und einen letzten, prüfenden Blick in den Spiegel warf. Er hatte noch keine Ahnung, was er Katrin erzählen sollte. Jede Geschichte, die er sich in den letzten Minuten zurecht gelegt hatte, erschien ihm gleich lächerlich.

Vielleicht war es das beste, wenn er dem unabsichtlich eingeschlagenen Kurs folgte und einen Streit provozierte, nach dem Katrin beleidigt davonrauschen und die Schlafzimmertür hinter sich abschließen würde.

Als er das Bad verließ, klingelte es an der Wohnungstür. Jan sah überrascht auf die Uhr. Es war beinahe elf. Selbst für Katrins ausgeflippte Freunde ein wenig spät für einen unangemeldeten Besuch. Möglicherweise war es Peter, der gekommen war, um die verpaßte Verabredung nachzuholen. Jan hoffte, daß er sich die Beine in den Bauch gestanden hatte, während er am Museum auf ihn wartete.

Es war nicht Peter. Als Jan das Bad verließ, sah er Katrin an der Wohnungstür mit einem grauhaarigen Mann unbestimmten Alters reden, der einen schäbigen Anzug und eine vor zehn Jahre aus der Mode gekommene Kassenbrille trug.

Katrin drehte sich zu ihm herum, als sie das Geräusch der Tür hörte. »Jan, das ist -« Sie stockte. Ihre Augen weiteten sich erschrocken, als sie sein Gesicht sah.

Der Grauhaarige trat kurzerhand an ihr vorbei und deutete ein Nicken in Jans Richtung an. Die Selbstverständlichkeit, mit der er das tat, erweckte in Jan den Eindruck, daß er es gewohnt war, auch ohne ausdrückliche Einladung fremde Wohnungen zu betreten.

»Herr Feller?« fragte er. »Johannes Feller?«

Jan nickte, und der Grauhaarige fuhr fort: »Bitte verzeihen Sie die späte Störung. Mein Name ist Krieger. Hauptkommissar Krieger, Kripo Neuss.«

»Polizei?« fragte Jan erschrocken.

»Wenn ich vielleicht für einen Moment hereinkommen dürfte?« fragte Krieger. Jan fand das ziemlich überflüssig, denn Krieger war ja längst hereinspaziert. Trotzdem nickte er und machte eine einladende Handbewegung, und Krieger trat, an Katrin vorbei, vollends in die Wohnung. Jan erwartete beinahe, daß noch ein zweiter Mann hereinkäme - im Kino und Fernsehen traten Polizisten doch immer paarweise auf, oder? -, aber Krieger war allein.

Jan ging - schneller als notwendig - ins Wohnzimmer und registrierte ohne die geringste Überraschung, daß Vera verschwunden war. Vermutlich hatte sie sich blitzartig in eine andere Dimension gebeamt, als sie das Wort Polizei hörte. Er drehte sich um, wartete, bis Krieger ihm gefolgt war, und fragte dann: »Also, Herr Kommissar - was will die Polizei von mir?« Katrin war Krieger gefolgt und schräg hinter ihm stehengeblieben. Sie warf Jan einen verwirrten, fragenden Blick zu, den er allerdings nur mit einem angedeuteten Schulterzucken beantworten konnte.

»Ich ... fürchte, ich habe eine schlechte Nachricht für Sie, Herr Feller«, sagte Krieger. »Es geht um Ihren Bruder.«

»Peter?« fragte Jan erschrocken.

»Peter Feller, ja«, antwortete Krieger. »Ich fürchte, ihm ist etwas zugestoßen.«

Seine Stimme hatte ein wenig von ihrer Professionalität eingebüßt, fand Jan. Wahrscheinlich gab es Dinge, an die man sich nie gewöhnte, und das Überbringen einer schlechten Nachricht gehörte wahrscheinlich dazu. Trotzdem konnte der Beamte wohl nicht aus seiner Haut. Sein Blick glitt rasch und routiniert durch das Zimmer, und Jan war sicher, daß ihm nicht die geringste Kleinigkeit entging.

»Was ist passiert?« fragte Katrin erschrocken. »Hatte Peter einen Unfall?«

Krieger warf Jan einen fragenden Blick zu und antwortete erst, als Jan sagte: »Das ist meine Verlobte. Also was ist jetzt mit Peter? Hatte er einen Unfall?«

»Ich fürchte nein«, sagte er. »Ihr Bruder hatte wohl einen Herzanfall. Es tut mir leid, aber Ihr Bruder ist tot, Herr Feller.«

Jan starrte ihn an. Für einen Moment weigerte er sich einfach zu glauben, was er gerade gehört hatte. »Das ... das muß ein Irrtum sein«, stammelte er. »Ich meine: Mein Bruder-« Krieger griff in die Jackentasche und zog einen Personalausweis hervor. Jan mußte nur einen flüchtigen Blick darauf werfen, um zu erkennen, daß er Peter gehörte. Sie hatten sich mehr als einmal zusammen über das unmögliche Foto lustig gemacht.

»Gehört der Ihrem Bruder?« fragte Krieger.

»Aber das ist völlig unmöglich! « sagte Katrin. Sie war kreidebleich.

»Peter ist noch keine fünfunddreißig! Er kann unmöglich einen Herzan ... «

Sie stockte, drehte sich um und starrte Jan an, und Krieger seinerseits sah abwechselnd Jan und sie an. Über das, was in diesem Moment auf seinem Gesicht vorging, hätte man ohne große Mühe einen Roman schreiben können.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte er. »Ich überbringe nicht gern schlechte Nachrichten, glauben Sie mir.«

Jan setzte sich. *Ich werde jeden umbringen, der dir etwas bedeutet*, flüsterte eine Stimme hinter seiner Stirn. Alles begann

sich um ihn zu drehen. Wurde unwirklich. Er registrierte, daß auch Katrin und Krieger Platz nahmen und Katrin etwas zu dem Polizeibeamten sagte, aber er war nicht in der Lage, den Worten zu folgen. *Ich werde jeden umbringen, der dir etwas bedeutet*.

»Ich kann mir vorstellen, daß Ihnen jetzt nicht danach ist, Herr Feller«, sagte Krieger. »Aber glauben Sie, daß Sie vielleicht trotzdem in der Lage sind, mir ein paar Fragen zu beantworten?

«

Jan nickte. Er war es eindeutig nicht, aber er war auch sicher, daß Krieger ein Nein als Antwort nicht akzeptieren würde.

Katrin kam ihm zuvor. »Wo?« fragte sie. »Wo ist es passiert?« Ara Rathaus«, antwortete Krieger. »Genau gesagt, in der Tiefgarage. Der Nachtwächter hat ihn vor einer Stunde gefunden, als er seine Runde gemacht hat. Natürlich hat er sofort den Notarzt alarmiert, aber es war zu spät. Herr Feller, wann haben Sie Ihren Bruder das letzte Mal gesehen?«

»Gestern«, antwortete Jan. »Allerdings nur für ein paar Minuten. Er ist nur vorbeigekommen, um über den Unfall zu berichten. «

»Unfall?«

»Ein Verkehrsunfall«, antwortete Katrin an Jans Stelle.

»Genau hier vor dem Haus. Aber was soll das? Sagten Sie nicht, es war ein Herzanfall?«

»Es sieht jedenfalls so aus«, bestätigte Krieger. »Die genaue Todesursache wird natürlich erst nach der Obduktion feststehen, aber der Arzt war ziemlich sicher.«

»Obduktion?« Katrins Augen wurden schmal. »Seit wann wird bei einem natürlichen Tod eine Obduktion durchgeführt?

«

»Überhaupt nicht«, sagte Krieger. »Wenn es sich ohne Zweifel um eine natürliche Todesursache handelt. Aber Sie haben es selbst gesagt: Herr Feller war noch nicht einmal fünfunddreißig. In solchen Fällen sind wir gezwungen, eine Obduktion durchzuführen. «

Katrin nickte. Sie sah mit einem Mal sehr nachdenklich aus. »Von welchem Dezernat sind Sie, haben Sie gesagt, Herr Krieger?«

Krieger hatte gar nichts gesagt, und er tat es auch jetzt nicht. Statt dessen drehte er sich wieder zu Jan herum und zwang ein nicht ganz überzeugendes Lächeln auf sein Gesicht. »Ich glaube, ich muß mich bei Ihnen entschuldigen, Herr Feller. Sie müssen einen vollkommen falschen Eindruck gewon-

nen haben, aber ich führe keine Ermittlungen durch oder so etwas. Ich hatte einfach nur Dienst, als der Todesfall gemeldet wurde, und da ich auf dem Weg nach Hause sowieso hier vorbei mußte ... «

Er zuckte mit den Schultern. Jan glaubte ihm kein Wort, aber er antwortete trotzdem mit einem angedeuteten Nicken.

» Schon gut. «

»Nein, es ist nicht gut«, sagte Katrin scharf. »Wieso stellen Sie so viele Fragen, wenn doch alles ganz normal ist?«

»Ich habe nicht gesagt, daß alles ganz normal ist«, antwortete Krieger. »Aber Sie haben natürlich recht: Ich stelle zu viele Fragen. Eine Berufskrankheit, fürchte ich.« Er machte eine Bewegung, als wollte er aufstehen, und ließ sich dann wieder zurücksinken. »Ihr Bruder war Journalist, nicht wahr? Wissen Sie, an welcher Geschichte er zur Zeit gearbeitet hat?«

Katrin wollte schon wieder auffahren, aber Jan brachte sie mit einer raschen Bewegung zum Schweigen. Der vermutlich schnellste Weg, diesen Kerl wieder loszuwerden, bestand wohl darin, seine Fragen zu beantworten.

»Ich habe keine Ahnung«, sagte er. »Ich habe mich nicht sehr für Peters Arbeit interessiert.«

»Sie sind Fotograf, oder?« fragte Krieger. »Ich meine, da liegt es doch nahe -«

»Ich weiß, was Sie sagen wollen, aber Sie irren sich«, unterbrach ihn Jan. »Ich bin kein Pressefotograf. Ich bin Künstler.«

Kriegers linke Augenbraue rutschte ein Stück nach oben.

Er sagte nichts, aber allein diese kleine Geste ärgerte Jan so sehr, daß er in viel schärferen Ton und lauter fortfuhr: Wer, dammt, was soll das? Mein Bruder war ein kleiner Lokalredakteur!

Er hat über die Jahreshauptversammlung des Kaninchenzüchtervereins berichtet, oder allenfalls ... über einen

Verkehrsunfall. Wollen Sie andeuten, daß ihn jemand umgebracht hat? Das ist lächerlich! «

»Das habe ich nicht gesagt«, antwortete Krieger. »Wie kommen Sie darauf?«

»Ach, schon gut«, sagte Jan. Er riß sich zusammen. Ein Mann wie Krieger war garantiert nicht dadurch zu beeindrucken, daß man ihn anschrie. »Aber wenn Sie glauben, daß die Russen-Mafia oder die Triaden oder meinetwegen auch die Marismenschen meinen Bruder umgebracht haben, sind Sie auf dem Holzweg. Peter war nie besonders gut in seinem Beruf. Er hat bestimmt keine große Sache ausgegraben.«

»Es gibt Zufälle«, sagte Krieger. »Sie kennen die Geschichte vom blinden Huhn und dem Korn?«

»Nicht Peter«, versicherte Jan. »Er war in seinem Job eine totale Niete.«

»Sie haben aber keine besonders hohe Meinung von Ihrem Bruder. «

»Hören Sie auf, verdammt noch mal, er ist tot! Was, zum Teufel, erwarten Sie jetzt von mir?«

»Vielleicht wäre es besser, wenn Sie uns jetzt allein lassen«, sagte Katrin.

Krieger nickte. »Selbstverständlich. Bitte entschuldigen Sie mein Benehmen. Es tut mir aufrichtig leid. Ich werde mich vielleicht später noch einmal melden, aber Sie müssen sich keine Sorgen machen. Es handelt sich wirklich um reine Routine.

«

Er stand auf, rückte in einer affektiert wirkenden Geste seine Brille zurecht und sah noch einmal zu Jan hinüber. »Was ist mit Ihrem Auge passiert?«

»Nichts«, sagte Jan. »Ein Unfall. Ich war selbst schuld.«

»Ja, manchmal ist man schrecklich ungeschickt«, seufzte Krieger. Er deutete auf den Tisch, auf dem zwei Weingläser standen. »Ich muß mich noch einmal entschuldigen. Ich wollte wirklich nicht stören. Offensichtlich -«

»- wollten wir uns einen gemütlichen Abend machen, ganz recht«, fiel ihm Katrin ins Wort.

»Und bevor Sie fragen, ich war den ganzen Abend über hier«, fügte Jan hinzu. »Und jetzt gehen Sie bitte. Ich ... ich möchte allein sein.«

»Das kann ich verstehen«, sagte Krieger. »Es tut mir leid. Vielleicht sehen wir uns ja noch einmal unter etwas günstigeren Umständen. «

Er ging. Katrin geleitete ihn zur Tür, und Jan konnte hören, daß sie ihn ohne ein weiteres Wort hinausließ. Ihr Gesicht wirkte verschlossen, als sie zurückkam, aber in ihren Augen spiegelte sich ein ehrliches, tief empfundenes Mitleid. Jan wußte ziemlich genau, was jetzt hinter ihrer Stirn vorgehen mußte, und war ihr für ihr Schweigen doppelt dankbar. Die Schlafzimmertür ging auf, und Vera kam heraus. »Das tut mir unendlich leid«, sagte sie. »Großer Gott, ich ... kann ich irgend etwas tun?«

Jan antwortete nicht, aber Katrin schüttelte den Kopf und setzte sich neben ihn auf die Couch. »Bitte laß uns allein«, sagte sie.

»Natürlich.«

Jan hörte, wie sie ging und die Tür des Gästezimmers hinter sich zuzog. Katrin griff nach seiner Hand. Er ließ es geschehen, erwiderte ihren Händedruck aber nicht, und nach einer Weile zog Katrin den Arm wieder zurück und rutschte ein kleines Stück von ihm weg.

»Willst du darüber reden?« fragte sie leise.

»Worüber?«

»Über das, was passiert ist.«

»Was gibt er denn da zu reden?« fragte Jan bitter. »Peter ist tot. Du hast es doch gehört.«

»Das meine ich nicht.« Katrin schenkte sich ein Glas Wein ein, aber nur, um es in der Hand zu halten, nicht, um zu trinken.

»Warum hast du ihn angelogen?«

»Ich weiß nicht«, sagte Jan. »Ich war einfach-«

»- nicht besonders klug«, fiel ihm Katrin ins Wort. Sie klang nicht zornig. Nicht einmal wirklich vorwurfsvoll. »Krieger war nicht zufällig hier, oder weil es auf dem Weg lag, das ist dir doch klar, oder?«

Er nickte stumm.



»Und dir ist auch klar, daß er herausfinden wird, daß du ihn angelogen hast. Er wird wiederkommen, und dann wird er vielleicht nicht mehr ganz so freundlich sein.«

»Bitte, Katrin«, murmelte Jan, »Ich möchte jetzt ... nicht darüber reden. Peter ist tot! «

»Und du verschweigst mir etwas«, sagte Katrin. »Wo bist du gewesen? Was ist das für ein *Unfall*, den du gehabt hast?«

*Ich werde jeden umbringen, der dir etwas bedeutet.*

Es hatte schon angefangen.

»Es hat nichts mit Peter zu tun«, sagte er. »Wir waren verabredet, aber er ist nicht gekommen.«

»Wo?«

»Am Museum«, antwortete Jan. Er konnte ihr nicht sagen, was wirklich passiert war. Er konnte es *niemandem* sagen. »Ich habe auf ihn gewartet, und bin ein bißchen herumgelaufen.

Einfach so. «

»Und dein Auge?«

»Es war wirklich so, wie ich gesagt habe«, log Jan. »Meine eigene Dummheit. Ich bin über den Zaun beim alten Horten gestiegen.«

»Wie bitte?! «

»Ich sagte doch, es war Dummheit. Ich dachte, ich finde ein paar interessante Motive. Aber das einzige, was ich gefunden habe, war ein Stück Moniereisen, an dem ich mir fast das Auge ausgestochen hätte.«

»Und warum hast du das dem Kommissar nicht gesagt?« fragte Katrin.

»Ich weiß nicht.« Jan starrte zu Boden. »Vielleicht, weil ich Angst hatte, daß er mir nicht glaubt. «

»Da hast du recht«, sagte Katrin. »Ich tue es nämlich auch nicht, weißt du?«

Sie stand auf. Sie ging nicht sofort, sondern stellte ihr Weinglas mit einer übertriebenen umständlichen Bewegung auf den Tisch zurück und ließ auch dann noch einige Sekunden verstreichen, in denen sie einfach nur dastand und ihn ansah.

Sie gab ihm die Chance, doch noch die Wahrheit zu sagen, aber er ergriff sie nicht.

Vielleicht später. Vielleicht nie.

»Du weißt, wo du mich findest, wenn du mit mir reden willst«, sagte Katrin.

Jan verbrachte die Nacht auf der Couch, und er ging nicht zu Katrin ins Schlafzimmer, um mit ihr zu reden oder mit ihr zu schlafen - sie hatte auf beides gewartet, das wußte er, aber das eine konnte er nicht, und das andere wäre verlogen gewesen. Er fand in dieser Nacht nicht mehr viel Schlaf. Die wenigen Male, die er einnickte, schlitterte er in den Beginn eines wüsten Alptraumes, in dem er durch endlose Gänge und Tunnels irrte und von einem gräßlich verbrannten Gesicht ohne Körper verfolgt wurde. Der Schrecken, den dieser Traum mit sich brachte, war so groß, daß er jedesmal sofort wieder erwachte, bevor der Traum wirklich begann.

Der darauffolgende Tag war nicht viel besser.

Jan schlief erst gegen Morgen wirklich ein und durchlebte den begonnenen Alptraum endlich zur Gänze, aber das Schicksal hatte Erbarmen mit ihm: Als er aufwachte, konnte er sich praktisch an nichts erinnern.

Er war allein in der Wohnung. Vera war verschwunden, und Katrin hatte ihm einen Zettel auf dem Tisch zurückgelassen, daß sie irgendwann am Nachmittag zurückkehren würde. Bei Katrin war dies eine so präzise Zeitangabe, daß er irgendwann zwischen Mittag und Mitternacht mit ihr rechnen konnte; wenn überhaupt.

Es war ihm nur recht.

Jan war sich nicht ganz schlüssig, was er von der Szene gestern abend halten sollte. Katrin war eine komplizierte Person.

Es konnte sein, daß sie ihn eine Woche lang mit stummem Groll bestrafte, ebenso gut aber auch, daß sie die Herzlichkeit selbst war, weil sie ihr schlechtes Gewissen plagte. Am wahrscheinlichsten aber war eine Gemütsverfassung irgendwo da-

zwischen, was sie vollkommen unberechenbar machte. Vielleicht war es ganz gut, daß sie nicht da war.

Das Licht des Anrufbeantworters blinkte, aber Jan ignorierte es und kochte sich erst einen starken Kaffee. Er trank zwei Tassen davon, ehe er die Anrufe abhörte. Es war eine Nachricht des Krankenhauses, in das man Peters Leiche gebracht hatte. Da er der einzige bekannte Verwandte war, bat man ihn, vorbeizukommen und sich um die notwendigen Formalitäten zu kümmern. Jan notierte die Nummer und hörte den zweiten Anruf ab, und der stellte eine echte Überraschung dar - auch wenn er nicht sicher war, ob sie angenehm war: Es war Dr. Mertens, der Stationsarzt aus der Uniklinik Köln. Er bat ihn um Rückruf, ohne die Gründe dafür anzugeben. Jan notierte auch seine Nummer und löschte die übrigen drei Anrufe, ohne sie abgehört zu haben. Für einen Morgen hatte er mehr als genug gehört.

Er wählte die Nummer, die Mertens ihm auf Band gesprochen hatte, erreichte aber nur eine Sekretärin, die ihm erklärte, daß der Herr Doktor auf Visite und für die nächsten zwei Stunden ganz bestimmt nicht zu sprechen sei. Jan hingte ein, aber er hatte alle Mühe, den Hörer nicht vor Wut auf die Gabel zu knallen.

Mertens! Was um alles in der Welt wollte Mertens von ihm? Der Doktor war mit Sicherheit ein netter Mann, und Jan war gewiß kein Patient, den er so schnell vergaß, aber er war trotzdem nicht mehr als eben ein Patient. Einer von vermutlich Tausenden. Wieso, zum Teufel, rief ein Oberarzt einer Universitätsklinik bei einem x-beliebigen Patienten an, noch dazu bei einem, der sich selbst aus seiner Obhut entlassen hatte?

Er schenkte sich eine weitere Tasse Kaffee ein, nippte jedoch nur davon und stand auf. Eine hektische Ruhelosigkeit hatte von ihm Besitz ergriffen, die es ihm unmöglich machte, still zu sitzen. Für einen Moment drohte er fast in Panik zu geraten. Er wußte nicht einmal, warum.

Plötzlich verspürte er einen regelrechten Heißhunger auf eine Zigarette. Er hatte sich gestern abend eine frische Packung gekauft, aber sie war zusammen mit den Kleidern, die er getragen hatte, verschwunden. Wahrscheinlich hatte Katrin sie weggeräumt. Also machte er sich auf die Suche nach ihren Zigaretten.

Das erste Versteck, das er inspizierte, war leer. Das zweite, eine Schublade des Vitrinenschrankes, enthielt eine halbvolle Packung - und die Fotoserie, die er drei Nächte zuvor gemacht hatte.

Es war ein seltsames Gefühl, sie zu betrachten. Sie waren noch immer gut, vielleicht nun, mit einigem Abstand betrachtet, sogar noch besser, und trotzdem war es ein fast unwirkliches Gefühl, sie zu betrachten. Er mußte an Katrins Reaktion denken, als er ihr die Abzüge gezeigt hatte. Sie hatte genau so auf die Bilder reagiert, wie er erwartet hatte, aber das galt nicht für alles. Die Katrin, die er kannte, wäre verstimmt über die Tatsache gewesen, daß er ungefragt Aktaufnahmen von ihr gemacht hatte, und sie hätte geschäumt, wenn sie Vera auf den Fotos entdeckt hätte.

Das hatte sie nicht getan.

Genaugenommen hatte sie gar nicht reagiert; jedenfalls nicht so, wie sie es sonst getan hätte.

Und da war ... noch etwas.

Jan zündete sich eine Zigarette an, steckte die Packung kurzerhand ein und trat mit den Bildern in der Hand ans Fenster.

Er war, nachdem er Vera auf den Bildern entdeckt hatte, viel zu erregt gewesen, um auf Details zu achten, aber nun erschien sie ihm fast unübersehbar. Und so ganz nebenbei unmöglich.

Er betrachtete die Fotos eingehend und der Reihe nach, dann löschte er die Zigarette, ging in die Dunkelkammer und machte eine zweite Serie von Abzügen. Er arbeitete schnell, aber sehr sorgfältig, um einen technischen Fehler auszuschließen, aber es blieb dabei: Vera war auf den Bildern unscharf.

Nur sie.

In Anbetracht der Lichtverhältnisse und des Filmes, den er benutzt hatte, waren die Bilder ohnehin nicht gestochen scharf - was ja gerade einen Teil ihres Reizes ausmachte -, aber das Mädchen mit der chaotischen Frisur war deutlich unschärfer als der Rest der Aufnahme. Man mußte kein Profifotograf sein, um zu wissen, daß das vollkommen unmöglich war. Ein Bild war scharf oder nicht.

Nur nicht in diesem Fall. Veras Gestalt war keineswegs verwackelt. Als er die Fotos in die richtige Reihenfolge hintereinander legte, stellte er fest, daß sie sich zwischen den Aufnahmen praktisch nicht bewegt hatte. Die Couch, hinter der sie stand, war scharf. Die Schrankwand, vor der sie stand, war scharf. Ihre Gestalt war verwackelt und ihr Gesicht so undeutlich, daß er es eigentlich nur erkannte, weil er wußte, wie es aussah. Es war als ... wäre sie gar nicht richtig da.

So wie gestern abend, als er geglaubt hatte, zwei Wirklichkeiten zu sehen.

Um wirklich sicherzugehen, untersuchte Jan mit großer Sorgfalt die Negative, ohne daß sich am Ergebnis irgend etwas änderte. Vera war auch hier nur unscharf zu erkennen.

Unmöglich. Was er sah, war sowohl technisch als auch physikalisch nicht zu erklären. Ihm fielen eine ganze Menge anderer Erklärungen ein, aber er ließ keine davon gelten. Er gestattete sich nicht einmal, zu erschrecken, oder gar in Panik zu geraten. Er legte die Abzüge samt der Negative in eine Schachtel, schloß sie in einer Schublade ein und befestigte den dazugehörigen Schlüssel an seinem Schlüsselbund.

Jan verließ die Dunkelkammer, zog sich um und rief ein Taxi. Er hatte einen anstrengenden Tag vor sich. Aber vielleicht war das ja genau das, was er im Augenblick brauchte.



Jan kam erst am späten Nachmittag zurück. Er hatte vieles von dem geschafft, was er sich vorgenommen hatte - nicht alles, aber doch das meiste -, und er befand sich in einer sonderbaren Stimmung, die ihn selbst verwirrte und *zweifellos* nichts anderes als *eine* Reaktion auf die Ereignisse der vergangenen Tage war. Er hatte Peters Leichnam im Krankenhaus identifiziert und die notwendigen Formalitäten erledigt. Nichts davon hatte ihm irgend etwas ausgemacht. Er hatte keinen Schmerz empfunden, geschweige denn Zorn; nicht einmal Trauer. Im Gegenteil, er befand sich in einer fast heiteren Stimmung, was seine Art war, mit dem Schock umzugehen. Sie gefiel ihm nicht. Er empfand die ruhige Gelassenheit, die ihn erfüllte, als unangemessen. Er sollte Trauer empfinden. Sein einziger noch lebender Verwandter war tot. Sein Bruder. Aber er fühlte ... nichts. Katrin war noch nicht wieder zurück, aber das rote Licht des Anrufbeantworters flackerte unaufhörlich, und er hörte aus der Küche das Klappern von Töpfen und Geschirr. Vera. Aber vielleicht war das ein Problem, das er jetzt lösen konnte, gerade weil er sich in einer so ruhigen Stimmung befand. Aus irgendeinem Grund war er vollkommen sicher, daß er ihr in einem offenen Streit nicht gewachsen war. Aber vielleicht in einer sachlichen Diskussion. Jan ignorierte das Flackern des Anrufbeantworters, ging in die Küche und lehnte sich mit verschränkten Armen gegen

den Türrahmen, um Vera eine Zeitlang zuzusehen. Sie gab sich tatsächlich große Mühe, die Küche auf Vordermann zu bringen, stellte sich dabei aber so ungeschickt an, daß sie mehr Schaden als Nutzen anrichtete. Passend zu seiner momentanen Stimmung fand Jan den Anblick höchst amüsant.

»Wenn du mich lange genug angestarrt hast, dann könntest du dich nützlich machen und mir erklären, wie diese Höllenmaschine hier funktioniert«, sagte Vera, ohne sich zu ihm herumzudrehen. Sie deutete auf die Geschirrspülmaschine. Die Klappe stand offen, und Vera hatte zumindest guten Willen gezeigt und alles, was irgendwie so aussah, als müsse es gereinigt werden, hineingestellt.

»Dieses *Teufelsding* ist eine Spülmaschine«, antwortete Jan.

»Ich glaube, du bist der einzige Mensch auf der Welt, der nicht weiß, wie sie funktioniert.«

Vera drehte sich nun doch zu ihm herum. Sie lächelte, aber in ihren Augen stand ein Ausdruck, der Jan nicht gefiel, obwohl - oder vielleicht gerade *weil* - er ihn nicht richtig deuten konnte. »Da, wo ich herkomme, gibt es solche modernen Maschinen nicht«, sagte sie.

Jan ließ die Arme sinken. »Und wo ist dieses da, *wo du herkommst?*

« fragte er, hob aber sofort die Hand, als sie antworten wollte. »Entschuldige, du hast es mir ja schon gesagt. Transsylvanien, nicht wahr?«

Er grinste, aber Vera blieb vollkommen ernst, und nach zwei oder drei Sekunden konnte er spüren, daß sein Lächeln eher zu einer Grimasse erstarrte, und er schaltete es ab.

Vera stellte den schmutzigen Teller ab, den sie gerade in der Hand gehabt hatte. Dabei blieb ihre Hand wie durch Zufall in der Nähe der offenstehenden Messerschublade liegen. Der Anblick machte Jan nervös. »Warum fragst du?«

»Weil es mir lieber wäre, wenn du dorthin zurückkehren würdest«, antwortete er geradeheraus. Er bedauerte die Worte schon, noch bevor er den Satz ganz zu Ende gesprochen hatte. Es war zwar genau das, was er sagen wollte, aber mit falscher



Wortwahl und falscher Betonung. Er hatte sich vorgenommen, ruhig zu bleiben, hörte aber in seiner Stimme eine Aggressivität, die er gar nicht empfand.

»Nach Transsylvanien?«

»Du kannst nicht hierbleiben, Vera«, sagte Jan, nun wieder erzwungen ruhig. »Ich will nicht undankbar erscheinen, aber ich finde, wir sind allmählich quitt.«

»Quitt?« Veras Hand kroch ein ganz kleines Stückchen näher an die Messerschublade heran. Dann registrierte sie seinen Blick, folgte ihm und schob die Lade mit einer übertrieben heftigen Bewegung zu. »O ja, ich verstehe. Zwei-, drei Mahlzeiten, ein nettes Gespräch und eine Nacht in einem warmen Bett ... möglicherweise sind wir wirklich quitt. Ich wußte allerdings nicht, daß dein Leben so wenig wert ist.«

Die falsche Taktik. Jan atmete innerlich auf. Vera hätte eine Menge sagen können, um ihm den Wind aus den Segeln zu nehmen, aber damit machte sie es nun leichter für ihn.

»Bitte versteh mich nicht falsch«, sagte er. »Ich *bin* dir dankbar. Aber wir ... machen eine schwere Zeit durch. Wir haben genug Probleme.«

»Auch ohne mich, meinst du.«

Jan ignorierte das. »Du kannst nicht hierbleiben. Die Wohnung ist zu klein, und wir haben im Moment wirklich nicht die Kraft, uns um ein weiteres Schicksal zu kümmern.«

Warum, zum Teufel, verteidigte er sich eigentlich? Er reklamierte für sich nichts anderes als das selbstverständlichste aller Rechte. Er hatte es nicht einmal *nötig*, irgendwelche Argumente zu suchen.

»Und wo soll ich hin?«

Was, zum Teufel, ging ihn das an? »Es muß doch irgend jemanden geben, zu dem du gehörst. Irgendeinen Verwandten. Freunde.«

»Du hast vergessen, wo ich herkomme«, antwortete Vera bitter. »Es ist ein weiter Weg bis nach Transsylvanien. Und Vampire sind selten geworden heutzutage.«

Jan antwortete absichtlich nicht. Er hatte nicht vor, sich auf irgendeine Diskussion einzulassen, ganz gleich auf welchem Niveau. »Ich kann dir noch etwas Geld geben«, sagte er.

»Nicht viel, aber für ein paar Tage wird es reichen.«

»Wie du meinst«, antwortete Vera. Sie machte keinen Versuch, den bitteren Vorwurf in ihre Stimme zu unterdrücken.

»Ich räume hier nur ein bißchen auf, und -«

»Das ist nicht nötig«, unterbrach sie Jan. »Ich mache das schon.« Nach dem, was er gerade gesehen hatte, würde sie das Chaos ohnehin nur verschlimmern. Außerdem wollte er, daß sie ging, bevor Katrin zurückkam.

»Ich verstehe«, sagte Vera. »Du hast es eilig. Also gut. Und noch mal vielen Dank für alles. «

Jan trat beiseite, um sie vorbeizulassen. Er hatte damit gerechnet, daß sie ins Gästezimmer ging, um irgendwelche Sachen zu holen, aber offensichtlich hatte sie nichts, was des Mitnehmens wert war, denn sie steuerte geradewegs und mit sehr schnellen Schritten die Tür an. Keine zehn Sekunden nach ihren letzten Worten hatte sie die Wohnung verlassen, und Jan blieb fast verdutzt zurück.

Das war zu leicht gewesen. Er kam sich vor wie ein Boxer, der mit dem sicheren Wissen in den Ring gestiegen war, einem zumindest ebenbürtigen Gegner entgegenzutreten, und nun verwirrt feststellen mußte, daß dieser schon nach dem ersten, nicht einmal ernstgemeinten Schlag k.o. gegangen war. Vielleicht war sein Kontrahent gar nicht so ebenbürtig gewesen. Er hatte einen harten Kampf erwartet, aber andererseits ... was hätte sie schon tun oder sagen sollen?

Also gut, dachte Jan erleichtert. Dieses Problem hatte sich erledigt. Jetzt würde er sich dem Rest der Welt stellen. Einige davon waren vielleicht von anderem Kaliber.

Er ging zum Telefon, hörte die aufgezeichneten Anrufe ab und stellte fest, daß zumindest zwei davon durchaus Anlaß zur Sorge gaben - der eine war von Dr. Mertens, der wieder einmal um Rückruf bat und diesmal schon deutlich drängender klang

als zuvor, der andere von Krieger. Auch er bat Jan zurückzurufen, das aber in weitaus unfreundlicherem Ton als Mertens. Jan hatte nicht die geringste Ahnung, was der Polizeibeamte von ihm wollte, aber er hatte auch gar keine Lust, es herauszufinden. Er löschte den Anruf, um erst gar nicht in Versuchung zu geraten, später vielleicht doch noch die Nummer anzurufen, die Krieger ihm auf Band hinterlassen hatte, und versuchte dann, den Doktor zu erreichen. Vergebens.

Jan hängte ein, ging in die Küche und begann das Chaos zu beseitigen, das Vera hinterlassen hatte. Er haßte Hausarbeit, wußte aber, daß es eine der sichersten Methoden war, um auf andere Gedanken zu kommen.

Heute funktionierte sie nicht.

Von seiner gelösten Stimmung war nichts geblieben. Nach einer halben Stunde blitzte die Küche vor Sauberkeit, aber er war so nervös und verwirrt wie vorher.

Er setzte Kaffee auf, dann zündete er sich eine Zigarette an und trat ans Fenster. Es war albern, aber für einen Moment war er felsenfest davon überzeugt, daß Vera irgendwo dort unten stehen und darauf warten würde, daß Katrin zurückkam.

Natürlich war sie nicht da. Aber Jan fragte sich, wieso er überhaupt auf diesen verrückten Gedanken kam. Katrin und Vera vertrugen sich ausgezeichnet - konnte es sein, daß er tief in sich eifersüchtig auf Vera war?

Unsinn.

Vera war eine Episode. Nicht einmal das. Er würde sie in drei Tagen vergessen haben und in einem Jahr nicht einmal mehr wissen, daß er sie jetzt gekannt hatte.

Er wollte sich vom Fenster abwenden, um seine Zigarette in den Aschenbecher zu werfen, als Katrins weißer Golf unten erschien.

Sie hatte eine Parklücke auf der anderen Straßenseite entdeckt, steuerte sie in forschem Tempo an und fuhr ein paar Meter daran vorbei, um rückwärts hineinzustoßen.

Und in diesem Moment sah er den Schatten.

Er stand auf der anderen Straßenseite, ziemlich genau da,

wo der Golf zum Stehen kommen würde, und Jan war hundertprozentig sicher, daß er vor einem Moment noch nicht dagewesen war.

Und er *erkannte ihn wieder!*

Es war die Gestalt, der er im Tunnel begegnet war. Der Unheimliche, der ihn angegriffen und ihn um ein Haar ein Auge gekostet hätte. Er war mindestens zwanzig Meter entfernt und auch jetzt nur als Schemen zu erkennen, wie etwas, das da sein wollte, ohne es wirklich zu sein. Es gab nicht den geringsten Zweifel. Jan hätte ihn selbst bei völliger Dunkelheit und über zwanzig Kilometer Entfernung hinweg erkannt.

Er sah wieder zu Katrins Wagen hin und überschlug blitzschnell die Zeit, die sie noch brauchen würde, um einzuparken, den Zündschlüssel aus dem Schloß zu ziehen, den Sicherheitsgurt zu lösen, die Tür zu öffnen und auszusteigen. Fünf - mindestens! - vielleicht sogar zehn Sekunden. Das war mehr als genug.

Jan wirbelte auf dem Absatz herum, raste in die Diele und kam nach kaum zwei Sekunden mit dem Fotoapparat zurück, den er dort deponiert hatte. Katrin hatte das Parkmanöver gerade beendet. Die Bremslichter leuchteten noch. Der Schatten stand fünf Meter daneben und starrte sie an.

Jan machte sich nicht die Mühe, die Gardine zurückzuziehen, sondern riß die Kamera in die Höhe und hielt den Finger auf dem Auslöser. Der Motor surrte hektisch, als die Kamera rasch hintereinander ein halbes Dutzend Aufnahmen machte. Sie zeigten Katrin, wie sie ausstieg, die Wagentür verschloß und sich dann herumdrehte, um die Straße zu überqueren. Ohne nach rechts oder links zu sehen.

»Um Gottes willen«, murmelte Jan. »Katrin.« Dann schrie er noch einmal und so laut er konnte: *NKatrin!* «

Natürlich hörte sie ihn nicht. Aber eine halbe Sekunde später wandte sie doch den Kopf und sah nach links.

Jan tat dasselbe und spürte einen einzigen, fast lähmenden Schrecken. Auf der Straße herrschte der übliche Feierabend-

verkehr, und wie gewöhnlich hielt sich niemand an die Geschwindigkeitsbeschränkung.

Auch der dunkelblaue Mercedes

nicht, der in hohem Tempo direkt auf Katrin zusteuerte. Aber obwohl sie direkt in seine Richtung sah, schien sie ihn entweder nicht zu bemerken, oder irrsinnig genug zu sein, darauf zu vertrauen, daß er schon anhalten oder wenigstens ausweichen würde, denn sie ging in aller Seelenruhe weiter, eine brennende Zigarette in der linken und eine prall gefüllte Einkaufstüte in der rechten Hand.

Jan wirbelte herum und raste los. Er hatte nicht die Spur einer Chance, auch nur rechtzeitig zur Wohnungstür zu kommen, geschweige denn auf die Straße. Aber er mußte es wenigstens versuchen.

Draußen vor dem Haus kreischten Bremsen, als er die Tür aufriß und in den Flur hinausstürmte. Er glaubte das dumpfe Krachen von Metall zu hören, das sich ineinanderbohrte und dabei zusammengeknautscht wurde wie dünnes Stanniolpapier, das Splittern von Glas und - o Gott! - einen gellenden Schrei, der abrupt abbrach, aber das konnte nicht sein. Er war viel zu weit entfernt, und diese Geräusche konnten - *mußten* - nur seiner Phantasie entspringen. Er weigerte sich einfach, irgendeine andere Möglichkeit auch nur in Betracht zu ziehen, sondern raste wie von Furien gehetzt durch den Flur und so schnell die Treppe hinunter, daß es schon fast an ein Wunder grenzte, daß er nicht stolperte und fiel.

Sein Herz machte einen erschrockenen Sprung, als er auf die Straße hinausstürzte.

Der Mercedes war ein wenig schräg zur Fahrtrichtung zum Stehen gekommen. Er schien unbeschädigt, aber was hieß das schon? Metall war härter als Fleisch. Katrin saß auf der Bordsteinkante, keinen Meter vom Kühler des Mercedes entfernt.

Sie schien unverletzt - wenigstens sah er kein Blut -, aber sie hatte ihre Plastiktüte fallengelassen. Die war aufgeplatzt und hatte ihren Inhalt in weitem Umkreis über die Straße verstreut.

Jemand stand direkt hinter Katrin und schien beruhi-

gend auf sie einzureden, aber Jan war so aufgeregt, daß er ihm keinerlei Beachtung schenkte.

Er jagte nun seinerseits über die Straße, ohne auch nur einen Gedanken an seine Sicherheit zu verschwenden. Diesmal quietschten keine Bremsen. Der Zwischenfall hatte dafür gesorgt, daß die Autos nun sehr langsam fuhren. Einige hatten angehalten, und zwei oder drei Fahrer stiegen sogar aus, um nach dem Rechten zu sehen; vielleicht auch nur aus Neugier. Jan sah aus den Augenwinkeln, wie auch die Fahrertür des Mercedes aufging und ein dicker Mann in einem schlecht sitzenden Anzug ausstieg. Dann hatte er Katrin erreicht und vergaß alles andere.

»Katrin! Um Gottes willen! Was ist passiert? Bist du verletzt?

«

Es verging fast eine Sekunde - eine Ewigkeit -, bis sie überhaupt auf seine Worte reagierte; eine Sekunde, in der ihm eine Million Dinge durch den Kopf schossen, die ihr zugestoßen sein konnten, ohne eine äußerlich sichtbare Verletzung zurückzulassen. Dann hob sie langsam den Kopf und sah aus Augen zu ihm hoch, in denen kein Erkennen war. Jan hatte sie noch nie so blaß gesehen. Selbst ihre Lippen waren weiß.

»Was ist mit dir?«

»Verdammt noch mal, laß sie doch erst einmal zu Atem kommen! Sie *ist* nicht verletzt! «

Jan sah hoch und erkannte erst jetzt, daß der *Jemand*, der sich um Katrin gekümmert hatte, niemand anderes als Vera gewesen war. Er war nicht einmal überrascht. Nur wütend.

»Stimmt das?« fragte er, an Katrin gewandt.

Sie deutete ein Nicken an - wenigstens vermutete er, daß es ein Nicken war - und hob zittrig die Hand. Jan wollte ihr aufhelfen, aber Vera kam ihm zuvor, was seinen Zorn nur noch steigerte.

»Was soll das?« fragte er wütend. »Habe ich dir nicht deutlich gesagt, daß -«

»Laß sie in Ruhe«, murmelte Katrin leise. »Sie hat mich gerettet. «

Jan blinzelte. »Wie?«

»Sie hat mich zurückgerissen.«

»Was für ein Zufall«, murmelte Jan verstört. Er funkelte

Vera an. »Du bist nicht zufällig im Nebenberuf Schutzengel?«

»Ich war zufällig hier und habe den Wagen gesehen«, antwortete Vera kalt. »Hätte ich zusehen sollen, wie sie überfahren wird, nur damit du nicht mißtrauisch wirst?«

Es war kein Zufall. Einen solchen Zufall *konnte* es gar nicht geben. Jan kam jedoch nicht dazu, zu antworten, denn in diesem Moment fühlte er sich von einer Hand an der Schulter gepackt und rüde herumgerissen.

Es war der Mercedes-Fahrer. Sein Gesicht war noch breiter, als Jan es in Erinnerung hatte, und von einer Mischung aus Schrecken und daraus geborener, langsam aufkommender Wut beherrscht. Er überragte Jan um mindestens zwanzig Zentimeter und mußte fast das Doppelte wiegen.

»Einen Moment!« begann er aggressiv. »So geht das nicht. Ihre Freundin -«

Jan schlug seinen Arm beiseite. »- wäre um ein Haar von Ihnen überfahren worden! « schnappte er. »Danken Sie Gott, daß ihr nichts passiert ist! «

»Wie bitte?« murmelte der Dicke verdutzt. Sein Gesicht begann sich allmählich rot zu färben. »Sie ist mir einfach vor den Wagen gesprungen! «

»Weil Sie zu schnell waren«, mischte sich Vera ein. »Ich habe alles gesehen. Sie sind mindestens achtzig gefahren.«

»Das ist nicht wahr!« Der Mercedes-Fahrer stand kurz davor, loszuschreien. »Sie ist einfach auf die Straße gesprungen.«

Aber Jan spürte hinter der Aggressivität, daß der Mann nicht sicher war, nicht zu schnell gefahren zu sein.

»Es ist ja nichts passiert«, sagte Jan beruhigend. »Vergessen wir es einfach.«

»Vergessen?« Seine Worte schienen genau das Gegenteil zu

bewirken. »So einfach ist das nicht, Freundchen! Ich hätte um ein Haar einen Unfall verursacht, nur weil Ihre Kleine glaubt, die Straße für sich allein gepachtet zu haben! Ich werde die Polizei rufen! «

Etwas im Gesicht des Mannes flackerte. Für einen Moment schien er ... ein anderer zu sein, als verberge sich unter seinem Gesicht noch ein zweites, vollkommen anderes.

»Tun Sie das«, sagte Jan kühl. Er hob die Kamera, die er noch immer in der linken Hand hielt. »Ich habe alles fotografiert. «

»Ist das zufällig eine Radarkamera?« fragte der Dicke hämisch.

»Nein«, antwortete Jan. »Aber eine Motorkamera. Man kann feststellen, in welchem Abstand die Bilder gemacht worden sind, und daraus ziemlich genau die Geschwindigkeit Ihres Wagen errechnen. Die Technik ist da heutzutage ziemlich weit, wissen Sie?«

Der Mercedes-Fahrer blickte die Kamera an. Jan konnte regelrecht sehen, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. Er überlegte, ob Jan nur bluffte, oder die Wahrheit sprach.

»Haben Sie ein Handy in Ihrer Angeberkarre, oder soll ich nach oben gehen und die Polizei für Sie anrufen?« fragte Jan.

Etwas Unheimliches geschah: Jan konnte in den Augen des Mannes sehen, wie sein Widerstand zerbrach. Er war bereit, aufzugeben und einfach davonzufahren. Aber gerade, als er den Mund öffnete, um etwas zu sagen, huschte wieder dieser unsichtbare Schatten über sein Gesicht, und etwas *anderes* übernahm die Kontrolle über seinen Willen.

»Du willst Streit, du Arschloch, wie?« fragte er. »Den kannst du haben.«

Der Mann schlug so schnell zu, daß Jan den Hieb nicht einmal kommen sah. Er wurde so hart getroffen, daß ihm die Luft wegblieb, stolperte zwei Schritte zurück und prallte gegen Katrins Wagen. Seine lädierten Rippen schienen sich bis zu seinem Rückgrat durchzugraben, und seine Knie wurden weich.



Er sah eine kolossale, breitschultrige Gestalt auf sich zu stürmen, hob instinktiv die Arme und blockte den nächsten Schlag durch einen reinen Zufall ab, um den Preis, daß er sich das Handgelenk prellte und die Kamera fallen ließ.

»Wehr dich! « schrie Vera.

Jan wehrte sich.

Er war kein Schläger. Er hatte nicht die geringste Erfahrung darin, sich zu prügeln, und so schlug er auch nicht zurück - was bei diesem Berg von Mann ohnehin keinen Sinn gehabt hätte -, sondern stieß ihm die rechte Hand mit gespreizten Fingern vor die Brust.

Das Ergebnis war erstaunlich.

Jan hatte zwar mit aller Kraft zugestoßen, aber aus seiner ungünstigen Position heraus, und ohne Erfahrung konnte der Hieb eigentlich kaum Wirkung zeigen. Trotzdem taumelte der Mann zurück, griff sich mit schmerzverzerrtem Gesicht an die Brust und wäre wohl zusammengebrochen, wäre er nicht gegen den Kotflügel seines eigenen Wagens gesunken.

»Hört auf! « schrie Katrin. Ihre Benommenheit war fort. Jan taumelte, und Katrin schien wohl anzunehmen, daß er sich auf den Dicken stürzen wollte, denn sie trat rasch und mit ausgebreiteten Armen zwischen sie und sagte noch einmal: »Aufhören! Bist du wahnsinnig geworden?! «

»Ich?« murmelte Jan verständnislos. »Aber ich habe mich doch nur - «

»Du wirst sofort mit diesem Irrsinn aufhören!« herrschte ihn Katrin an. »Was ist nur in dich gefahren? Hast du vollkommen den Verstand verloren?«

Sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern drehte sich zu dem dicken Mann um. »Ist alles in Ordnung?«

Der Dicke stemmte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht in die Höhe und preßte die linke Hand gegen die Brust. »... keine Luft«, röchelte er.

»Soll ich einen Arzt rufen?« fragte Katrin.

Der Mann schüttelte schwach den Kopf. Mit kleinen, un-

sicheren Schritten umkreiste er seinen Wagen und ließ sich umständlich hinter das Steuer sinken. Katrin trat rasch zur Seite, als er den Motor anließ und davonfuhr. Sie sah ihm kopfschüttelnd nach, dann wandte sie sich mit finsterem Gesicht an Jan. »Das war ein toller Auftritt«, sagte sie. »Fühlst du dich jetzt wie ein richtiger starker Mann?«

»Er hatte recht, weißt du?« antwortete Jan. »Du bist einfach auf die Straße hinausgerannt. Ich habe es gesehen.« Katrin preßte die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. Aber sie sagte nichts mehr, sondern drehte sich mit einem Ruck um und begann den Inhalt ihrer zerrissenen Plastiktüte einzusammeln.

Er hatte einfach nicht mehr die Kraft gehabt zu protestieren, als Vera ihnen wie selbstverständlich in die Wohnung hinauf gefolgt war. Etwas stimmte hier nicht. Die unheimliche Veränderung, die mit dem Mercedes-Fahrer vonstatten gegangen war; seine eigene, vollkommen atypische Reaktion; Vera, die immer rein zufällig im richtigen Moment zur Stelle war und sich aus irgendeinem Grund nicht scharf fotografieren ließ; sein vollkommen irrwitziges Erlebnis vom vergangenen Abend - das alles hing irgendwie zusammen. Und so verrückt der Gedanke ihm auch selbst vorkam, er war sogar sicher, daß es einen Sinn ergab, wenn er nur in der Lage wäre, das ganze Bild zu sehen statt immer nur einzelne Puzzlestücke.

Er half Katrin, ihren Einkauf in den verschiedenen Schubladen und Schränken der winzigen Küche zu verstauen, dann zog er sich in die Dunkelkammer zurück. Katrin nahm es mit einem Kopfschütteln, aber wortlos, zur Kenntnis. Vermutlich nahm sie an, daß er einfach seine Ruhe haben wollte und sich in den einzigen Raum der Wohnung verkroch, dessen Tür er mit einem plausiblen Grund abschließen konnte.

Das stimmte nicht.

Jans Groll auf Katrin war längst verflogen. Eigentlich war er nie echt gewesen, sondern nur ein Ausdruck seiner Verwir-

rung. Auch Katrin hatte sich verändert, aber es war nicht ihre Schuld. Irgend etwas ging hier nicht mit rechten Dingen zu, und er würde es beweisen, ihr und vor allem sich selbst. Er nahm den Film aus der Kamera, fummelte ihn mit zitternden Fingern in die Entwicklerdose und wartete ungeduldig auf das Schnarren der Eieruhr, die er anstelle eines modernen Zeitgebers benutzte.

Die fünf Minuten schienen kein Ende zu nehmen. Jan mußte sich beherrschen, um den Film nicht zu früh herauszunehmen, und als er den ersten Negativstreifen in den Projektor einlegte, war er so nervös, daß er das Gerät um ein Haar umgeworfen hätte.

Er machte eine Reihe Kontaktabzüge, weil er viel zu ungeduldig war, um die Bilder der Reihe nach zu entwickeln, und selbst darauf war der Schatten zu erkennen. Als er damit beginnen wollte, Vergrößerungen anzufertigen, klopfte es an der Tür.

»Jetzt nicht«, rief er.

»Es ist aber wichtig«, antwortete Katrin. »Hier ist jemand, der dich sprechen möchte.«

Jan verdrehte die Augen, schaltete den Projektor aus und legte das Blatt Fotopapier, das er bereits eingelegt hatte, pedantisch in die Schachtel zurück. Es hatte keinen Sinn, jetzt in aller Hast zu arbeiten.

Wenn er Katrin mit diesen Fotos überzeugen wollte, war es vielleicht nicht so gut, wenn man ihnen ansah, daß sie schlampig entwickelt worden waren.

Er verließ die Dunkelkammer, ging ins Wohnzimmer und blieb überrascht mitten im Schritt stehen, als er erkannte, wer zusammen mit Katrin am Tisch saß.

»Dr. Mertens?«

»Den Doktor ziehe ich immer zusammen mit meinem weißen Kittel aus, bevor ich die Klinik verlasse.« Mertens stand auf und streckte ihm die Hand entgegen. Er lächelte, aber Jan spürte deutlich die Nervosität, die sich hinter diesem Lächeln verbarg. »Guten Abend, Herr Feller. Ich hatte ver-

sucht, sie telefonisch zu erreichen, aber irgendwie hat es nicht funktioniert.«

»Umgekehrt auch nicht.« Jan griff automatisch nach Mertens' ausgestreckter Hand und deutete mit der anderen auf den Platz, von dem Mertens sich gerade erst erhoben hatte. »Aber ich gebe zu, daß ich heute schwer zu erreichen war. Ich hatte ... einen anstrengenden Tag.«

»Ich weiß«, sagte Mertens betrübt. »Ich habe gehört, was Ihrem Bruder zugestoßen ist. Mein aufrichtiges Beileid.« Offensichtlich hatte Katrin wenig Zeit verloren. Jan maß sie mit einem tadelnden Blick, während er sich setzte und darauf wartete, daß auch der Doktor wieder Platz nahm.

»Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten?« fragte er.

»Das ist schon organisiert«, antwortete Mertens mit einer Geste auf Katrin. »Ich will Sie auch gar nicht lange aufhalten. Meine Zeit ist leider sehr knapp bemessen. Wie fühlen Sie sich?«

»Gut«, antwortete Jan - was eine glatte Lüge war. Seine Rippen schmerzten immer noch, und auch sein Auge hatte wieder zu pochen begonnen. Er unterdrückte den Impuls, die Hand danach zu heben, sah aber sehr wohl, daß Mertens die Verletzung kurz und mit Kennerblick musterte. Jan sagte nichts dazu. Er war im Laufe des Tages mehrmals auf die Verletzung angesprochen worden, zweimal allein im Leichenschauhaus und aus beruflichen Interesse der Ärzte heraus, mit denen er gesprochen hatte, ein weiteres Mal von dem Beerdigungsunternehmer. Er hatte die Fragen ebenso ignoriert wie jetzt Mertens' Blick.

»Sie sind nur hier, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, oder?« fragte er gerade heraus.

»Nein«, gestand Mertens. Er unterbrach sich, als Vera hereinkam und ein Tablett mit Kaffee und Gebäck auf dem Tisch stellte. Mertens nickte dankend, würdigte Vera sonderbarerweise jedoch keines Blickes, sondern schenkte sich einen Kaffee ein und löffelte pfundweise Zucker hinein. Während er

übertrieben heftig umrührte, fuhr er fort: »Oder doch. Sie sind ja etwas überstürzt gegangen, weshalb ich mich natürlich frage -«

»Es geht mir gut«, unterbrach ihn Jan, in hörbar rüderem Ton als bisher. »Meine Rippen schmerzen noch ein wenig, aber das ist alles. Ich war beim Arzt.« Er sah Mertens eine Sekunden lang an und verbesserte sich dann: »Bei meinem *Hausarzt*. Es ist alles in Ordnung.«

»Herz-Kreislauf-Erkrankungen liegen nicht in Ihrer Familie?« vergewisserte sich Mertens. Vera nahm direkt ihm gegenüber auf der Couch Platz, aber Mertens behandelte sie weiter so, als wäre sie gar nicht da.

»Führen Sie Ihre Visite neuerdings bei Ihren Patienten zu Hause durch?« fragte Jan. Er hörte selbst, wie unhöflich seine Worte klangen, und Mertens zuckte auch fast unmerklich zusammen.

»Natürlich nicht«, sagte er. »Ich dachte nur, weil jetzt auch Ihr Bruder ... «

»Es steht noch nicht fest, daß er wirklich einen Herzanfall hatte«, sagte Jan. »Aber selbst wenn: Ich kann Ihnen versichern, daß Peter kerngesund ist ... war. Er hat weder übermäßig geraucht noch getrunken oder irgendwelche härteren Drogen genommen. Und ich glaube auch nicht, daß er sich zuTode gearbeitet hat. Mein Bruder war Journalist.«

»Ich weiß«, antwortete Mertens. »Ich habe gestern noch mit ihm gesprochen.«

»Wieso?«

Mertens zögerte eine oder zwei Sekunden, in denen er von Katrin zu Jan und von ihm wieder zurück zu ihr blickte. Jan konnte ihm ansehen, wie schwer es ihm fiel, überhaupt weiterzusprechen.

»Sie haben natürlich recht, Herr Feller«, sagte er. »Ich bin *nicht* nur gekommen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Aber die Angelegenheit ist ...« Er atmete hörbar ein, sah wieder eine Sekunde lang Katrin und eine deutlich längere

Zeitspanne Jan an und begann dann neu. »Sie wissen vermutlich, warum Ihr Bruder gestern bei mir war.«

»Ich wußte bisher nicht einmal, daß er bei Ihnen war«, antwortete Jan.

»Nun, er hat ein paar Fragen gestellt. Und ich muß gestehen, daß mich diese Fragen ziemlich verwirrt haben.«

»Wieso?« fragte Jan.

»Erinnern Sie sich an unser Gespräch im Krankenhaus?«

fragte Mertens anstelle einer Antwort. »Ich habe gesagt, ich wäre im Kino gewesen, um nach neuen Kunden für unsere Klinik zu suchen. Natürlich war das nur ein Scherz. « Er atmete erneut tief und hörbar ein und fügte hinzu: »Aber es war auch etwas Wahrheit daran.«

»Wie bitte?« fragte Katrin. Vera legte den Kopf auf die Seite und starrte Mertens durch ihre geschwärzten Brillengläser hindurch an, aber er schien sie immer noch nicht zu bemerken.

»Sehen Sie, Herr Feller«, begann er auf die umständliche Art eines Menschen, der nicht genau wußte, wie er das, was er zu sagen hatte, am besten formulierte, »ich habe keine Sekunde lang an Ihren Worten gezweifelt, als sie mir erzählt haben, daß Sie weder Herz- noch Kreislaufprobleme haben. Ich bin nicht unfehlbar, aber ich glaube, ich bin ein ganz brauchbarer Arzt, und nachdem ich Sie untersucht hatte, bin ich zu dem Schluß gekommen, daß Sie ein Herz wie ein junger Ochse haben. Sie hätten keinen Herzanfall erleiden dürfen.«

»Aber sagten Sie nicht selbst, daß so etwas manchmal vorkommt?

«

»Sechzehnmal, in drei Wochen?«

Jan starrte ihn an. »Wie bitte?«

»Sie waren nicht der erste«, bestätigte Mertens. »Den armen Burschen und Sie mitgezählt, den es am gleichen Abend erwischt hat, waren es sechzehn Fälle in den letzten dreieinhalb Wochen.«

»Alle in diesem Kino?« fragte Katrin ungläubig.

»Entweder das oder in der unmittelbaren Nähe«, sagte

Mertens. »Und Ihr Freund ist der erste, der es überlebt hat. Alle anderen waren bereits tot, als sie ins Krankenhaus eingeliefert wurden. Deshalb war ich an diesem Abend im >Cinedom<. Seit einer Woche verbringe ich praktisch meine gesamte Freizeit dort.«

»Weshalb?« fragte Katrin. »Um sofort Erste Hilfe leisten zu können?«

»Auch das«, bestätigte Mertens ernst. »Aber vor allem, weil ich nach jemandem wie Jan gesucht habe. Nach einem Überlebenden.«

»Und wozu?«

»Um den Grund herauszufinden«, sagte Mertens. »Manchmal schlägt der Tod einfach so zu, und niemand kann sagen warum. Aber nicht so oft. Nicht sechzehnmal in drei Wochen. Es muß eine Verbindung geben. Einen gemeinsamen Nenner.«

»Sie meinen, daß es eben keine natürlichen Todesfälle waren?« fragte Katrin. »Irgendeine ... Vergiftung? Eine unbekannte Krankheit vielleicht?«

Mertens hob die Schultern. »Die Crux an unbekannten Krankheiten ist, daß niemand sie kennt«, sagte er. »Es muß einen Auslöser geben. Irgendeinen gemeinsamen Nenner. Etwas, das alle gegessen haben. Das alle getan haben. Wo alle gewesen sind.« Er hob hilflos die Schultern.

»Können Sie ein Verbrechen ausschließen?«

»So lange ich nicht weiß, woran die fünfzehn anderen gestorben sind, kann ich gar nichts ausschließen«, antwortete Mertens.

»Sechzehn«, sagte Jan.

»Was?«

»Es sind sechzehn andere, nicht fünfzehn«, sagte Jan. »Vielleicht sogar siebzehn. Mein Gott, jetzt verstehe ich, warum sie Bertram hierhergeschickt haben.«

»Bertram?«

»Ein Angestellter des Kinos«, erklärte Jan. »Er wollte, daß ich irgendeine Erklärung unterschreibe, die das Kino von jeder

Verantwortung entbindet oder sowas. Ich konnte es mir gar nicht erklären, aber jetzt ...« Er las in Mertens' Gesicht, daß diesem der Zusammenhang nicht klar war. »Er ist tot. Er hatte einen Autounfall, gleich hier vor dem Haus. Aber der Auslöser für diesen Unfall war ein Herzanfall. Und Peter ... «

»Was wollte er überhaupt von Ihnen?« fragte Katrin.

»Wie gesagt, er hat eine Menge Fragen gestellt«, antwortete Mertens achselzuckend. »Ich hätte gar nicht mit ihm gesprochen, wenn er sich nicht als Ihr Bruder vorgestellt und sich ausdrücklich auf Sie berufen hätte. Aber er hat genau die Fragen gestellt, die ich mir selbst auch schon seit Wochen stelle. Und auf die ich auch keine Antworten weiß.«

»Und jetzt ist er tot«, murmelte Jan.

Mertens verstand seine Antwort offensichtlich falsch, denn er machte ein betroffenes Gesicht und sagte: »Bitte verzeihen Sie, Herr Feller. Der Moment ist sicher nicht sehr glücklich gewählt. Vielleicht sollte ich später -«

»Es macht mir nichts aus, darüber zu reden«, sagte Jan rasch. »Im Gegenteil. Ich will so sehr wie Sie wissen, woran mein Bruder und all die anderen gestorben sind.«

»Es muß nicht unbedingt ein Zusammenhang bestehen«, sagte Mertens. Er wirkte mit jedem Moment mehr verunsichert.

»Vielleicht war es sogar ein Fehler, hierherzukommen. Ich war einfach nur so erschrocken.«

»Erschrocken?«

»Der Tod ist mein Geschäft, Herr Feller«, antwortete Mertens ernst. »Ich kenne ihn, in Spielarten, die sie sich wahrscheinlich nicht einmal vorstellen können. Aber das hier ... stimmt nicht. Diese Art von Tod erschreckt mich. Sie macht mir angst.«

»Weil Sie sie nicht verstehen.«

»Weil ich sie nicht verstehe«, bestätigte Mertens. »Es ist nicht normal. Menschen sterben, aber sie tun das normalerweise nicht einfach so. Es gibt immer einen Grund. Man erkennt ihn nicht auf Anhieb, aber es gibt ihn.«



»Und was ist so schlimm daran, ihn nicht zu erkennen?«  
fragte Katrin.

»Sie begreifen nicht, was hier vorgeht«, antwortete Mertens.

»Etwas tötet Menschen. Beinahe zwanzig in weniger als einem Monat. Und ich will wissen, was.«

»Um es aufzuhalten?«

»Wenn ich es kann«, sagte Mertens. »Aber im Grunde würde es mir schon reichen, wenn ich es verstehen könnte.« Er wandte sich wieder direkt an Jan. »Dieser junge Mann, von dem Sie eben gesprochen haben ... wie war noch sein Name? Bertram?«

»Ja.«

»Wissen Sie, in welches Krankenhaus er gebracht wurde?«

»Keine Ahnung«, sagte Jan. »Aber ich nehme an, ins Lukas. Es ist nur ein paar Straßen entfernt.«

»Das finde ich heraus.« Mertens notierte sich etwas auf einem Zettel, den er samt des dazugehörigen Stifts offenbar griffbereit in der Jackentasche gehabt hatte. »Ich werde den Kollegen dort ansprechen.«

»Sie glauben, es gibt einen Zusammenhang?«

»Ich habe keine Ahnung, was ich noch glauben soll oder ob ich überhaupt noch etwas glaube«, gestand Mertens. Er steckte seinen Zettel ein. »Im Moment rate ich einfach, ehrlich gesagt. Vielleicht ist es ja auch nur Zufall.«

»Wenn Sie wirklich glauben, daß es irgend etwas anderes ist, dann sollten Sie sich an die Polizei wenden«, sagte Katrin.

»Wo denken Sie hin?« antwortete Mertens. »Die Polizei war natürlich längst bei mir. Sie haben die gleichen Fragen gestellt wie ich. Und sie haben auch keine Antwort gefunden.«

Er stand auf. »Aber jetzt habe ich Ihnen genug Zeit gestohlen, fürchte ich. Sie nehmen mir diesen Überfall wirklich nicht übel?«

»Ganz im Gegenteil«, sagte Jan »Ich möchte Sie bitten, mich auf dem Laufenden zu halten, falls Sie irgend etwas herausfinden.«

»Falls ich irgend etwas herausfinde«, versicherte Mertens mit großem Ernst, »sind Sie der erste, der es erfährt.« Er verabschiedete sich mit einem stummen Kopfnicken von Katrin und ignorierte Vera genau so, wie er sie die ganze Zeit über ignorierte. Jan begleitete ihn zur Tür. Er wollte Mertens nach unten begleiten, was der aber strikt ablehnte. Jan wartete im Treppenhaus, bis er das Geräusch der Haustür unten hörte.

Katrin und Vera waren noch zusammen im Wohnzimmer als er zurückkam. Sie unterhielten sich leise, und der Anblick erinnerte Jan wieder daran, wie vollständig Mertens das sonderbare Mädchen ignoriert hatte. Es war nicht etwa der Umstand, daß Mertens sie keines Blickes gewürdigt hätte, etwa ihres ausgeflippten Äußeren wegen. Nein, es war so, als wäre sie für ihn *wirklich* nicht dagewesen. Er hätte das, was er gesagt hatte, niemals in Gegenwart einer Fremden gesagt.

Katrin und Vera unterbrachen ihr Gespräch, als er eintrat, und Katrin sah zu ihm hoch. »Ist er weg?«

»Sicher.«

»Das war ja eine ziemlich abgefahrene Geschichte, die er da erzählt hat«, sagte Vera.

»Aber dir scheint sie gefallen zu haben«, fügte Katrin hinzu. Jan gestattete sich nicht, Ärger zu empfinden. Er würde die Sache klären, aber auf seine Weise.

»Komm mit«, sagte er ruhig. »Ich möchte dir etwas zeigen.« Katrin maß ihn mit einem sonderbaren Blick. Er konnte ihrer Haltung ansehen, daß sie sich umdrehen und einen fragenden Blick mit Vera tauschen wollte - fast als brauche sie ihre Erlaubnis, um seiner Aufforderung zu folgen. Aber er kam der Bewegung zuvor und drehte sich so schnell herum, wie es gerade noch ging, ohne überhastet zu wirken, und Katrin folgte ihm ganz automatisch. Als sie sah, daß er die Dunkelkammer ansteuerte, zögerte sie unmerklich, und ein nicht besonders erfreuter Ausdruck erschien auf ihrem Gesicht; sie nahm wahr scheinlich an, daß er nur mit ihr in die Dunkelkammer gehen

wollte, um dort ungestört mit ihr zu reden - was im Moment für sie bedeuten mußte: ihr Vorwürfe zu machen.

Jan tat nichts, um dieses Mißverständnis aufzulösen, sondern blieb mit der Hand auf der Türklinke stehen, bis sie an ihm vorbeigegangen und in den winzigen Raum getreten war, dann schloß er die Tür, schaltete das Licht ein und legte anschließend mit einer übertrieben sorgfältigen Bewegung den kleinen Riegel vor.

Katrin folgte allem, was er tat, mit mißtrauischen Blicken und unangenehm berührtem Gesichtsausdruck. Für einen ganz kurzen Moment glaubte er fast so etwas wie Furcht in ihren Augen zu lesen, vollkommen absurd, aber trotzdem real. Denn so wenig wie er jemals eine Tür in dieser Wohnung hinter sich abgeschlossen hatte, so wenig hatte er sie jemals eingesperrt. Eine winzige Bewegung hätte gereicht, um diese Furcht zu zerstreuen, ein Lächeln, ein entsprechender Blick, eine Geste. Aber er wollte es nicht. Nicht in diesem Moment. So unfair, wie sich Katrin seit ein paar Tagen ihm gegenüber verhielt, gönnte er ihr diese Augenblicke des Zweifels - und noch viel mehr das schlechte Gewissen, das sie plagen würde, wenn sie begriff, welches Unrecht sie ihm angetan hatte, und sei es nur in Gedanken.

Immer noch wortlos trat er an den Projektor, schaltete das Gerät ein und starrte auf die leere, rechteckig erhellte Fläche darunter.

»Also?« fragte Katrin. »Was willst du mir denn so Wichtiges zeigen?«

Jan antwortete nicht. Er hob eine zitternde Hand, klappte das Gerät auf und starrte mit der gleichen Verständnislosigkeit, mit der er gerade das helle Rechteck darunter angestarrt hatte, die leere Fläche an, die ihm dort entgegengrinste, wo sich noch vor einer kleinen Weile der Negativstreifen befunden hatte.

»Was ist los?« fragte Katrin. Ihre Stimme klang alarmiert - sie mußte seine Anspannung bemerkt haben -, aber zugleich schon wieder ein wenig trotzig.

Jan schwieg noch immer. Er klappte den Projektor wieder zu, drehte den Kopf nach rechts und erblickte dasselbe wie gerade: Nichts. Nicht nur der Negativstreifen, den er eingelegt hatte, war spurlos verschwunden, auch die anderen waren nicht mehr da.

»Er ist weg«, sagte er.

» Wer ist weg?« erkundigte sich Katrin.

»Der Film.« Jan machte eine fahrige Geste in die Richtung, in der die Negative gelegen hatten. »Er hat dort gelegen. Vorhin. Als du mich gerufen hast. Jetzt ist er weg.«

»Unsinn!« Katrin trat kopfschüttelnd neben ihn. »Du mußt dich irren. Überleg mal genau, wo du ihn hingelegt hast. Hier drinnen war doch niemand.«

»Aber ich sage doch, er hat hier gelegen«, beharrte Jan.

»Ich war dabei, die ersten Abzüge zu machen, als du mich gerufen hast.«

Er öffnete eine Schublade, nahm den Karton mit Fotopapier heraus, den er vorhin hineingelegt hatte, und hob den Deckel ab. Nicht, daß es nötig gewesen wäre. Er wußte hundertprozentig, daß er nur das Blatt Fotopapier hineingetan hatte, aber er wollte keine auch noch so unwahrscheinliche Möglichkeit ausschließen, bevor er den einzigen Verdacht aussprach, der Sinn ergab.

Natürlich waren die Bilder nicht da.

»Was ist denn so wichtig an dem Film?« fragte Katrin. »Was hast du fotografiert?«

»Dich«, antwortete Jan. »Vorhin, unten auf der Straße, vorm Haus. «

»Du machst dir anscheinend in letzter Zeit einen Sport daraus, mich zu fotografieren, ohne mich zu fragen«, sagte Katrin, und Jan antwortete gereizt: »Immerhin warst du angezogen.« Katrin zog die linke Augenbraue hoch, verkniiff sich aber jeden Kommentar. Statt dessen sagte sie noch einmal. »Die Bilder *müssen* da sein. Außer uns ist schließlich niemand hier, und wir haben weder Haustiere noch Kinder. Und die Einzel-

männchen hat man in unserer Gegend vor über tausend Jahren zuletzt gesehen, glaube ich.«

Jan blieb ernst. »Wir sind *nicht* allein«, antwortete er mit Nachdruck.

Katrin reagierte wieder genauso, wie er erwartet hatte: Ihre Miene verdüsterte sich. Einen Moment lang preßte sie die Lippen zusammen, als wolle sie auch diesmal nichts sagen, dann überlegte sie es sich jedoch anders. »Vera war nicht hier drin«, sagte sie.

»Woher willst du das wissen? Wir waren die ganze Zeit im Wohnzimmer, mit Mertens, und sie war in der Küche und hat Kaffee gekocht oder sonst was getan.«

»Sie hat Kaffee gekocht«, bestätigte Katrin. »Nicht >sonstwas getan<. Ich habe sie die ganze Zeit über im Auge behalten.«

Jan sah sie durchdringend an. Er war sich nicht sicher, ob sie tatsächlich die Wahrheit sagte, und dieser Gedanke erschreckte ihn zutiefst. Ihre Beziehung war alles andere als ideal. Sie waren kein Traumpaar, und wußten beide voneinander, daß sie im Grunde mehr Reibungspunkte als Gemeinsamkeiten besaßen. Aber sie hatten sich verdammt noch mal noch *nie* belogen. Das war eine der unausgesprochenen ehernen Säulen, auf denen ihre Beziehung ruhte: Ehrlichkeit. Und plötzlich zweifelte er an dieser Ehrlichkeit. Er kam sich ziemlich mies dabei vor, aber das half nicht.

»Jemand muß hier gewesen sein«, sagte er noch einmal, leiser, mit nicht annähernd so viel Nachdruck, wie er gewollt hatte, sondern im Gegenteil in fast resignierendem Ton. »Ich habe die Bilder hier liegenlassen.«

Katrin sparte es sich, noch einmal auf die doch immer gleichbleibende Argumentation einzugehen. »Was war denn so Wichtiges darauf?« fragte sie. »Ich meine -den Unsinn, den du diesem armen Kerl da unten erzählt hast, glaubst du doch am Ende nicht etwa selbst, oder?«

»Nein«, antwortete Jan. Dann fiel ihm etwas ein. Er drehte sich fast hastig wieder zum Tisch um, kramte zwei-, drei Sekun-

den lang hektisch herum und hielt schließlich beinahe triumphierend das Blatt mit den Kontaktabzügen in die Höhe.

»Hier!« sagte er. »Die habe ich gemacht, bevor ich die Vergrößerungen machen wollte.«

Er schaltete das Rotlicht aus und die normale Deckenbeleuchtung ein. Katrin blinzelte, um ihre Augen wieder an die plötzliche, unerwartete Helligkeit zu gewöhnen, und Jan nützte die zwei oder drei Sekunden, die auch er dazu brauchte, um eine Schublade zu öffnen und die Lupe herauszunehmen. Auch unter dem Vergrößerungsglas wurden die winzigen Bildchen nicht viel deutlicher. Immerhin konnte man die Szene vor dem Haus genau erkennen: Katrins Wagen, wie er zurücksetzt und die Parklücke ansteuerte, die schattenhafte Gestalt, die am Straßenrand stand und die sonderbarerweise auch auf der Fotografie nicht viel deutlicher zu erkennen war als vorhin. Er war jetzt nicht mehr sicher, daß es wirklich der sonderbare Fremde vom vergangenen Abend war. Ebenso gut hätte es Vera sein können, oder sonstwer. Der Schemen war auf vier oder fünf des guten Dutzend Aufnahmen zu sehen, die er gemacht hatte, bevor Katrin aus dem Wagen stieg und er ihr mit der Kamera folgte, so daß sie sich nicht mehr im Aufnahmebereich der Kamera befand, und er war auf keiner einzigen dieser Aufnahmen deutlicher denn als Schatten zu erkennen. »Siehst du das?« fragte er.

Katrin nahm ihm die Lupe aus der Hand und beugte sich noch ein Stück weiter vor, als ob diese wenigen Zentimeter einen Unterschied machten. Sie sah ziemlich lange auf das Blatt hinab. Jan beobachtete ihr Gesicht dabei.

Sie gab sich wirklich Mühe. Sie suchte ehrlich nach dem, was ihn auf diesen Fotos offensichtlich so erschreckt hatte, und noch bevor sie antwortete, wußte er, daß sie es nicht gefunden hatte.

»Und?« sagte sie. »Ich weiß, wie mein Auto aussieht.«

»Und das da?« Jan deutete auf die obere Reihe kaum daumennagelgroßer Bildchen, auf denen der Dunkle zu erkennen

war. Unheimlich: Er hatte der Gestalt schon einen Namen gegeben. Vielleicht hätte er es besser nicht getan. Gib einem Ding einen Namen, und du erweckst es zum Leben. Katrin zuckte mit den Schultern. »Irgend jemand, der dagestanden hat«, sagte sie.

»Und der nicht zu fotografieren ist?«

Eine Sekunde lang sah sie ihn nur irritiert an, dann lachte sie: Kurz, hart und völlig ohne Humor. »Spinnst du jetzt vollkommen? *Jemand, der nicht zu fotografieren ist!* Ich bitte dich!

Gleich wirst du mir erzählen, daß das da ein Gespenst ist! «

»Ich erzähle dir gar nichts«, erwiderte Jan fast feindselig.

»Ich zeige dir nur etwas, und ich frage dich, was es ist.«

»Woher soll ich das wissen? Du bist hier der Fotograf, oder?«

Katrin legte die Lupe aus der Hand und sah auffordernd zur Tür.

Sie hätte nur die Hand auszustrecken und den Riegel zurückzuschieben brauchen, aber Jan war klar, daß das seine Aufgabe war. Er hatte sie eingeschlossen, und es oblag ihm, sie wieder gehen zu lassen. Er schob den Riegel zurück, und Katrin öffnete wortlos die Tür und ging.

Der Schmerz holte ihn in dieser Nacht ein. Sie hatten den Rest des Abends in beinahe vollkommenem, eisigem Schweigen verbracht, aber irgendwann kurz nach dem Abendessen, das Katrin und Vera gemeinsam zubereitet hatten und das er unter normalen Umständen als ausgesprochen köstlich gewürdigt hätte, war die Stimmung plötzlich umgekippt. Katrin hatte weiter nur wenig mit ihm gesprochen und war auch seinen Blicken ausgewichen, aber er hatte doch gespürt, daß ihre Feindseligkeit zuerst Trotz und dann einer schwer zu definierenden Art von schlechtem Gewissen gewichen war.

Sie waren früh zu Bett gegangen, und Jan war nicht einmal überrascht gewesen, als Katrin nach einer Weile wortlos ihr Nachthemd abstreifte und unter seine Decke kroch. Sie hatten miteinander geschlafen, obwohl im gar nicht danach zumute gewesen war. Er hatte sich fast überwinden müssen, um es zu

tun. Aber Katrin schien aus irgendeinem Grunde der Meinung zu sein, daß sie ihm etwas schuldig war, und er wollte ihr Versöhnungsangebot nicht ausschlagen.

Der Sex war wie das Essen zuvor: Wären die Umstände anders gewesen, hätte er ihn als Geschenk gewürdigt und auch entsprechend genossen. So aber brachte er ihn wie eine Pflichtübung hinter sich, und natürlich blieb es Katrin nicht verborgen, und natürlich wußte er, daß sie es wußte. Diese simple, aber in ihrer Wirkung verheerende Kette von Erkenntnissen trug auch nicht dazu bei, seine Stimmung zu heben.

Er schlief ein, wachte aber schon nach wenigen Minuten wieder auf, geplagt von den Fetzen eines begonnenen Alptraums, aus dem er hochgeschreckt war, und einem tauben Gefühl im linken Arm. Schuld daran war jedoch nicht sein Herz, wie er im ersten Moment annahm, sondern Katrin, die mit dem Kopf auf seinem linken Oberarm eingeschlafen war.

Er verlagerte sein Körpergewicht, schob die Schulter unter ihrem Kopf hervor und brachte dabei irgendwie das Kunststück fertig, sie nicht aufzuwecken. Er hatte einen schlechten Geschmack im Mund und einen noch viel schlechteren auf der Seele. Der Alptraum, an den er sich zu erinnern geglaubt hatte, war nicht wirklich ein Alptraum gewesen. Er mußte an Peter denken, und plötzlich, buchstäblich von einem Lidzucken zum anderen, waren der Schmerz und die Verzweiflung da, die er bisher fast vermißt hatte, die völlig sinnlose Weigerung, die Wirklichkeit anzuerkennen, und der ebenso sinnlose, aber reinigende Zorn auf das Schicksal, das so grausam und so vollkommen grundlos zugeschlagen hatte.

Er versuchte, sich Peters Bild vor Augen zu rufen, und mußte sich fast entsetzt eingestehen, daß er es nicht konnte. Er sah den letzten Abend, an dem Peter hiergewesen war, so deutlich wie auf einem gestochen scharfen Fernsehbild vor sich:

Die Art, in der er ihm gegenüber im Sessel gesessen hatte, seine Kleidung, seine Gestik, der Klang seiner Stimme, alles war da, nur sein Gesicht fehlte. Er konnte nicht vergessen haben, wie



sein Bruder aussah. Aber etwas in ihm weigerte sich, sich an sein Gesicht zu erinnern.

Er stand auf, trat ans Fenster und zog vorsichtig die Gardine zurück. Die Plastikröllchen machten ein rasselndes Geräusch, und Jan sah erschrocken auf Katrin hinab. Sie bewegte sich unruhig im Schlaf, wälzte sich auf die andere Seite, wachte aber nicht auf, und Jan wandte sich wieder zum Fenster um.

Es gab dort draußen nichts zu sehen, was er nicht gekannt hätte: Die Straße lag vollkommen ruhig da. Eine Handvoll Autos parkte auf beiden Seiten, nur unzureichend beleuchtet, so daß einige von ihnen ebensogut bucklige Geschöpfe aus einer fremden Welt, voller Monstrositäten und bleicher Kreaturen, sein konnten. Wie alle Städte mußte auch Neuss sparen, und irgend jemand in der Stadtverwaltung war auf die grandiose Idee gekommen, zu diesem Zweck nur noch jede zweite Straßenlaterne einzuschalten, und das selbstverständlich in täglichem Wechsel. Jan hatte sich über diesen Schildbürgerstreich laut lustig gemacht (und sich mehr als einmal geärgert), aber nun, als er dastand und auf die schlafend daliegende Straße hinabsah, erfüllte ihn der Anblick mit einer sonderbaren Mischung aus Faszination und Furcht. Die Welt war nicht mehr aufgeteilt in Hell und Dunkel, sondern in Bereiche vollkommener Schwärze, die an ihren Rändern langsam in Grau und dann in heller werdendes Gelb übergingen, bis sie auf der anderen Seite wieder verblaßten. Diese Bereiche verschieden abgestufter Dämmerung waren weitaus größer als die Reviere, die völlige Dunkelheit oder strahlendes Licht beanspruchten. Und er fragte sich, ob das, was er nun sah, vielleicht ein Spiegelbild der Wirklichkeit sein mochte: Ob Hell und Dunkel, Leben und Tod nicht nur zwei Extreme in einem Kosmos waren, der zum allergrößten Teil aus Zwielight bestand, in dem alles Schatten sein konnte, Schatten aber ebensogut auch alles sein konnten. Was, wenn Peter nicht wirklich tot war, und sein Geist zwar nicht mehr im Licht wandelte, die völlige Schwärze aber noch lange nicht erreicht hatte, sondern verzweifelt

durch dieses Zwielficht irrte, vielleicht um Hilfe schrie, darauf wartete, daß er ihn rettete.

Jan fragte sich, was mit ihm los war. Das war genau die Art von Jenseitsglauben, über den er sich normalerweise laut und so ausdauernd lustig machte, daß er seiner Umwelt damit auf die Nerven ging. Plötzlich aber schien dieser Gedanke von einer Wahrhaftigkeit erfüllt zu sein, der er nichts entgegenzusetzen hatte.

So, dachte er, mußte es sein, wenn man plötzlich von Gott erleuchtet wurde. Er hatte Menschen niemals verstanden, die ihr Leben von einem Tag auf den anderen änderten, weil sie Jesus Christus, der Jungfrau Maria oder meinetwegen auch dem Zauberer von Oz begegnet seien. Mit einem Mal verstand er sie. Die Vorstellung eines Reiches der Dämmerung, das zwischen Tag und Nacht angesiedelt war, erschien ihm nach wie vor grotesk, aber gleichzeitig wußte er einfach, daß es existierte, irgendwie, irgendwann. Vielleicht nur in seiner Einbildung - welchen Unterschied machte das schon? Letztendlich bestand die ganze Welt nur aus Eindrücken, die seine Sinne aus dem herausfilterten, was um ihn herum war, und von denen er nicht wußte, was sie mit dem wirklichen Draußen zu tun hatten. Woraus bestand ein Leben, wenn nicht aus Erinnerungen und jenen magischen drei Sekunden, von denen die Wissenschaft behauptete, daß sie die *Gegenwart* seien?

Ein Geräusch unterbrach seine Gedanken. Jan glaubte, Katrin wäre nun doch wach geworden, und er drehte schuld, bewußt den Kopf, aber sie lag noch immer so da, wie vorhin, im Schlaf zusammengerollt und auf der Seite. Er war froh, sie nicht geweckt zu haben.

Um es auch weiter nicht zu tun, hob er vorsichtig seine Kleider auf und verließ das Zimmer. Er war müde, aber nur rein körperlich. Sein Innerstes befand sich in Aufruhr, und er wußte, daß er in dieser Nacht so oder so keine Ruhe mehr finden würde - und es auch nicht wollte. Die Erinnerung an Peter und der bohrende Schmerz über seinen Verlust, den zu akzep-

tieren er sich immer noch weigerte, durchdrang jeden seiner Gedanken und würde ihn auch im Schlaf heimsuchen. Vielleicht konnte er später noch ein wenig ausruhen, wenn er so müde war, daß selbst die Träume keine Gewalt mehr über ihn hatten.

Er ging ins Wohnzimmer hinüber, schloß lautlos die Tür hinter sich und zog sich an. Die Stille fiel ihm auf. Es war noch nicht einmal Mitternacht, doch von draußen drang nicht der mindeste Laut herein, und selbst das Licht, das in grauen Streifen durch die nur halb geschlossenen Jalousien sickerte, wirkte sonderbar gedämpft, als hätte sich das Reich der Dämmerung draußen nun durch die Fensterscheiben gearbeitet und nähme allmählich Besitz von der Wohnung.

Jan schüttelte den Kopf über diesen sonderbaren Gedanken.

Er wollte darüber lächeln, aber es gelang ihm nicht recht.

Diese Idee war so närrisch wie die, die ihm gerade drüben am Fenster gekommen war, aber daß er überhaupt solche Dinge dachte, alarmierte ihn. Er war bis vor ganz kurzer Zeit ein Mensch gewesen, der stolz darauf war, mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Tatsachen zu stehen. Katrin und er hatten sich mehr als einmal - auf nicht immer ganz scherzhafte Art - gekabbelt, weil sie ihm vorwarf, ein vollkommen unromantischer Mensch zu sein. Jemand, der mit einer hingeworfenen Bemerkung die schönste Stimmung zunichte machen konnte und für den Emotionen etwas waren, worüber man nicht redete und die man - wenn man sie denn hatte - besser nicht zugab.

Aber er war auch noch niemals so unmittelbar mit dem Tod konfrontiert worden, hatte niemals in so kurzer Zeit so viele Verluste hinnehmen müssen. Vielleicht würde er später, wenn die Wunden vernarbt waren und nicht mehr ganz so schmerzten, sogar einsehen, daß an dieser Erfahrung etwas Positives war. Er war an seine Grenzen gestoßen, und dahinter erwartete ihn nicht das Nichts, sondern ein anderer, ihm selbst völlig unbekannter Jan, einer, von dem er nicht einmal wußte, ob er ihn kennenlernen wollte.

Er ging in die Küche, kochte sich eine Tasse Instantkaffee und gab genug Zucker und Milch hinein, um den unangenehmen Eigengeschmack des Getränks zu erschlagen. Die Wirkung setzte fast sofort ein. Nicht nur seine Seele, sondern auch sein Körper schien heute extrem auf alles zu reagieren, denn er konnte regelrecht fühlen, wie sich das Koffein auf seinen Kreislauf auswirkte und ihn mit der Illusion von Stärke erfüllte.

Damit hatte sich die Frage, ob er doch noch einmal zu Bett gehen und versuchen sollte, einzuschlafen, zumindest für die nächste Stunde, erledigt.

Er ging wieder ins Wohnzimmer, nahm die TV-Fernbedienung in die Hand und legte sie wieder weg, ohne den Apparat eingeschaltet zu haben. So sonderbar, ja fast schon unheimlich ihm die Stille auch vorkam, die von seiner Umgebung Besitz ergriffen hatte, schien sie doch gleichzeitig etwas fast Heiliges zu haben, das er nicht stören wollte. Aber er konnte auch nicht einfach dasitzen und darauf warten, daß er müde wurde, und schon gar nicht wollte er dasitzen und darauf warten, daß die Erinnerungen zurückkamen.

Sein Arbeitszimmer war im Moment Sperrgebiet - Vera schlief darin, und er hatte nicht den Nerv, ein Buch zu nehmen und zu lesen. So tat er das einzige, was ihm noch übrigblieb: Er ging in seine improvisierte Dunkelkammer und suchte noch einmal, sehr gründlich und vollkommen sinnlos, nach den verschwundenen Negativen.

Sie blieben verschwunden. Das Blatt mit den Kontaktabzügen lag noch da, wo Katrin es liegengelassen hatte, beinahe, wie um ihn zu verspotten, und er verbrachte die nächsten zehn Minuten damit, sich die Bilder noch einmal unter der Lupe anzusehen. Das Ergebnis unterschied sich in nichts von dem des Vorabends. Sie waren so gut oder schlecht, wie Kontaktabzüge nun einmal waren, und der unheimliche Schatten, den er auf einigen davon mitfotografiert hatte, blieb ein verschwommener, nicht ganz klar zu erkennender Schatten. Deutlich der Umriß eines Menschen, aber eben nur der Umriß. Und viel-

leicht nicht einmal das. Es war als hätte dort jemand - etwas? - gestanden, das sich eben nicht fotografieren ließ, basta.  
So wie Vera.

Zum allererstenmal fragte sich Jan wirklich, wer das Mädchen mit den sonderbaren Augen und der verrückten Frisur eigentlich war. Ob sie tatsächlich rein zufällig immer im richtigen Moment zur Stelle war und ob sie tatsächlich nicht mehr war als ein ausgeflipptes Ding, das in der pubertären Trotzphase steckengeblieben war, welche die meisten Jungen und Mädchen irgendwann einmal durchmachen.

War er wirklich verrückt?

Hatte er sich das alles wirklich nur eingebildet?

Und waren die unscharfen Bilder, die er von Vera in der Nacht im Wohnzimmer gemacht hatte, wirklich nur ein Materialfehler, eine Eins-zu-eine-Million-Chance auf eine falsche Distanzeinstellung, fünfmal hintereinander?

Nun, es gab eine Möglichkeit, zumindest *das* herauszufinden.

Er trat an den Schrank, in dem er die Kameras aufbewahrte, die er zur Zeit nicht im Einsatz hatte, wählte die mit dem lichtstärksten Objektiv und legte einen Film mit einer Empfindlichkeit ein, welche die des menschlichen Auges fast um das Doppelte übertraf. Dann ging er ins Wohnzimmer, löschte das Licht und trat mit klopfendem Herzen und schlechtem Gewissen an die Tür seines zum Gästezimmer umfunktionierten Arbeitsraums. Ein Teil von ihm protestierte heftig gegen das, was er tat. Er benahm sich irrational. Sich in Gedanken in etwas hineinzusteigern, war eine Sache, seine *Handlungen* davon diktieren zu lassen, eine ganz andere. Wenn Vera wach wurde, während er unter der Tür stand und sie im Schlaf fotografierte, würde er sich eine verdammt gute Ausrede einfallen lassen müssen, und was Katrin sagen würde, wenn sie plötzlich hinter ihm auftauchte und ihn überraschte, das wagte er sich erst gar nicht vorzustellen.

Aber all diese durchaus zugkräftigen Argumente schienen

sich auf einer Ebene seines Bewußtseins abzuspielen, die ihn kaum berührte. Er drückte die Klinke lautlos herunter, schob die Tür Millimeter für Millimeter auf und hielt inne, als der Spalt gerade breit genug war, das Objektiv der Kamera hindurchzuschieben. Er lauschte. Die Stille blieb vollkommen. Auch auf der anderen Seite der Tür war nicht der geringste Laut zu hören. Er zählte in Gedanken bis fünf, fast als wollte er sich selbst noch einmal Gelegenheit geben, mit diesem Unsinn aufzuhören, dann schob er die Kamera durch den Türspalt und blickte durch den Sucher.

Im allerersten Moment sah er praktisch nichts und war auf eine absurde Art enttäuscht. Er hatte erwartet, mehr zu sehen als graue Schatten und ineinanderfließende Umrisse, als wäre das Einlegen eines lichtempfindlichen Filmes Grund genug, auch die Empfindlichkeit seines menschlichen Auges zu steigern. Aber er mußte auch nichts sehen. Auf dem *Foto* würde bestimmt mehr zu sehen sein als das, was er je im Rechteck des Suchers sah.

Er drehte die Kamera so, daß das Weitwinkel-Objektiv einen möglichst großen Teil des Raumes aufnahm, und drückte auf den Auslöser.

Das bläulichweiße Zucken des Blitzlichts war so grell, daß Jan erschrocken die Luft einsog und um ein Haar die Kamera fallengelassen hätte. Er wußte nicht, was geschehen war. Auf seiner Netzhaut flimmerten gelbe und rote Nachbilder, und das fast unhörbare Summen des Blitzlichts kam ihm für einen Moment vor wie das ohrenbetäubende Heulen einer Sirene.

Die Panik verschwand so schnell, wie sie gekommen war, und in der nächsten Sekunde stand Jan da, starrte den Fotoapparat in seiner Hand an und kam sich vor wie ein Idiot.

Er hatte nicht daran gedacht, die Belichtungsautomatik auszuschalten.

Offensichtlich waren seine Talente als Paparazzo und Spion äußerst beschränkt.

Er lauschte. Auf der andern Seite der Tür war immer noch kein Laut zu hören. Vielleicht hatte er ja Glück gehabt, und der Blitz hatte Vera nicht geweckt. Aber vielleicht tat sie auch nur so, als ob sie schlief, und saß auf der anderen Seite der Tür in ihrem Bett und wartete, was er wohl als nächstes tun würde. Wenn es in dieser Situation überhaupt noch etwas Vernünftiges gab, was er hätte tun können, so wäre es *gar nichts* gewesen. Statt dessen jedoch entschloß er sich, seine Taktik zu ändern und zum Angriff überzugehen.

Er schob die Tür ein winziges bißchen weiter auf, zwinkerte ein paarmal mit den Augen, bis auch die letzten Nachbilder verschwunden waren, und schob Kopf und Schultern durch den Türspalt.

»Vera?« fragte er.

Er bekam keine Antwort. Die grauen und schwarzen Schemen vor seinen Augen begannen allmählich ineinanderzufließen und Form anzunehmen. Die Jalousien in diesem Zimmer waren ebensowenig geschlossen wie im anderen, und das graue Zwielicht reicht nach einer gewissen Zeit aus, um erstaunlich viele Einzelheiten zu erkennen.

Zumindest konnte er sehen, daß Vera nicht da war.

Das zusammenklappbare Gästebett, das jetzt da stand, wo vorher sein Schreibtisch gestanden hatte, bevor Vera und Katrin ihn mit vereinten Kräften unter das Fenster geschoben hatten, war benutzt. Laken und Kissen waren zerknittert und die Decke an einer Seite heruntergerutscht. Von der Person, die darin gelegen hatte, war nichts zu sehen. Jan sah verwirrt und völlig überflüssig nach rechts - der Platz dort hätte nicht einmal ausgereicht, ein zweijähriges Kind zu verstecken, geschweige denn einen ausgewachsenen Menschen wie Vera -, dann trat er mit einem entschlossenen Schritt ganz ins Zimmer hinein und machte das Licht an.

Das Bett blieb so leer, wie es war. Das Mädchen war fort. Einige Sekunden lang stand Jan einfach nur da und fühlte sich hilflos, dann drehte er sich entschlossen herum und

durchsuchte die übrigen Räume der Wohnung. Mit dem gleichen Ergebnis: Vera war nicht mehr da.

Er ging nicht so weit, im Schrank, unter der Couch oder in irgendwelchen anderen albernem Verstecken nachzusehen, aber es blieb dabei: Sie war fort.

Die Schlafzimmertür ging auf, und Katrin kam heraus. Sie wirkte benommen. Ihre Augen waren verquollen, offensichtlich hatte er sie direkt aus einer Tiefschlafphase gerissen.

»Was ... ist denn los?« murmelte sie, während sie sich mit der linken Hand über die Augen fuhr und die rechte vor den Mund hielt, um ihr Gähnen zu verbergen.

»Nichts«, antwortete Jan. »Ich konnte nicht schlafen, und da ... « Er schwieg eine halbe Sekunde und hob mit einem Achselzucken und einem verlegen gespielten Grinsen die Kamera. Ohne den Satz zu Ende zu führen, visierte er Katrin an und machte rasch hintereinander drei Aufnahmen.

Sie schien wirklich noch nicht richtig wach zu sein, denn sie nahm die beiden ersten Blitze gar nicht zur Kenntnis und hob erst beim dritten schützend die Hand über die Augen.

»Laß das«, sagte sie ärgerlich. »Du weißt doch genau, daß ich das nicht mag. «

»Entschuldige.« Jan ließ die Kamera sinken. »Es tut mir leid, daß ich dich geweckt habe. Das wollte ich nicht. «

»Schon gut«, antwortete Katrin. »Wie spät ist es denn?« Sie sah auf die Uhr. »O Gott. Ich muß in sechs Stunden schon wieder aufstehen, und ich -«

Sie stockte mitten im Wort, und als Jan ihrem Blick folgte, konnte er gerade noch ein erschrockenes Zusammenzucken unterdrücken.

Die Tür zu seinem Arbeitszimmer stand weit auf, und dahinter brannte Licht.

Katrin sagte nichts, sondern sah abwechselnd die offenstehende Tür und ihn an, und er konnte regelrecht sehen, wie sich hinter ihrer Stirn eine Reihe kleiner, emsig arbeitender Zahnräder in Bewegung setzten, die immer schneller ineinander



griffen und Weichen und Signale stellten, über die ihre Gedanken preschten; in eine Richtung, in die er lieber gar nicht erst folgen wollte.

»Sie ist nicht mehr da«, sagte er.

»Wie bitte?«

»Sie ist nicht mehr da.« Jan deutete auf die offenstehende Tür. »Unser Hausgast ist offensichtlich ausgezogen. Frag mich nicht warum.«

Aus dem angedeuteten Zweifel in Katrins Augen wurde blankes Mißtrauen. Sie sagte nichts, sondern ging an ihm vorbei und in Veras Zimmer, um sich dort mit einer Gründlichkeit umzusehen, die der Winzigkeit des Raums spottete. Noch immer wortlos kam sie wieder heraus, ging in die Küche und zwei Sekunden später ins Bad. Jan konnte hören, wie sie den Duschvorhang beiseite schob.

»Spar dir die Mühe, den Klodeckel hochzuheben«, rief er.

»Ich habe sie nicht darin ertränkt.«

Katrin antwortete nicht, aber als sie zurückkam, war auch noch die letzte Spur von Müdigkeit aus ihrem Gesicht verschwunden.

»Was hast du gemacht?«

»Ich habe nichts gemacht.« Jan verstand nicht.

Katrin deutete mit einer ärgerlichen Geste auf die offenstehende Tür.

»Was hast du dort drinnen gesucht?«

»Nichts«, log Jan. Er hatte mittlerweile Zeit genug gehabt, *diese* Frage vorauszusehen und sich eine passende Ausrede zurecht zu legen. »Ich dachte, ich hätte ein Geräusch gehört.«

»Ein Geräusch?«

»Ich dachte, ich hätte sie geweckt und wollte mich bei ihr entschuldigen«, sagte Jan.

Katrin glaubte ihm kein Wort, und sie machte kein Hehl daraus. »Du hast sie rausgeworfen.«

»Wie kommst du darauf?« fragte Jan empört. Er war im Laufe des Abends mehr als einmal nahe daran gewesen, genau das zu tun, ohne Katrin auch nur zu fragen, aber er hatte es eben nicht getan, größtenteils aus Rücksicht auf sie. Daß sie

ihm nun unterstellte, seinen Willen hinter ihrem Rücken durchgesetzt zu haben, um sie vor vollendete Tatsachen zu stellen, ärgerte ihn.

»Du hättest wenigstens bis morgen früh warten können«, sagte Katrin. »Mein Gott, es ist Mitternacht. Es ist kalt und dunkel. Hast du ihr wenigstens Geld für ein Hotelzimmer gegeben?

«

»Nein, das habe ich nicht getan«, antwortete Jan, nur noch mühsam beherrscht. »Vielleicht hätte ich es getan, aber ich bin nicht dazu gekommen. «

Katrin fuhr fort, als hätte er diese Worte gar nicht gesagt:

»Wie hast du es gemacht? Hast du sie beschuldigt, deine blöden Negative gestohlen zu haben?«

Jan schloß die Augen und zählte in Gedanken bis fünf. Er hatte sich früher an diesem Tag fest vorgenommen, sich nicht mit Katrin zu streiten, ganz egal, was geschah, ganz egal, was sie sagte oder tat, und er würde sich an diesen Vorsatz halten.

Aber er hatte sich auch noch etwas anderes vorgenommen, etwas, das er bisher nicht eingelöst hatte. Vielleicht war jetzt der richtige Moment dafür. Es spielte keine Rolle, daß ihm klar war, daß Katrin ihm nicht glauben würde. Er mußte es ihr sagen und ihr Zeit geben, über das Gehörte nachzudenken.

»Ich *habe* sie nicht hinausgeworfen«, sagte er, bestimmt, aber so ruhig es ging. »Aber wir sollten trotzdem miteinander reden. «

»Worüber?« fragte Katrin mißtrauisch.

»Über das, was mir passiert ist. Über gestern abend.« Er deutete auf sein geschwollenes Auge. »Es gibt da ein paar Dinge, die ich dir noch nicht erzählt habe.«

Katrin sah ihn einen kurze Weile durchdringend an, dann hob sie die Schultern und drehte sich mit einem Seufzen zur Küchentür. »Das klingt nach einer längeren Geschichte«, sagte sie. »Ich denke, ich koche uns einen Kaffee.«

Katrin schien es wirklich ernst gemeint zu haben. Ungeachtet ihrer Beschwerde, wie wenig Stunden ihr noch zum

Schlafen blieben, setzte sie nicht nur Kaffee auf, sondern bereitete auch noch einige belegte Brote zu; Jan konnte hören, wie sie die Külschrantür öffnete und kurz darauf die elektrische Brotmaschine surrte, dann drang das Kratzen des Messers in der fast leeren Butterdose an sein Ohr - seltsam, wie scharf seine Sinne plötzlich zu sein schienen. Nachdem er das Reich der Dämmerung einmal berührt hatte, nahm er Dinge wahr und stellte Zusammenhänge her, auf die er sich bisher bewußt hätte konzentrieren müssen. Auch kam es ihm vor, als verstriche die Zeit langsamer - nein, sie verstrich nicht langsamer, er nahm viel mehr Details in der gleichen Zeitspanne wahr, so daß sie ihm ausgefüllter und länger vorkam.

Katrin blieb insgesamt nur vier oder fünf Minuten in der Küche, aber es schien eine kleine Ewigkeit zu sein. Als sie - wortlos, aber mit einem schrägen Blick in seine Richtung - wieder herauskam und im Schlafzimmer verschwand, da konnte er hören, wie ihr Nachthemd raschelte, einen Moment später das andere, wärmere Geräusch, mit dem sie in Jogginghose und Pullover schlüpfte. Jan dachte einige Augenblicke überrascht über diese neue, sonderbare Klarheit nach, mit der er die Welt und alles um sich herum wahrnahm. Er hatte nicht gewußt, daß Schmerz die Sinne so sehr schärfte.

»Also?« Katrins Stimme drang zwar nur gedämpft aus der offenstehenden Schlafzimmertür heraus, aber ihr scherzhafter Ton vermochte trotzdem die Anspannung nicht ganz zu verhehlen, unter der sie stand. »Was hast du mir nun so Spannendes zu beichten?«

Jan war sicher, daß sie ganz bewußt bisher herumgetrödelte hatte, einfach, um Zeit zu gewinnen - vielleicht, weil sie spürte, daß das, was er ihr zu beichten hatte, ernst war. Und, daß es ihr nicht gefallen würde.

Er bedauerte plötzlich, das Thema angeschnitten zu haben, war aber zugleich auf einer anderen, tieferen Ebene seines Bewußtseins froh. Mit einem Male war ihm klar, daß es ihm gar nicht darum ging, ob sie ihm glaubte oder nicht. Er mußte ein-

fach mit irgend jemandem über das Unheimliche reden, das er erlebt hatte.

Gerade als er dazu ansetzen wollte, fiel die Wohnungstür ins Schloß, und schnelle, harte Schritte näherten sich. Jan fuhr so erschrocken herum, daß er fast die Kamera fallengelassen hätte und machte dann ganz instinktiv einen Schritt zur Seite, als Vera an ihm vorbeistürmte und ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen das Bad ansteuerte. Irgend etwas stimmte nicht mit ihr. Ihr Haar war noch zerzauster als sonst, und etwas Dunkles, Geronnenes - etwa Blut? - klebte darin. Sie trug eine billige schwarze Lederjacke die Jan mit leichter Überraschung als Katrins erkannte, die jetzt aber über der rechten Schulter zerrissen war. Und auch ihre Jeans waren verdreckt. Ihre Schritte waren schnell, kamen Jan aber ein ganz kleines bißchen unsicher vor.

»He! « rief er. »Was ist los?«

Vera verschwand ohne ein Wort im Bad und knallte die Tür hinter sich zu, und aus dem Schlafzimmer antwortete Katrin: »Nichts. Ich bin gleich da.« Offensichtlich hatte sie weder das Geräusch der Tür noch Veras Schritte gehört und dachte, Jan spräche mit ihr. Er konnte hören, wie sie unter dem Bett herumkramte, wahrscheinlich, um ihre Schuhe zu suchen, die sie völlig achtlos daruntergeschossen hatte. Jan antwortete nichts darauf, um den Irrtum aufzuklären, sondern legte die Kamera aus der Hand und folgte Vera.

Ohne anzuklopfen, riß er die Badezimmertür auf und sagte noch einmal scharf: »Ich habe dich gefragt, was los -?«

Er sprach nicht zu Ende. Vera stand am Waschbecken und hatte es irgendwie in der knappen Minute, die seither verstrichen war, geschafft, sowohl die Lederjacke als auch ihren abgetragenen Pulli auszuziehen. Beides lag in einem unordentlichen Haufen vor der Badewanne, zu dem sich in diesem Moment auch noch ihr T-Shirt und ein schmuckloser weißer BH gesellten. Mit der anderen Hand drehte sie bereits den Kaltwasserhahn auf.

Jan war ziemlich überrascht, zugleich aber auch fast unangenehm berührt. Er erfaßte Veras halbnackte Gestalt mit einem einzigen Blick. Obwohl sie eher zierlich war, war alles an ihr so perfekt, wie man es sich nur vorstellen konnte. Selbst ihre verrückte Frisur und die drei Nummern zu große Ray-Ban, die sie immer noch trug, fügten sich hundertprozentig in das Bild ein.

Aber was den Anblick zugleich gründlich störte, das waren die tiefen, vom Schultergelenk bis zum Ellbogen reichenden Fleischwunden in ihrem rechten Arm. Er hatte sich nicht getäuscht. Die dunkel geronnenen Flecken in ihrem Haar waren Blut.

»Um Gottes willen, was ist passiert?«

Vera schöpfte mit der unversehrten Hand Wasser aus dem Kran und träufelte es über ihren rechten Oberarm. Sie antwortete auch jetzt nicht auf seine Frage, sondern schien ihn weiterhin gar nicht zur Kenntnis zu nehmen, aber hinter ihm näherten sich schnelle Schritte, und dann sagte Katrin:

»Nichts ist passiert. Ich bin nur -«

Sie stockte mitten im Wort. Jan fing einen flüchtigen Eindruck ihres Gesichts im Spiegel auf und konnte für einen Moment regelrecht hören, was sich in ihrem Kopf abspielte. Er selbst verstellte ihr fast vollkommen den Blick ins Bad. Sie konnte nur sehen, daß er dastand und Vera anstarrte, die halb nackt über dem Waschbecken lehnte. Katrins Augenbrauen zogen sich zu einem dünnen, scharf geneigten Dreieck zusammen. Für eine Sekunde verhärtete sich ihr Gesicht. Ihre gesamte Gestalt war plötzlich so angespannt wie die eines Karate-Kämpfers, der alle Kraft zum entscheidenden Schlag sammelte.

»Was ist hier los?« fragte sie scharf, trat mit einem energischen Schritt an ihm vorbei und riß dann ein zweites Mal und jetzt eindeutig erschrocken die Augen auf. »O Gott! Vera! « Endlich schien Vera wenigstens zur Kenntnis zu nehmen, daß sie nicht mehr allein war. Sie wandte kurz den Blick in ihre

Richtung, machte mit der unverletzten Hand eine Geste, die wohl beruhigend sein sollte, und öffnete dann ungeschickt eine Tür des Spiegelschranks.

»Vera, bitte!« sagte Katrin. In ihrer Stimme war eine Panik, die Jan auf widersinnige Weise zornig werden ließ. »Was ist passiert?

«

»Nichts«, antwortete Vera. »Ich hatte einen kleinen Unfall.

Aber es sieht schlimmer aus als es ist.«

»Es ist schlimm«, beharrte Katrin. »Ich rufe einen Arzt!«

Vera schüttelte hastig den Kopf und kramte mit der linken Hand zwischen Jans Rasierwasserflaschen und Katrins Makeup-Utensilien im Schrank herum.

»Das ist nicht nötig«, sagte sie. »Ich brauche nur ein bißchen Jod und Verbandszeug.«

»Ich hole etwas.« Katrin drehte sich auf dem Absatz herum und rannte regelrecht aus dem Zimmer, und nur den Bruchteil einer Sekunde später drehte sich auch Vera zu Jan herum und sagte, leise, aber in sehr eindringlichem Ton:

»Sag es ihr nicht.«

»Was?« murmelte Jan verständnislos.

»Was du ihr erzählen wolltest«, antwortete Vera.

Er konnte hören, daß Katrin zurückkam. Sie mußte das Verbandskissen geradezu mit Lichtgeschwindigkeit aus dem Schrank in der Küche geholt haben, in dem sie es aufbewahrte.

»Ich ... verstehe nicht«, begann er, aber Vera unterbrach ihn mit einer hastigen Geste.

»Ich erkläre dir alles. Später.«

Katrin kam zurück, das abgewetzte Verbandskissen in der linken Hand, das er zu seiner bestandenen Führerscheinprüfung vor zehn Jahren geschenkt bekommen und das seither noch keinen Wagen von innen gesehen hatte, und ein Päckchen mit Mullbinden und eine Schere in der anderen.

»Das ist wirklich nicht nötig«, begann Vera, aber sie hatte keine Chance gegen Katrins Beschützerinstinkt. Jan trat bei Seite, soweit es in der Enge des winzigen Badezimmers über-

haupt möglich war, besann sich nach einer Sekunde eines Besseren und ging rückwärts durch die Tür hinaus.

Katrin verarztete Veras Arm mit großem Enthusiasmus, aber wenig Geschick. Jan wußte nicht, ob das, was sie tat, viel nutzte, war aber ziemlich sicher, daß es Vera Schmerzen bereitete.

Sie ließ die Prozedur jedoch klaglos und ohne auch nur eine Miene zu verziehen über sich ergehen und bedankte sich schließlich mit einem angedeuteten Kopfnicken bei Katrin.

Dann wies sie mit einer Kopfbewegung auf das Chaos aus achtlos hingeworfenen Kleidungsstücken, das den Boden bedeckte.

»Das mit der Lederjacke tut mir leid«, sagte sie. »Ich werde sie dir ersetzen.«

»Unsinn! « Katrin machte eine ärgerliche Geste. »Ich habe das Ding seit Jahren nicht mehr getragen. Erzähl mir lieber, was passiert ist.«

»Nichts«, antwortete Vera. »Ein ... dummer Unfall. Ich war selbst Schuld.«

»Woran?« wollte Jan wissen.

Vera grinste schief und wurde sofort wieder ernst. »Frag mich bitte nicht. Ich habe mich so ungeschickt angestellt, daß es mir peinlich ist, darüber zu reden. Es ist mir peinlich. Und es ist auch nicht der Rede wert. Nur ein Kratzer.«

»Ein Kratzer?« ächzte Katrin.

»Ich habe schon Schlimmeres überlebt«, antwortete Vera.

Jan wollte eine entsprechende Bemerkung machen, doch in diesem Moment fiel ihm etwas auf. Vera hatte die Hände zwar unter den Wasserstrahl gehalten, sie sich aber nicht gründlich gewaschen. Auch ihre Finger waren voller Blut. Die Haut über den Knöcheln war an einigen Stellen aufgeplatzt, und unter ihren Nägeln war schwarz eingetrocknetes Blut zu sehen.

Vera folgte seinem Blick. Sie unterdrückte zwar perfekt jede Reaktion, drehte sich aber gleich darauf wie zufällig wieder zum Waschbecken um und griff nach Seife und Nagelbürste.

»Ich bringe dir einen Pullover von mir«, sagte Katrin.

»Wenn du fertig bist, dann komm einfach raus zu uns. Ich habe

gerade Kaffee gekocht, und du siehst aus, als könntest du eine Tasse gebrauchen.«

Sie trat an Vera vorbei, legte Jan die flachen Hände vor die Brust und stieß ihn mit mehr Nachdruck zurück, als nötig gewesen wäre. »Und du starrst gefälligst woanders hin«, sagte sie, zwar grinsend, aber in einem Ton, der nicht annähernd so scherzhaft war, wie er klingen sollte.

Sie schob die Tür mit dem Fuß hinter sich zu und dirigierte Jan beinahe gewaltsam zum Tisch. Sie hatte bereits zwei Tassen und einen Teller mit Schinkensandwiches aufgetragen und verschwand nun in der Küche, um mit einem dritten Gedeck zurückzukommen.

»Wir hätten doch einen Arzt rufen sollen«, sagte sie. »Ihr Arm sieht wirklich schlimm aus.«

»Du hast doch gehört, was sie gesagt hat«, sagte Jan. »Es ist nur ein Kratzer.«

Katrin schenkte sich Kaffee ein und funkelte ihn an. »Wenn man dir so zuhört, könnte man glauben, daß es dir Spaß macht«, sagte sie.

»Es macht mir keinen Spaß, ständig belogen zu werden«, sagte Jan. »Von wegen Unfall! Hast du ihre Hände gesehen?«

»Nein«, sagte Katrin. »Warum?«

»Du hättest sie dir ansehen sollen«, antwortete Jan. »Unter ihren Fingernägeln war Blut. Wenn du mich fragst, dann hat sie mit jemandem gekämpft.«

»Gekämpft?« Katrin nickte, ließ zwei oder drei Sekunden verstreichen und begann dann in ihrem Kaffee zu rühren, obwohl sie bisher weder Zucker noch Milch hineingetan hatte.

»Natürlich. Warum bin ich nicht gleich von selbst darauf gekommen? Vermutlich lauert sie draußen hilflosen Rentnern und kleinen Kindern auf, die leichtsinnig genug sind, nach Dunkelwerden das Haus zu verlassen.«

»Ich meine es ernst«, sagte Jan. »Mit diesem Mädchen stimmt was nicht. Wir hätten sie niemals hereinlassen sollen.«

»Du meinst, weil man Hexen niemals in sein Haus bitten



darf«, pflichtete ihm Katrin mit ernstem Gesicht zu. »Das stimmt. Ich habe einfach nicht daran gedacht. Es tut mir leid.«

»Es war ein Fehler«, fuhr Jan unbeirrt fort.

Das spöttische Funkeln in Katrins Augen erlosch wie abgeschaltet.

»Der einzige, mit dem etwas nicht stimmt, bist du«, sagte sie. Sie hörte auf, in ihrer Tasse herumzurühren, und sah ihn ernst und mit einer Mischung aus Sorge und ehrlichem Mitgefühl an. »Es wundert mich fast, daß dir nicht schon selber auffällt, wie du dich anhörst.«

»Du meinst: nervös?« Jan nickte grimmig. »Ich habe allen Grund dazu.«

»Ich meine: paranoid«, antwortete Katrin. »Ich gestehe ja gerne ein, daß Vera uns vermutlich das eine oder andere nicht erzählt hat. Aber das muß sie auch nicht. Es ist ihr Leben, weißt du? Sie ist uns gegenüber zu nichts verpflichtet.«

»Stimmt«, sagte Jan. »So wenig wie wir ihr gegenüber.«

Katrin warf einen Blick auf die geschlossene Badezimmertür, als hätte sie Angst, daß Vera ihr Gespräch mithörte. »Und deshalb hast du sie hinausgeworfen«, vermutete sie.

»Ich habe sie nicht-«, begann Jan laut und in eindeutig zornigem Ton, riß sich dann zusammen und fuhr nach einer Pause und gezwungen ruhig fort: »Ich habe sie nicht hinausgeworfen. Ich habe dir gesagt, sie war weg, als ich ins Zimmer kam, und das ist die Wahrheit. Verdammt noch mal, warum muß ich mich hier eigentlich verteidigen? Ich verlange doch nichts als das natürlichste Recht der Welt, nämlich bestimmen zu dürfen, wer in meiner Wohnung lebt und wer nicht! «

»Sie *lebt* nicht hier«, antwortete Katrin betont. »Sie ist nur ein paar Tage zu Besuch. Bestimmt nicht mehr lange.«

Ganz *bestimmt nicht mehr lange*, dachte Jan entschlossen. Er sprach es nicht aus, aber das schien auch nicht nötig zu sein.

Katrin kannte ihn gut genug, um in diesem Moment seine Gedanken zu lesen, und er kannte sie hinreichend, um sich jedes weitere Wort zu sparen. Warum auch immer, Katrin hatte sich entschlossen, Veras Partei zu ergreifen, und das vorbehaltlos

und jenseits aller Logik, und er würde sie von diesem Entschluß nicht abbringen, wenn er versuchte, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen.

Vielleicht nur, um das Thema zu wechseln, sagte Katrin plötzlich: »Was wolltest du mir eigentlich vorhin erzählen? Ich meine - es war ja immerhin wichtig genug, um mich zu wecken und mich ein mittleres Festmahl zubereiten zu lassen.«

*Erzähl ihr nichts.*

Veras Stimme erklang so deutlich hinter seiner Stirn, als stünde sie hinter ihm und flüstere ihm die Worte ins Wort. Er hatte sie vorhin im Bad so wenig verstanden wie jetzt - er wußte ja nicht einmal, *wovon* er ihr nichts erzählen sollte - und doch war es ihm plötzlich unmöglich, Katrins Frage zu beantworten. Er starrte sie einfach nur an, und nach ein paar Sekunden und in hörbar ungeduldigerem Ton als das erste Mal wiederholte sie ihre Frage:

»Was wolltest du mir erzählen? Über gestern abend und dein Auge?«

Und Jan hörte sich zu seiner eigenen maßlosen Überraschung antworten: »Es ist ... nichts. Nicht mehr wichtig.«

Katrin runzelte die Stirn. »Immerhin war es wichtig genug, um mich mitten in der Nacht aus dem Bett zu werfen.«

»Ganz so war es nicht«, antwortete Jan.

»Ich hasse es, wenn du so etwas tust, das weißt du.«

»Was?«

»Eine Andeutung machen und sie dann nicht erklären. Du weißt verdammt genau, wovon ich rede.«

Natürlich wußte er das. Und er wußte auch, daß er Katrin mit so etwas in den Wahnsinn treiben konnte. Hingeworfene Bemerkungen wie diese waren schon der Anlaß zu tagelangen Streitereien gewesen, von denen spätestens nach ein paar Stunden niemand mehr gewußt hatte, worum es überhaupt ging. Jetzt wußte er es, aber er *konnte* ihre Frage einfach nicht beantworten.

*Erzähl ihr nichts.* Aus Veras scheinbar sinnlosen Worten war ein Befehl geworden, dem er sich nicht widersetzen konnte. In diesem Moment ging die Tür auf, und Vera kam aus dem Bad. Zum erstenmal, seit er sie mit nach Hause gebracht hatte, war er ehrlich froh, sie zu sehen, denn Katrin schien bei ihrem Anblick schlagartig zu vergessen, was sie ihn überhaupt gefragt hatte, stand halb auf und drehte sich dabei zu ihr herum.

»Bleib sitzen«, sagte Vera rasch. »Mach dir nicht noch mehr Umstände.«

»Unsinn!« Katrin führte die Bewegung nach kurzem Zögern zu Ende (seltsam, es kam Jan so vor, als koste es sie enorme Überwindung und als wäre sie nicht ganz sicher, ob das, was sie tat, auch richtig war), trat auf Vera zu und führte sie am Arm zur Couch, als fürchte sie tatsächlich, daß sie nicht aus eigener Kraft in der Lage wäre, zu gehen.

Veras Lippen verzogen sich zu einem angedeuteten, spöttischen Lächeln, aber sie gehorchte und ließ sich Jan gegenüber auf die Couch sinken.

Sie trug jetzt einen ausgeleierten Pullover, den Jan das letzte Mal vor zwei oder drei Jahren an Katrin gesehen hatte und in dem selbst Cindy Crawford wie Mutter Courage nach einer verlorenen Schlacht ausgesehen hätte. Sie hatte den rechten Arm in eine Schlinge gelegt, die aus zwei zusammengeknoteten Handtüchern improvisiert war, und nachdem sie sich hingesetzt hatte, nahm sie die Sonnenbrille ab und fuhr sich mit einer müden Bewegung über die Augen.

»Meinst du nicht, daß wir doch besser einen Arzt rufen sollen?«, erkundigte sich Katrin besorgt. »Oder gleich ins Krankenhaus. Jan ... *ich* fahre dich gerne hin.«

Dieser ganz und gar nicht harmlose und vielleicht nicht einmal unbeabsichtigte Versprecher war fast mehr, als Jan heute noch hinnehmen konnte. Es war eine Sache, wenn Katrin beschlossen hatte, sich wie ein Löwenmutter vor ihr verletztes Junges zu stellen, aber eine vollkommen andere, wenn sie Jan damit öffentlich ausspielte. Ihre Diskrepanzen gingen

niemanden etwas an; und der *Grund* dieser Meinungsverschiedenheiten schon gar nicht.

»Es ist wirklich nur eine Schramme«, sagte Vera. »Es tut schon kaum noch weh.«

Jan starrte unverblümt ihre Hände an. Sie waren frisch gewaschen und offenbar so gründlich geschrubbt worden, daß die Haut einen rosigen Schimmer angenommen hatte. Trotzdem konnte er die Platzwunden auf ihren Knöcheln deutlich erkennen. Nichts Schlimmes, aber trotzdem: Wunden wie diese konnten eigentlich nur auf eine Art entstehen: Wenn man jemanden schlug.

Vera setzte die Brille wieder auf, griff nach der Kanne und schüttete sich einen Kaffee ein. Katrin gab Milch dazu, ließ ihren Blick prüfend über den Tisch wandern und runzelte übertrieben die Stirn. »Habe ich den Zucker vergessen?«

Die Dose mit Würfelzucker stand praktisch vor ihrer Nase. Sie selbst hatte sie vor ein paar Minuten dorthin gestellt, zusammen mit dem Rest der Mitternachtsmahlzeit. Trotzdem stand Katrin auf, schüttelte noch einmal den Kopf und verschwand mit schnellen Schritten in der Küche.

Kaum waren sie allein, nahm Vera erneut ihre Brille ab, sah ihn aus ihren durchdringenden, unheimlichen Augen an, daß ihm fast ein kalter Schauer über den Rücken lief, und fragte dann: »Hast du es ihr gesagt?«

»Ich weiß nicht einmal, wovon du sprichst«, antwortete Jan. »Aber was immer es ist, die Antwort ist nein.«

»Gut«, sagte Vera. »Ich weiß, wie schwer das für dich zu verstehen ist. Ich fühle mich auch nicht gut dabei, glaub mir. Aber ich werde dir alles erklären - sobald wir allein sind.«

»Das ist nicht nötig«, antwortete Jan. Er blickte nervös zur Küche hin. Katrin klapperte und hantierte dort so laut herum, als lege sie Wert darauf, die gesamte Nachbarschaft zu wecken.

»Und wir werden bestimmt nicht allein sein, Vera. Ich möchte, daß du verschwindest. Auf der Stelle.«

»Das kann ich nicht«, antwortete Vera. »Und ich bin -«

»Es interessiert mich nicht, was du kannst oder bist«, unterbrach sie Jan und machte eine wütende Kopfbewegung auf ihren bandagierten Arm. »So wenig wie das da. Wenn du Probleme hast, dann geh zur Polizei. Die sind dafür da, Leuten mit Problemen zu helfen. Wenn es wirklich nur ein dummer Unfall war, dann verschwinde.«

»Das kann ich nicht«, sagte Vera noch einmal, aber Jan unterbrach sie erneut und jetzt in noch schärferem Ton:

»Du kannst, und du wirst. Ich habe genug eigene Sorgen, ohne mir auch noch deine aufhalsen zu müssen. Ich bin dir sehr dankbar für das, was du für Katrin und mich getan hast, aber jetzt ist es gut. Geh. Verschwinde aus dieser Wohnung, und verschwinde vor allem aus unserem Leben.«

»Wenn ich das tue, seid ihr beide in vierundzwanzig Stunden tot«, sagte Vera.

Das war so grotesk, daß Jan am liebsten laut aufgelacht hätte, und zugleich jagte es ihm einen eisigen Schauer über den Rücken. Da war irgend etwas in ihrer Stimme, irgend etwas im Blick ihrer sonderbaren Augen, was ihren Worten jede Lächerlichkeit nahm.

Aber zumindest im Moment hatte er noch genug freien Willen, um es sich einfach selbst zu verbieten, länger als zwei oder drei Sekunden über den Sinn dieser kryptischen Botschaft nachzudenken.

Plötzlich fiel ihm auf, daß das Klappern aus der Küche aufgehört hatte, und erst in diesem Moment wurde ihm klar, daß das schon vor ein paar Sekunden passiert war. Er sah fast erschrocken hoch und begegnete Katrins Blicken, die in der Küchentür stand und abwechselnd Vera und ihn mit einer Art irritiertem Mißtrauen betrachtete.

*Wenn ich das tue, seid ihr innerhalb von vierundzwanzig Stunden tot.* Er konnte immer noch nicht sagen, was der Sinn dieser Warnung war, aber er wußte einfach, daß er sie ernst nehmen mußte. Er hatte in den letzten Tagen zu viel erlebt und gesehen, um nicht mehr auf seine Ahnungen zu hören.

Katrin blinzelte plötzlich, starrte die Zuckerdose auf dem Tisch mit einem Ausdruck so vollkommenen Unverständnisses an, daß es schon fast komisch aussah, und rate sich dann zu einem nervösen Lächeln auf.

»Da ist er ja«, murmelte sie verwirrt. Sie schüttelte den Kopf. »Ich werde anscheinend alt.«

Sie setzte sich und sah abwechselnd Jan and Vera an, auf eine ganz besondere, fast erwartungsvolle Art, Vera grinste. »Das wollen wir hoffen.«

»Was?«

»Daß du alt wirst. Oder willst du jung sterben?«

Der Scherz ging so daneben, wie Katrins Lachen falsch klang. Eine sonderbare Atmosphäre hatte sich urplötzlich im Zimmer ausgebreitet. Eine Mischung aus Furcht und Mißtrauen, die nicht nur Jan zu empfinden schien. Katrins Haltung wirkte angespannt. Sie schenkte sich einen Kaffee ein, aber ihre Finger zitterten so sehr, daß sie die zweite Hand zur Hilfe nehmen mußte, um die Tasse zu heben und daran zu nippen. »Also?« sagte sie schließlich, an Vera ge'andt. »Du wolltest uns erzählen, was dir passiert ist.«

Vera nahm ihre Brille ab und sah Katrin aus ihren fahlen Augen durchdringend an. »Ich dachte, wir hätten uns darauf geeinigt, daß wir nicht mehr darüber reden.«

Katrin erwähnte das Thema für den Rest des Abends mit keinem Wort mehr.

Als Jan am nächsten Morgen erwachte, war Katrin - beinahe schon wie üblich - nicht da, hatte aber diesmal weder einen Zettel noch eine andere Notiz hinterlassen, wohin sie gegangen war und wann sie zurückkommen würde. Dafür fand er zwei Nachrichten auf seinem Anrufbeantworter. Die eine war von dem Beerdigungsunternehmer, mit dem er tags zuvor gesprochen hatte, und besagte, daß die Staatsanwaltschaft den Leichnam seines Bruders freigegeben habe und die Beerdigung somit wie geplant am kommenden Freitag stattfinden könne. Jan war verwirrt - und auch ziemlich beunruhigt. Er hatte gar nicht gewußt, daß sich die Staatsanwaltschaft für den Tod seines Bruders interessierte und warum. Und dazu passend stammte die zweite Botschaft von Krieger, der jetzt schon deutlich ruppiger um seinen Rückruf bat. Jan dachte nicht daran. Sollte sich dieser blöde Bulle doch jemand anderen suchen, dem er mit seinen Fragen auf die Nerven gehen konnte. Er hatte im Augenblick wirklich andere Sorgen. Als er sich sein Frühstück zubereitete, fiel sein Blick auf die Kamera, die er am vergangenen Abend achtlos liegengelassen hatte. Er überlegte, ob er die wenigen Bilder entwickeln sollte, entschied sich dann aber dagegen. Die Art von hochempfindlichem Film, den er eingelegt hatte, war unverschämt teuer. Es

wäre Verschwendung, den ganzen Film zu entwickeln, um vier oder fünf Abzüge zu machen - Abzüge, die möglicherweise sowieso wieder auf geheimnisvolle Weise verschwinden würden, falls sie irgend etwas anderes zeigten als das leere Zimmer ...

Er verstaute den Apparat wieder in dem Schrank, in dem er den Teil seiner Ausrüstung aufbewahrte, den er nicht aktuell im Einsatz hatte, kramte eine Weile herum und förderte schließlich eine kleine Pappschachtel zutage, die seit drei Jahren auf einem der Regalbretter verstaubte.

Sie enthielt das erste Geschenk, das Katrin ihm gemacht hatte; rührend, aber vollkommen nutzlos. Es war eine kleine Digitalkamera der ersten Generation. Die Speicherkapazität war auf acht Aufnahmen beschränkt, und die Qualität dieser Aufnahmen war so miserabel, daß die Kamera nicht einmal mehr als Spielzeug durchging. Trotzdem nahm Jan sie nun heraus, überprüfte sie sorgfältig und machte eine Probeaufnahme, nachdem er die Batterien ausgewechselt hatte.

Das Bild, das auf dem briefmarkengroßen Display erschien, war tatsächlich noch schlechter, als er erwartet hatte; die Qualität der Kamera hatte im Lauf der Jahre nachgelassen, oder er hatte sie besser in Erinnerung. Aber es erschien *sofort*.

Jan löschte die Aufnahme, ging dann durch die Wohnung und drückte fast wahllos auf den Auslöser, bis ihn ein leises elektronisches Piepsen davon unterrichtete, daß der Speicher voll war.

Als er die Aufnahmen überprüfte, kam er sich selbst ziemlich albern vor. Sie zeigten nichts anderes als das, was er durch den Sucher gesehen hatte: Eine leere Wohnung. Was hatte er erwartet? Irgendwelche Gespenster, die in den Ecken hockten und ihn anstarrten?

Trotzdem überspielte er die Aufnahmen auf die Festplatte seines PCs, bevor er den Speicher wieder löschte und die kaum zigaretenschachtelgroße Kamera in die Brusttasche steckte und sein Arbeitszimmer wieder verließ; im Grunde ohne zu wissen warum. Es war wieder nur ein Gefühl.



Das Telefon klingelte, und Jan hob ab. »Ja?«  
 »Verschwinde aus der Wohnung! « Es war Veras Stimme. Sie sprach schnell, gehetzt, als wäre sie kurz davor, zu schreien.  
 »Sofort! «  
 »Aber ... ?«  
 »Wir treffen uns in der Stadt. In dem unterirdischen Gasthaus am Markt. Ich bring' Katrin mit. Und jetzt *mach, daß du da rauskommst!* «  
 Sie hängte ein. Jan starrte den Telefonhörer in seiner Hand zwei oder drei Sekunden lang völlig verständnislos an, dann legte er ihn mit einer betont langsamen Bewegung auf die Gabel zurück, schüttelte den Kopf und versuchte, dem soeben Gehörten irgendeinen Sinn abzugewinnen.  
 Fast im gleichen Moment spürte er, daß er nicht mehr allein war.  
 Das Gefühl war von beinahe körperlicher Intensität, fast wie eine Berührung. Jemand - *etwas* - war plötzlich hinter ihm aufgetaucht, etwas Düsteres, unglaublich Altes und Gefährliches und ganz und gar *nicht* Unbekanntes.  
 Jan begann am ganzen Leib zu zittern. Er wollte sich umdrehen, aber er konnte es nicht. Plötzlich war er wieder ein kleines Kind, das einen Alptraum träumte, in dem es von Monstern und gesichtslosen Ungeheuern verfolgt wurde, und das einfach die Augen zusammenpreßte und sich einredete, daß die Chimären es nicht sehen würden, solange es sie nicht sah.  
 Aber das Ding kam näher.  
 Es bewegte sich langsam und schleichend auf ihn zu, hob vielleicht in genau diesem Moment eine fürchterliche Klaue, mit der es sein Herz berühren und das Leben einfach aus ihm herausreißen würde.  
 Jan raffte all seinen Mut zusammen und drehte sich mit einem Ruck herum.  
 Er war allein. Hinter ihm stand absolut niemand.  
 Für einen ganz kurzen Moment glaubte er zwar so etwas wie einen Schatten zu sehen, der davonhuschte, aber er war ziem-

lich sicher, daß dieser Schatten nur in seiner Einbildung existierte. Der winzige Rest von logischem Denken, der ihm geblieben war, drohte an einer Sturmflut von Gefühlen und absurden Empfindungen zu zerbrechen, die über ihn hinwegspülte. Seine Phantasie erschuf die dazugehörigen Bilder.

Und doch: Es gab keine wirkliche Gefahr.

Niemand war hier.

Nichts war gekommen, um ihn zu vernichten.

Es waren einzig Veras Worte gewesen, die den namenlosen Schrecken heraufbeschworen hatten. Seine Psyche befand sich noch immer in Aufruhr. Die tiefen Wunden, die er in den letzten Tagen davongetragen hatte, waren noch längst nicht verheilt, und es gehörte nicht viel dazu, sie wieder aufzureißen. Jan klammerte sich einige Sekunden lang an diese Erklärung, und obwohl er tief in sich spürte, daß sie falsch war, tat sie schließlich ihre Wirkung. Sein hämmernder Puls beruhigte sich, und seine Hände hörten auf zu zittern. Die körperlose Furcht blieb, aber sie war jetzt auf ein Maß herabgesunken, mit dem er umgehen konnte.

Er zog die Kamera aus der Tasche, machte eine Aufnahme.

Dann drehte er sich halb herum und starrte die geschlossene Tür zu Veras Zimmer an.

Das Gefühl, die Wohnung mit etwas Unheimlichem zu teilen, kam von dort. Es sickerte wie ein unsichtbares Gift durch das Holz und begann die Atmosphäre im Raum zu verpesten.

Jan wußte, daß er sich vollkommen idiotisch benahm. Das einzige, was er vernünftigerweise jetzt tun sollte, wäre, hinüberzugehen und diese Tür aufzureißen, um seiner außer Rand und Band geratenen Phantasie zu beweisen, daß dahinter nichts anderes als ein leeres Zimmer war. Aber er konnte es nicht. Irrational oder nicht, ein Teil von ihm wußte einfach, daß das unsichtbare, tödliche Ding, das gerade hinter ihm gestanden hatte, nun hinter dieser Tür lauerte und daß es ihm etwas Entsetzliches antun würde, wenn er ihm zu nahe kam. Es wollte, daß er seine Anwesenheit spürte.

Dieser unheimliche Bewohner der Schattenwelt war durchaus in der Lage, unsichtbare und völlig unbemerkt zu bleiben - wenn er es wollte. Im Moment offenbarte er sich ihm ganz bewußt, vielleicht, um sich an Jans Furcht zu laben. Vielleicht war es das, wovon die Kreatur lebte: Angst.

Jan machte - fast ohne es zu merken - noch ein Foto von der Tür, dann begann er rückwärts aus dem Zimmer zu gehen. Seine Hände zitterten jetzt wieder. Er merkte es nicht. Ohne die Tür, hinter der der Dunkle lauerte, auch nur einen Sekundenbruchteil aus den Augen zu lassen stolperte er aus dem Zimmer und tastete blind nach seiner Jacke.

Als er sie vom Haken nahm, glaubte er eine Bewegung in dem Garderobenspiegel daneben wahrzunehmen.

Er drehte sich um, und der Spiegel zerbarst.

Es gab ein Geräusch, als kratzten riesige Fingernägel über eine Schiefertafel, und der Spiegel zerplatzte, wie von einem Faustschlag getroffen, in tausend Scherben.

Jan zog erschrocken den Kopf ein und preßte die Augenlider zusammen, um sich vor den Millionen mikroskopisch feiner, silberbedampfter Glassplitter zu schützen, die wie reißender Nebel auf ihn herabregneten. Irgend etwas berührte eiskalt und flüchtig seine Schulter.

Es tat nicht einmal weh, aber das Gefühl war wie ein elektrischer Schlag, der durch seinen Arm und bis in die Fingerspitzen und auf der anderen Seite bis tief in seinen Unterleib hineinraste und ihn aufstöhnen ließ. Er konnte spüren, wie für einen Moment alle Kraft aus seinem Körper wich, taumelte, fing sich im letzten Moment wieder und schaffte es irgendwie, sich zur Tür zu schleppen und sie aufzustoßen.

Wimmernd vor Angst und Schwäche torkelte er auf den Hausflur hinaus. Eine Woge unsichtbarer Schwärze folgte ihm. Schatten führten einen irrsinnigen Tanz rings um ihn herum auf, und erneut berührte etwas flüchtig seinen Arm. Diesmal ließ ihn die Berührung gegen die Wand taumeln.

Es war kein wirklicher Schmerz, sondern nur etwas, das

seine Nerven als Schmerz interpretierten, weil ihnen die wirkliche Bedeutung dieses Gefühls vollkommen fremd und unverständlich war. Er sank gegen die Wand, kämpfte einen Moment lang gegen eine Schwärze in seinen Gedanken an, die in Bewußtlosigkeit überzugehen drohte, und schaffte es irgendwie, sich auf Händen und Knien abzufangen, bevor er endgültig zu Boden gehen konnte. Er hatte der Ohnmacht getrotzt, war aber auch nicht mehr ganz wach, sondern schien sich in einer Art Zwischenbereich zu befinden, in dem er sich seines Körpers und seiner Umgebung nur noch vage bewußt war. Er wußte nicht, was von dem, was er zu sehen und hören glaubte, Wirklichkeit und was Halluzination war. Er hörte ein Geräusch, wie ein fernes, durch und durch *böses* Lachen, Laute wie von einem Kampf, trappelnde Schritte, das Schlagen großer, ledriger Flügel. Eine verschwommene Gestalt schmolz aus der Schwärze heraus, die sein Gesichtsfeld einengte, und beugte sich über ihn, und für einen ganz kurzen Moment glaubte er verbranntes Fleisch zu riechen.

*Nein.*

So leicht würde er es ihm nicht machen. Der Dunkle war da, so, wie er vielleicht die ganze Zeit über in seiner Nähe gewesen war, aber er war nicht gekommen, um ihn zu töten.

Noch nicht. Er war hier, um ihn zu quälen. Sich an seinem Schmerz zu laben und ihm das einzige zu geben, was zu geben er vielleicht überhaupt imstande war: Leid.

Der Gedanke weckte seinen Trotz.

Er hätte sich damit abfinden können, hier und jetzt zu sterben, aber nicht damit, Opfer einer Macht zu werden, der er nur zufällig in den Weg geraten war und die er nicht verstand und auch gar nicht verstehen wollte und die ihn mit der gleichen grausamen Gedankenlosigkeit quälte, mit der eine Katze mit einer gefangenen Maus spielte. Er bäumte sich auf, schlug nach dem schattenhaft sichtbaren Gesicht über sich und hatte das verrückte Gefühl, auf Widerstand zu treffen - aber das war unmöglich. Er konnte nichts berühren, was nicht da war. Aber

vielleicht gehorchte diese Vision ja ihrer eigenen, widersinnigen Logik.

So oder so, der Dunkle taumelte zurück, und auf seinem entstellten Gesicht erschien für den Bruchteil einer Sekunde eine Mischung aus Überraschung, Schmerz und Wut, bevor das Bild langsam verblaßte. Gleichzeitig wich langsam das Gefühl plötzlicher Schwäche aus Jans Gliedern; er konnte fühlen, wie die Kraft in seinen Körper zurückkehrte und die Bewußtlosigkeit, die ihn in jenes unheimliche Zwischenreich gezerrt hatte, fast widerwillig zurückwich.

Jan hob den Arm, preßte die Hand gegen den rauhen Verputz der Wand und zog sich mühsam hoch. Noch immer drehte sich alles um ihn, und noch immer hatte er Schwierigkeiten, richtig zu sehen. Schatten wirbelten durch sein Gesichtsfeld, und er war nicht sicher, ob die Geräusche, die er hörte, nur in seiner Einbildung existierten oder wirklich waren.

Am unteren Ende der Treppe fiel die Tür ins Schloß, und er hörte eilige Schritte, die sich dem Aufzug näherten.

Jan verharrte noch eine oder zwei Sekunden schwer gegen die Wand gestützt, dann hob er mühsam seine Jacke auf, die ihm entglitten war, zwang seine Beine, sich in Bewegung zu setzen und die Treppe anzusteuern. Seine Brust schmerzte, und sein Herz hämmerte schnell, hart und auf beunruhigende Weise unregelmäßig. Er war nicht einmal sicher, ob er die Kraft aufbringen konnte, die Treppe hinunterzusteigen - aber er wollte nicht, daß ihn jemand in diesem Zustand sah; kein Fremder und schon gar nicht Katrin oder Vera.

Während er sich Stufe für Stufe die Treppe hinunterquälte, wurde es besser. Sein Körper hatte nicht alle Kraft verloren, vielmehr schien irgend etwas die Kontakte zwischen seinen Gliedern und den Batterien in seinem Inneren unterbrochen zu haben, so daß die Energie nun, wo die Blockade aufgehoben war, rasch und fühlbar zurückkam.

Als er das Erdgeschoß erreichte, war er noch immer ein wenig außer Atem, und sein Herz hämmerte weiter, genauso

schnell wie oben, aber er zweifelte wenigstens nicht mehr daran, daß er den nächsten Schritt zustande bringen würde. Der Aufzug war mittlerweile abgefahren. Er konnte hören, wie er oben anhielt und sich die Türen öffneten. Für einen ganz kurzen Moment fragte er sich, ob es vielleicht tatsächlich Katrin oder auch ihr ungebetener Hausgast war, verwarf den Gedanken aber schnell wieder. Er verließ das Haus, überquerte die Straße und stellte erst auf der anderen Seite angekommen fest, daß der Wagen nicht da war. Er hatte jedoch Glück und entdeckte fast im selben Moment ein Taxi.

Jan winkte es heran, bat den Fahrer, ihn zum Markt zu bringen, und ließ sich müde auf die Rückbank fallen.

Der Mann beobachtete ihn mißtrauisch im Innenspiegel. Er sagte nichts, schaltete kommentarlos das Taxameter ein und fuhr los, aber Jan war sich darüber im klaren, daß er einen ziemlich sonderbaren Anblick bieten mußte. Wenn er so aussah, wie es ich fühlte, mußte es schrecklich sein.

Während sie in Richtung Stadtmitte fuhren, dachte er über das unheimliche Erlebnis nach, das er gerade gehabt hatte. Ihm fielen auf Anhieb zwei Erklärungen dafür ein, aber er wußte nicht zu sagen, welche beunruhigender war: Die eine war, daß er einen Schwächeanfall und eine damit verbundene Halluzination gehabt hatte, was einige nicht besonders angenehme Rückschlüsse auf seinen momentanen Gesamtzustand zuließ. Die andere Erklärung war, daß er all das wirklich erlebt hatte - die Konsequenz daraus gefiel ihm noch viel weniger. Er entschied, Katrin vorerst nichts von dem Zwischenfall zu erzählen.

Es herrschte wenig Verkehr. Sie erreichten den Marktplatz in weniger als zehn Minuten, und Jan kramte, nach einem wortlosen Blick auf das Taxameter, seine Brieftasche hervor und bezahlte den Fahrer. Der Mann nahm das Geld schweigend entgegen; er wirkte sichtlich erleichtert, als Jan den Wagen verließ. Das Taxi fuhr los, kaum daß Jan Zeit gefunden hatte, die Tür hinter sich zu schließen.

Jan sah ihm mit einem Gefühl des Bedauerns nach. Wahrscheinlich hatte der Mann ihn für betrunken oder krank gehalten, und auch, wenn es ihm vollkommen gleich sein konnte, was ein völlig Fremder von ihm dachte, so liebte Jan es doch nicht, einen schlechten Eindruck zu hinterlassen. Dann wurde ihm klar, wie albern eine solche Überlegung war, angesichts der Situation, in der er sich befand, und er verscheuchte den Gedanken.

Unschlüssig sah er sich um. Das *unterirdische* Gasthaus am Markt ... Was, zum Teufel, hatte Vera damit gemeint? Es gab hier eine Reihe von >Gasthäusern<, aber nicht eines davon war unterirdisch.

Er bedauerte es jetzt schon, den Taxifahrer so schnell weggeschickt zu haben. Der Mann kannte sich hier garantiert besser aus als er. Vermutlich hätte er gewußt, was Vera meinte.

Eines der Restaurants hier mußte wohl über einen unterirdischen Gewölbekeller verfügen - Neuss war zwar ein Kaff, stand aber auf historischem Boden. Man brauchte praktisch nur einen Spaten in die Erde zu rammen, um auf irgendwelche Tonscherben, römische Mauerreste oder noch ältere Fundstücke zu stoßen. Unter den Bauunternehmern der Stadt ging die Mär, daß man nachts regelmäßig Bauherren im Schein von Taschenlampen über ihre Grundstücke schleichen sah, die auf der Suche nach eben diesen Fundstücken waren - nicht um sie im Museum abzuliefern, sondern um sie verschwinden zu lassen, bevor die Archäologen darauf stießen und ihnen die Baustelle für ein paar Monate lahmlegten.

Jan drehte sich einmal im Kreis und musterte dabei das halbe Dutzend Kneipen, Bistros und Restaurants, das den Marktplatz säumte. Die meisten davon kannte er. Nicht besonders gut, aber er kannte sie und wußte, daß keines dieser Lokale über einen Gewölbekeller oder Ähnliches verfügte. Vielleicht die kleine Stehkneipe an der Ecke. Er war niemals darin gewesen, und auch das Gebäude kam ihm ziemlich unscheinbar vor - aber das besagte nichts.

Er bewegte sich unschlüssig und ohne besondere Eile darauf zu und blieb wieder stehen. Es war Vormittag; selbst wenn das Lokal schon geöffnet hatte, würden sich Katrin und Vera ganz bestimmt nicht dort mit ihm treffen wollen. Katrin haßte Kneipen. Was Vera mit dem antiquierten Wort Gasthaus gemeint hatte, war mit Sicherheit ein Restaurant, was die Auswahl auf weniger als die Hälfte reduzierte. Trotzdem, es half nichts: Er würde wohl oder übel in jedem Lokal nachfragen müssen.

Jan machte kehrt, überquerte den Platz in entgegengesetzter Richtung und hielt dabei nach Katrins weißem Golf Ausschau, konnte ihn aber nirgendwo entdecken. Vielleicht hatte sie den Wagen auf dem alten Parkplatz abgestellt.

Während er die breite Treppe zum höhergelegenen Friedhof hinaufstieg, sah er sich ein zweites Mal und deutlich aufmerksamer um. Er entdeckte auch diesmal weder Vera noch Katrin oder ihren Wagen, aber dafür etwas anderes: Unter der Tür des historischen Zeughauses stand eine schlanke, schäbig gekleidete Person, die ihn aus mißtrauisch zusammengekniffenen Augen beobachtete. Irgend etwas daran war ... falsch.

Jan konnte nicht sagen, was, aber das Gefühl war zu intensiv, um es zu ignorieren. Er konnte regelrecht spüren, daß er angestarrt wurde. Auf der zweitobersten Stufe blieb er stehen, drehte sich direkt in Richtung des wuchtigen Gebäudes und starrte die leicht gebückt dastehende Gestalt seinerseits an. Im allerersten Moment war an dem Anblick nichts Außergewöhnliches. Es schien sich um einen Jungen zu handeln, zwölf, vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahre alt, mit schmutzigem langem Haar und noch schmutzigeren Kleidern, die ebenso wie ihr Besitzer bessere Tage gesehen zu haben schienen.

Dann erkannte er ihn.

Es war nicht irgendein Junge.

Es war der Junge, den er in dem unterirdischen Labyrinth unter dem Ratskeller gesehen hatte.

Als hätte er seine Gedanken gelesen, drehte sich der Junge



in diesem Moment um, machte zwei Schritte nach links und blieb wieder stehen. Er drehte den Kopf, sah erneut in Jans Richtung und ging dann mit entschlossenen Schritten, aber ohne Hast, weiter.

»He!« rief Jan. »Warte!«

Der Junge blieb erneut stehen, warf ihm einen auffordernden Blick über die Schulter hinweg zu und ging dann abermals weiter.

Jan konnte nur noch mit Mühe den Impuls unterdrücken, einfach hinter ihm her zu rennen. Der Junge wollte, daß er ihm folgte, das war offensichtlich; aber Jan wußte auch, daß er jetzt keinen Fehler begehen durfte. Ebenso deutlich, wie Jan erkannte, daß der Junge sich ihm absichtlich gezeigt hatte, war auch, daß er ihm auf keinen Fall zu nahe kommen durfte. Er hatte diesen Fehler schon einmal gemacht und um ein Haar mit dem Leben bezahlt.

Während er sich in einem komplizierten Zickzack-Kurs zwischen den geparkten Wagen hindurchschlängelte, versuchte er den seltsamen Burschen ein wenig genauer in Augenschein zu nehmen. Er korrigierte seine Schätzung, was das Alter des Jungen anging, um ein paar Jahre nach oben, aber das war auch schon beinahe alles, was er über seinen sonderbaren Führer sagen konnte. Aus irgendeinem Grund war er ... nicht richtig zu erkennen. Als glitte sein Blick einfach von ihm ab, wie ein Lichtstrahl an einem Spiegel, der so geschliffen war, daß er das Licht ablenkte, nicht zurückwarf. Seine Kleidung war sonderbar, nicht nur zerschlissen, sondern auf eine schwer in Worte zu kleidende Weise altmodisch.

Der Junge hatte das Ende des Parkplatzes erreicht und verschwand für einen Moment aus seinem Blickfeld, als er in die schmale Gasse hinter der Basilika trat. Jan beschleunigte seine Schritte, hütete sich aber zugleich, wirklich zu rennen. Er wollte den Jungen nicht verscheuchen. Er griff in die Tasche, zog die Kamera heraus und überzeugte sich davon, daß er noch genug Speicherplatz für zwei Fotos hatte. Im stillen verfluchte

er sich dafür, ausgerechnet diese Kamera eingesteckt zu haben. Wahrscheinlich würde er selbst bei stärkster Vergrößerung kaum mehr als einen verschwommenen Farbfleck auf dem Monitor erkennen. Er verbarg die Kamera so gut es ging in der rechten Hand und drückte auf den Auslöser, als er um die Basilika herumtrat und den Jungen kaum zehn Schritte vor sich erblickte. Er hatte auf ihn gewartet.

Jan blieb wieder stehen. Der Junge ging weiter, trat auf den Kirchenvorplatz hinaus und blickte kurz und auffordernd in seine Richtung. Er hatte ... sonderbare Augen, fand Jan. Er war zu weit entfernt, um Einzelheiten zu erkennen, aber etwas am Blick dieses Jungen war unheimlich.

So wie an Veras Blick.

Die Erkenntnis kam so plötzlich, daß er mitten im Schritt erstarnte und sich für zwei oder drei Sekunden lang allen Ernstes fragte, ob neben seinem Herzen und seinem Nervenkostüm vielleicht auch noch sein logisches Denken unter den Ereignissen der vergangenen Tagen gelitten hatte. Er mußte blind gewesen sein: Dieser Junge war genau wie Vera. Er hatte ihre Augen.

Aber er hatte nicht nur ihre Augen. Da war noch mehr; unendlich viel mehr. Sein Haar war so wenig schmutzig und ungepflegt wie seine Kleider abgerissen und altmodisch waren; beides wirkte nur so, weil es irgendwie Teil einer Realität zu sein schien, die sich ein winziges Stückchen von der entfernt hatte, die Jan bisher kannte.

»Warte!« rief Jan. Dann schrie er, so laut er konnte: »He! Junge! Bleib stehen! «

Vermutlich war es das Vernünftigste, was er hatte tun können, und er hatte es sogar gewußt, zumindest geahnt. Aber es war ihm gleich. Er rannte los und stellte ohne besondere Überraschung fest, daß sich der Junge einen Sekundenbruchteil vor ihm in Bewegung gesetzt hatte und mit noch viel weniger Überraschung, wie schnell er war.

Der Junge und er waren nicht allein auf dem Platz, und Jan

war sich darüber im klaren, daß er eine ziemlich auffällige Show darbot. Ein halbes Dutzend Passanten blickten fragend oder auch spöttisch in seine Richtung, und ganz tief in seinem Bewußtsein regte sich eine Stimme, die ihm zuflüsterte, daß er in einer Zeit lebte, in der es für einen erwachsenen Mann ziemlich kompromittierend sein konnte, am helllichten Tag lauthals schreiend hinter einem Kind herzurennen.

Nichts davon zählte. Er mußte diesen Jungen einholen, ganz gleich wie und um welchen Preis. Er wußte nicht einmal, was er ihn fragen wollte, aber es war vielleicht seine erste wirkliche Spur, der erste Hinweis, der ihm zu Veras Geheimnis führte. Es war ihm gleich, ob die Leute ihn für übergeschnappt hielten oder gar für einen potentiellen Kinderschänder. Er mußte mit diesem Jungen reden.

Unglücklicherweise bekam er ihn nicht zu fassen.

Schon seit ihrer ersten Begegnung hatte er gewußt, daß der Junge schnell war, aber nicht, wie schnell. Jan holte ihn zwar ein, mit pfeifenden Lungen und mit einem Herzschlag wie das Trommelsolo eines Heavy-Metal-Drummers, der eine Überdosis Speed genommen hatte, aber als er die Hand nach ihm ausstreckte, um ihn an der Schulter zu packen, war der Junge unerklärlicherweise nicht mehr da, wo er hingegriffen hatte.

Statt dessen befand er sich plötzlich einen halben Meter weiter links, so daß Jan ins Leere stolperte und um ein Haar gestürzt wäre. Fluchend schlug er einen Haken, um diesmal mit beiden Händen ... ins Leere zu greifen. Der Junge war plötzlich auf der anderen Seite. Es war, als versuche er ein Phantom zu fangen, einen Schatten, dem der Körper abhanden gekommen war.

Jan fand mit einem ungeschickten Stolperschritt sein Gleichgewicht wieder und drehte sich schwer atmend herum.

Mittlerweile starrte so ziemlich jeder auf dem Marktplatz in seine Richtung. Der Junge, der vor einer Sekunde noch einen Meter vor ihm gewesen war, stand nun mindestens zwanzig Schritte entfernt in einem schmalen, vergitterten Hauseingang und starrte ihn aus seinen sonderbaren Augen an. Jan

konnte nicht sagen, ob der Ausdruck darin Spott oder Verachtung war. Vielleicht beides.

»Aber das ist doch ... unmöglich«, murmelte er.

»Was ist unmöglich?« Jan wandte nur kurz den Blick und sah einen dunkelhaarigen Mann mit südländischem Gesicht auf sich zukommen. »Geht es Ihnen gut? Sind Sie in Ordnung?

«

Jan ignorierte ihn. Er machte einen Schritt auf den Jungen zu und blieb wieder stehen, aus der absurden Furcht heraus, er könnte wie ein Gespenst wieder verschwinden und an einer anderen Stelle materialisieren.

Statt dessen verzog das Kind die Lippen zu einem dünnen, aber nun eindeutig herablassenden Lächeln, drehte sich herum und schob das Metallgitter auf, vor dem es stand.

»Warte!« schrie Jan.

Er stürzte los. Der Passant, der sich nach seinem Befinden erkundigt hatte, prallte mit einem erschrockenen Laut zurück und entging um Haaresbreite dem Schicksal, einfach über den Haufen gerannt zu werden. Jan raste über den Platz, stürmte durch die Tür und wäre fast die schmale Treppe hinuntergefallen, die fast unmittelbar dahinter begann. Während er sich mit der linken Hand an der unverputzten Ziegelsteinmauer abstützte, sah er den Jungen gerade noch am unteren Ende der Treppe verschwinden.

Jan rannte weiter, prallte fast ungebremst gegen die Wand, die das untere Ende des Treppenschachtes begrenzte, und taumelte nach rechts. Düsteres Licht, ein niedriger, mehrfach unterteilter Gewölbekeller, der gerade genug Platz für zwei oder drei roh gezimmerte Tische und eine im gleichen Stil gehaltene Theke bot, hinter der ein Mann mit verschlafenem Gesicht und einem Geschirrtuch in der Hand stand. Der Junge verschwand genau in diesem Moment hinter der einzigen Tür, die es außer dem Eingang noch im Raum gab.

»Tut mir leid«, begann der Typ hinter der Theke, »aber wir haben eigentlich noch nicht -«

Jan ignorierte ihn einfach, raste im Sturmschritt durch den Raum und stieß die Tür auf, hinter der der Junge verschwunden war, und fand sich in einer winzigen, fensterlosen Toilette wieder.

Er war allein. Der Raum maß nicht einmal ganz anderthalb Schritte im Quadrat und bot gerade Platz für ein schäbiges Toilettenbecken und ein Waschbecken aus Metall, dessen Emaillebelag an zahlreichen Stellen abgeplatzt waren. Die Wände bestanden aus den gleichen unverputzten Ziegelsteinen wie das Gewölbe draußen, und es gab nicht nur keine weitere Tür, sondern überhaupt keine Lücke, die groß genug gewesen wäre, irgend etwas hinauszulassen, das wesentlich größer als ein Silberfischchen war.

Jan sah sich vollkommen fassungslos um. Was er sah, war absolut unmöglich. Er konnte sich nicht getäuscht haben. Der Junge war hier hereingelaufen, und das vor nicht einmal zwei Sekunden.

Verwirrt drehte er sich einmal im Kreis, hob die Hände und tastete das Mauerwerk ab. Er kam sich ziemlich albern dabei vor. Natürlich gab es hier keine Geheimtüren oder sonst etwas. Selbst wenn - die Zeit hätte für den Jungen einfach nicht gereicht, durch irgendeine geheime Tür oder Klappe zu verschwinden und sie hinter sich wieder zu schließen. Der Junge hatte sich buchstäblich in Nichts aufgelöst. Es war unmöglich, aber es war so.

Obwohl er sich mittlerweile mehr als lächerlich vorkam, untersuchte er auch noch den Fußboden. Der bestand aus grob zusammengefügt, äußerst massiven Dielen. Wenn es eine versteckte Klappe oder so etwas gab, dann war sie perfekt getarnt. Außerdem hätte sie allenfalls für eine Katze oder einen nicht allzu großen Hund gereicht.

Verwirrt richtete sich Jan wieder auf, drehte sich um und verließ die Toilette. Der Wirt stand noch immer hinter der Theke und polierte an einem Glas herum. Er sah ihm mit schräggehaltenem Kopf und leicht mißtrauischem Gesichts-

ausdruck entgegen, aber in seinen Augen stand ein eher amüsiertes Glitzern.

»Das war aber eilig!« meinte er grinsend. »Eigentlich ist diese Toilette für das Personal. Aber wenn die Natur ruft ... «

»Ja«, antwortete Jan verwirrt. »Ich ... es tut mir leid.«

»Schon gut. Man ist ja schließlich Mensch. Aber trotzdem: Wir öffnen erst in einer halben Stunde.«

»Sie meinen, ich soll wieder gehen«, entgegnete Jan. Seine Gedanken rasten. Der Mann hinter der Theke hatte den Jungen ganz offensichtlich nicht gesehen. Vielleicht hatte ihn niemand gesehen. Vielleicht hatte es ihn gar nicht gegeben ...

»Na, wenn Sie schon mal da sind ... « Der Wirt hörte auf, an seinem Glas herumzupolieren, und hob lächelnd die Schultern.

»Ein Pils?«

Jan setzte sich. Der Wirt nahm dies als Zustimmung und begann mit geschickten Bewegungen ein Bier zu zapfen.

Jan seufzte und stützte die Ellbogen auf den Tisch. »Ich wollte wirklich nicht so einfach hier reinplatzen«, sagte er.

»Die Tür oben war offen. Ich bin hier mit jemandem verabredet ... glaube ich.«

»Glauben Sie?«

»Ich bin nicht ganz sicher«, gestand Jan. »Meine Bekannte sagte etwas von einem Lokal am Marktplatz, mit einem Kellergewölbe.

«

»Davon gibt es hier ungefähr ein halbes Dutzend.« Der Wirt strich den Schaum vom Bier, zapfte nach und kam damit an Jans Tisch.

»Ein halbes Dutzend?«

»Mehr oder weniger.« Er machte eine entsprechende Handbewegung.

»Dieses Gewölbe stammt noch aus der Römerzeit.

Jedes zweite Lokal hier hat so einen Gewölbekeller. Wahrscheinlich sogar jedes. Nur haben es manche noch nicht gemerkt.

«

Er ging zur Theke zurück, zapfte sich ein zweites Bier und nippte daran. »Sie sind nicht aus Neuss, was?«

»Ich bin nicht hier geboren, wenn Sie das meinen«, antwortete Jan. »Aber ich lebe seit mehr als zehn Jahren hier.« Er trank ebenfalls von seinem Bier - es schmeckte scheußlich, aber mit neu erwachter Neugier sah er sich in dem niedrigen Keller um. Er konnte nicht sagen, ob der Mann die Wahrheit sagte oder nicht. Das gemauerte Gewölbe war sichtlich alt, aber es war unmöglich zu sagen, ob es nun fünfhundert, tausend oder zweitausend Jahre alt war. Er dachte an ein anderes, unendlich größeres Kellergewölbe, in dem er vor nicht allzu lange Zeit gewesen war, und starrte die geschlossene Toilettentür an.

»Das ist typisch.« Der Wirt deutete seinen Blick offensichtlich falsch und wies mit seinem Bierglas auf die Wand gegenüber. »Kaum einer hier weiß davon, aber gleich hinter dieser Wand beginnt ein Labyrinth, das bis heute noch nicht richtig erforscht ist. Es heißt, die ganze Innenstadt wäre untertunnelt. Vielleicht sogar noch viel mehr. Vor ein paar Jahren haben sie doch tatsächlich in einem dieser Gänge Hunderte von Kinderleichen gefunden.«

»Wie bitte?« fragte Jan erschrocken.

»Keine Sorge«, sagte der Wirt hastig. »Sie waren ein paar hundert Jahre alt, mindestens.«

Plötzlich grinste er, auf eine Art, die ihn eine Menge von der Sympathie kostete, die Jan bisher für ihn aufgebracht hatte. »Wie es der Zufall will, lagen die meisten davon in einem unterirdischen Gang, der früher wohl einmal zwei Klöster miteinander verbunden hat. In einem davon lebten Nonnen und in dem anderen unsere frommen Brüder, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Davon habe ich nie gehört«, erwiderte Jan, ernst und ganz bewußt ohne auf den anzüglichen Unterton in der Stimme des anderen einzugehen.

»Kunststück. Glauben Sie, die Typen im Rathaus legen besonderen Wert darauf, solche Details über die Stadtgeschichte an die große Glocke zu hängen? Oder etwa die Kirche?«

»Sie mögen sie nicht besonders, wie?« fragte Jan.

»Wen? Die Kirche oder unsere Freunde in der Stadtverwaltung?

«

»Beide?« vermutete Jan.

»Ich bin Gastronom«, antwortete der Wirt. »Haben Sie jemals einen Gastwirt getroffen, der noch keinen Krach mit den Ämtern gehabt hat? Alles, was die interessiert, sind Steuern und immer neue Mittel und Wege, um uns das Leben schwerzumachen.

« Er seufzte, trank wieder an seinem Bier und gab sich dann einen sichtbaren Ruck. »Entschuldigen Sie! Ich wollte Ihnen nicht mit meinen Problemen auf den Wecker gehen. Ist wohl noch zu früh für mich.«

»Für mich auch.« Jan leerte sein Glas, kramte in der Tasche nach Kleingeld und sah gleichzeitig auf die Uhr. »Ich bin wirklich nicht sicher, ob ich im richtigen Lokal bin. Wissen Sie, welches der anderen hier schon geöffnet hat?«

»Um diese Zeit? So gut wie alle. Es ist Mittag. Die Leute wollen essen.«

»Außer bei Ihnen. «

»Kommen Sie heute nacht wieder, dann erkennen Sie das hier nicht wieder. Die Kids stehen auf Kellergewölbe und Friedhofsatmosphäre. «

Jan lächelte zwar, aber er glaubte mittlerweile auch zumindest zu ahnen, von welchen Schwierigkeiten mit den Behörden der Wirt gesprochen hatte. Keine Stadtverwaltung der Welt hätte es gerne gesehen, wenn ihre historischen Stätten zu einem Treffpunkt der Grufti-Szene gemacht wurde.

Bevor er in die Verlegenheit kam, antworten zu müssen, wurden auf der Treppe Schritte laut. Jan und der Wirt sahen gleichzeitig auf.

Vera trug ihre üblichen, schrägen Klamotten und darüber die Lederjacke von gestern abend. Den Riß über der Schulter hatte sie mit einem Stück Heftpflaster geflickt, und ihr Arm schien ihr keinerlei Schwierigkeiten mehr zu bereiten, denn sie bewegte ihn völlig normal. Katrin hingegen hatte sich so



radikal verändert, daß Jan sie im allerersten Moment kaum erkannte. Sie hatte sich komplett neu eingekleidet und war beim Friseur gewesen. Ihr Frisur war beileibe nicht mit der Veras zu vergleichen, aber auf eine schwer zu definierende Art erinnerte sie Jan zugleich doch wieder an sie, und sie schien bei ihrem morgendlichen Streifzug durch die Boutiquen und Kaufhäuser nicht nur ihre Kleidungsstücke, sondern auch ihren Geschmack geändert zu haben. Jan konnte nicht auf Anhieb entscheiden, ob ihm diese Veränderung gefiel oder nicht. Aber er konnte einschätzen, daß die neuen Kleider, die Katrin trug, gewiß nicht billig gewesen waren. Kleider wie diese konnte sie sich normalerweise nicht leisten.

»Du hattest recht«, sagte Katrin zu Vera gewandt und in einem aufgebrachten Ton, der eine Menge über das verriet, worüber sie sich bisher unterhalten hatte. »Er ist tatsächlich gekommen.«

»Hast du etwa daran gezweifelt?« Vera kicherte, ließ sich schwer auf eine der niedrigen Bänke fallen und blinzelte Katrin verschwörerisch zu. »Wenn er sagt, er kommt, dann kommt er auch. «

»Manchmal kommt er sogar, wenn er vorher sagt, daß er noch nicht kommt«, fügte Katrin kichernd hinzu.

Jan starrte sie an. »Findest du das komisch?« fragte er. Er war nicht einmal wirklich wütend, sondern nur verwirrt. Anzügliche Bemerkungen wie diese paßten einfach nicht zu Katrin.

Noch vor ein paar Tagen hätte sie ihm eine Riesenszene gemacht, hätte er sich umgekehrt zu einer solchen Bemerkung hinreißen lassen.

»Und wie«, bestätigte Katrin. Sie lachte, ließ sich für Jans Geschmack entschieden zu nahe - neben Vera auf die Bank sinken und hob zwei Finger in Richtung der Theke. Noch immer lachend und an Jan gewandt fuhr sie fort: »Nun reg dich nicht auf. Du wirst doch noch einen kleinen Spaß verstehen.«

»Im Ernst«, mischte sich Vera ein. »Katrin und ich haben

gewettet, ob du kommst oder nicht. Sie hat geschworen, daß dich keine zehn Pferde um die Uhrzeit aus dem Bett kriegen, geschweige denn aus der Wohnung.«

»Es waren auch keine Pferde«, antwortete Jan bestimmt.

»Was immer es war, erzähl es mir später.« Katrin stand auf und drehte sich mit fragenden Gesichtsausdruck zur Theke um.

»Wo ist denn hier ... ?«

»Die Treppe rauf. Die Tür links neben dem Eingang.«

Katrin ging, und kaum war sie aus dem Raum, da erlosch Veras aufgekrautzter Gesichtsausdruck. »Ich bin froh, daß du gekommen bist«, sagte sie. »Ich war nicht ganz sicher.«

»Daß ich das hier finde oder daß ich lebend aus der Wohnung herauskomme?«

»Daß du mir glaubst«, antwortete Vera.

»Sollte ich das denn nicht?«

»Ich an deiner Stelle würde kein Wort mehr glauben«, sagte Vera ernst. Sie hob die Schultern. »Ich habe ... mich nicht besonders geschickt angestellt, fürchte ich. Aber ich habe nicht besonders viel Erfahrung in solchen Dingen.«

»In was für Dingen?« fragte Jan. Vera schwieg, und Jan fuhr nach ein paar Sekunden und jetzt nur noch mühsam beherrscht fort: »Verdammt, Vera, es- reicht. Ich will jetzt endlich ein paar Antworten.«

»Nein, Jan«, sagte Vera ernst. »Das willst du nicht. Ich bin ganz sicher, daß du das nicht willst.« Sie unterbrach sich für einen Moment, als der Wirt kam und zwei frisch gezapfte Gläser Bier vor ihr auf dem Tisch absetzte - als ob das einen Unterschied machte. Der Raum war so klein, daß er selbst dann jedes Wort verstanden hätte, wenn sie geflüstert hätten.

»Es ist besser, wenn du nicht weißt, was wirklich vorgeht«, fuhr sie fort. »Es tut mir wirklich leid, Jan. Glaub mir, niemand hat gewollt, daß das passiert. Ich am allerwenigsten. Und es wird sich nicht wiederholen.«

»Wie beruhigend«, sagte Jan spöttisch. »Vor allem, wo ich nicht einmal weiß, was sich wiederholen sollte.«

»Du wirst ab sofort besser geschützt«, antwortete Vera.  
»Wir haben ihn unterschätzt, aber das wird nicht noch einmal  
vorkommen. «  
»Ihn?«  
»Nosferatu«, sagte Vera.  
»Wen?! « Jan riß die Augen auf. Er hatte spöttisch klingen  
wollen, aber seine Stimme geriet zu einem hysterischen Quietschen.  
»Du hast ihn kennengelernt«, sagte Vera. »Der Mann, der  
dich verletzt hat. Am Auge.«  
»Wie hast du ihn genannt?« fragte Jan.  
»Nosferatu. « Vera lächelte, aber nicht besonders lange und  
noch weniger überzeugend. »Ich weiß, was du sagen willst.  
Natürlich ist das nicht sein wirklicher Name. Er nennt sich  
selbst so.«  
»Aber das ist verrückt. «  
»Stimmt.« Vera nippte an ihrem Bier und verzog fast angeekelt  
das Gesicht. »Er ist verrückt, das ist das Schlimme. Der  
Kerl hat schon ein gutes halbes Dutzend Menschen umge-  
bracht. Vielleicht hält er sich tatsächlich für einen Vampir,  
vielleicht ist das auch nur seine eigene Art von verschrobenem  
Humor.«  
»Und jetzt hat er es auf mich abgesehen? Warum?«  
»Seit wann brauchen Verrückte einen Grund?« gab Vera  
zurück. »Es gibt keinen. Du warst einfach nur im falschen Moment  
am falschen Ort, das ist alles.«  
»Wie tröstlich«, sagte Jan spöttisch. »Dann kann ich ja nur  
hoffen, daß ich jetzt am richtigen Ort bin.«  
Für einen Moment sah Vera ein wenig gekränkt aus. »Ich  
sagte bereits: Es tut mir leid. Niemand hat gewollt, daß du oder  
Katrin in diese gefährliche Geschichte hineingezogen werden.  
Aber es ist nun mal passiert. Dieser Mistkerl ist vielleicht verrückt,  
aber er ist sicherlich nicht dumm. Wir sind schon seit  
einer geraumen Weile hinter ihm her, aber bisher ist er uns  
immer wieder entwischt.«

»Wer, zum Teufel, ist >wir<?« fragte Jan. Er hatte Mühe, ruhig zu bleiben. Die Geschichte, die Vera ihm da auftrug, war so absurd, daß er am liebsten laut aufgelacht hätte. Er war nur noch nicht ganz sicher, ob Vera ihn nun auf den Arm nahm oder ob sie tatsächlich so verrückt war, diesen ganzen Mist zu glauben.

Ihre Antwort jedenfalls paßte zu dem, was er bisher gehört hatte. »Es ist besser, wenn du das nicht weißt. Davon abgesehen dürfte ich es dir gar nicht sagen, selbst wenn ich es wollte.«

»Ich verstehe«, sagte Jan ernst. »Ich nehme an, die Organisation, für die du arbeitest, ist so streng geheim, daß ich normalerweise nicht einmal von ihrer Existenz erfahren dürfte.«

»Ich meine es ernst, Jan«, antwortete Vera. »Dieser Kerl ist völlig unberechenbar. Er hat schon ein Dutzend Leute umgebracht, und er wird noch mehr Menschen töten, wenn wir ihn nicht aufhalten.« Sie sah rasch zur Treppe. »Wir möchten dich um etwas bitten, Jan.«

»Nur zu.« Jan war einen unauffälligen Blick zur Theke hin. Der Wirt hatte aufgehört, seine ohnehin blitzenden Gläser noch weiter zu polieren, sondern starrte Vera mit offenem Mund an. Als er Jans Blick begegnete, hob er die Hand an die Schläfe und machte eine kreiselnde Bewegung mit dem Zeigefinger. Jan deutete mit den Augen ein Nicken an und wandte sich dann wieder direkt an Vera.

»Wir müssen diesen Wahnsinnigen kriegen, bevor noch mehr Menschen sterben, Jan. Aus einem Grund, den ich nicht kenne, hat er es auf dich abgesehen. Wir möchten, daß du uns hilfst, ihm eine Falle zu stellen.«

»Selbstverständlich«, antwortete Jan. »Wenn es um die nationale Sicherheit geht, dann ist mir kein Risiko zu groß.«

»Du glaubst mir nicht«, stellte Vera fest.

»Selbstverständlich glaube ich dir«, sagte Jan. »Wie könnte ich auch nicht. Immerhin habe ich ja auch schon einen deiner Kollegen kennengelernt.«

Vera legte fragend den Kopf auf die Seite.

»Den Jungen«, sagte Jan.

»Welchen ... Jungen?« Vera klang alarmiert.

»Den Kleinen mit der komischen Frisur und der altmodischen Kleidung, der mich hierher geführt hat«, antwortete Jan.

»Er gehört doch zu eurem Verein, oder? Er scheint jedenfalls an der gleichen seltenen Augenkrankheit zu leiden wie du - ich nehme an, das gehört bei euch dazu. So eine Art Berufskrankheit. Oder setzen die euch neue Netzhäute ein, damit ihr auch im Dunkeln sehen könnt?«

»Der Junge?« wiederholte Vera. Sie klang verstört. Fast ein bißchen erschrocken. »Du konntest ihn ... sehen?«

»Hätte ich das nicht gedurft?« Jan grinste entschuldigend.

»Vielleicht hat seine Tarnkappe ja nicht richtig funktioniert.«

»Du hättest niemals -«

»Wem willst du diesen Scheiß eigentlich erzählen?« fiel ihr Jan ins Wort. In seiner Stimme war plötzlich nicht mehr die geringste Spur von Spott oder Ironie. »Du glaubst diesen ganzen Müll doch nicht etwas selbst, oder? Ich will jetzt endlich wissen, was hier gespielt wird.«

»Jan, ich schwöre dir -«

»Wer ist dieser Junge?« fuhr Jan unbeeindruckt fort. »Laß mich raten: Er ist dein Komplize, stimmt's? Ich nehme an, dein kleiner Bruder oder so etwas. Ist das eure Masche?«

»Jan, ich -«

»Laß mich raten«, sagte Jan noch einmal. »Der Trick funktioniert ungefähr so: Du machst den Anfang und schleichst dich irgendwie ins Vertrauen der Opfer, die ihr euch vorher ausgeguckt habt. Wie habt ihr es gemacht? Hat mich der Kleine vor die Bahn gestoßen? Wahrscheinlich. Und du warst rein zufällig genau im richtigen Moment zur Stelle, um mir das Leben zu retten. Und danach habt ihr die gleiche Show noch einmal mit Katrin abgezogen.«

»Das glaubst du doch nicht wirklich, oder?« fragte Vera ruhig.

Nein. Er glaubte es nicht wirklich. Im Gegenteil, Jan spürte

einfach, daß seine Version mindestens so weit von der Wahrheit entfernt war wie die hanebüchene Geschichte, die ihm Katrin aufgetischt hatte. Aber sie war zumindest etwas, was er glauben konnte.

»Ich verstehe nur noch nicht ganz, welche Rolle der dritte Kerl spielt«, fuhr er fort. »Nosferatu ... welchen Part übernimmt er? Sollte er mich einschüchtern? Wozu? Bei uns ist absolut nichts zu holen, Kleines. Wir haben kein Geld, und weder Katrin noch ich haben vermögende Verwandte, die man erpressen könnte.«

»Du ... hast mich anscheinend vollkommen falsch verstanden«, sagte Vera stockend. »Es ist nicht so, wie du glaubst.«

»Vielleicht«, sagte Jan. »Aber so lange du mir keine bessere Geschichte auftischst als die von gerade, bleibe ich lieber bei meiner Version.« Er schlug mit der flachen Hand auf die Kamera in seiner Jackentasche. »Ich habe ein paar hübsche Fotos von deinem kleinen Bruder und dir gemacht. Sobald Katrin zurück ist, werden wir damit zur Polizei gehen und denen die ganze Geschichte erzählen. Vielleicht kennt man euch ja dort schon.«

»Das wäre ein großer Fehler«, sagte Vera.

»Und wieso?«

Es war nicht Jan, der diese Frage stellte. Er sah hoch und bemerkte erst jetzt, daß Katrin wieder hinter ihm aufgetaucht war. Ihrem Gesichtsausdruck nach zu schließen stand sie wohl schon eine ganze Weile da und hörte zu.

»Du bist schon zurück?« Vera blinzelte. Sie wirkte erschrocken, schuldbewußt?

»Ich war gar nicht weg«, antwortete Katrin. »Ich habe meine Tasche vergessen, weißt du? Ich habe alles gehört.« Sie machte eine Kopfbewegung auf die Treppe hinter sich. »Ist das wahr, was Jan gesagt hat?«

»Natürlich nicht!« protestierte Vera. »Es ist -«

»Ich habe dir vertraut«, fuhr Katrin fort. »Ich habe wirklich gedacht, Jan hätte sich in dir getäuscht, und ich könnte dir ver-

trauen. Warum hast du uns nicht einfach die Wahrheit gesagt?  
« Ihre Stimme klang bitter. Jan lauschte vergeblich auf einen Unterton von Zorn oder wenigstens von Ärger. Katrin wirkte nur zutiefst enttäuscht.

»Aber das habe ich«, behauptete Vera. »Jedenfalls ... soweit ich das konnte.«

»Und wie weit ist das?« Katrin schüttelte traurig den Kopf.

»Bitte!« Vera griff nervös nach oben, nahm die Brille ab und sah Katrin einen Moment lang aus ihren sonderbaren Augen an. Irgend etwas ging hinter ihrer Stirn vor, so deutlich, daß Jan es regelrecht sehen konnte. Für einen Moment glomm ein seltsames Funkeln in ihren Augen auf - und erlosch wieder. Sie seufzte, setzte die Ray-Ban wieder auf und starrte auf einen Punkt irgendwo zwischen Katrin und ihm.

»Es tut mir leid«, murmelte sie. »Ich ... habe einen Fehler gemacht. «

»Ja«, bestätigte Katrin. »Das hast du.« Sie wandte sich mit einem traurigen Blick an Jan. »Wenn du bezahlt hast, dann würde ich jetzt gern nach Hause fahren.«

»Gerne«, sagte Jan. Sogar ihm selbst fiel auf, wie überrascht seine Stimme klang. Er hätte mit allem gerechnet, aber nicht damit, daß Katrin so offen und vorbehaltlos seine Partei ergriff. Sie mußte wohl wirklich die ganze Zeit auf der Treppe gestanden und jedes Wort von Vera gehört haben.

»Wartet!« Vera hob rasch die Hand. Alles an ihr wirkte plötzlich hektisch, fast verzweifelt. So, dachte Jan, sah also jemand aus, der seine schon sicher geglaubte Beute im letzten Moment davonrennen sah. Warum besaß sie nicht wenigstens den Anstand, mit Würde zu verlieren?

Er beantwortete seine eigene Frage gleich selbst: Weil sie Angst hatte. Er wußte nicht wovon, und es interessierte ihn in diesem Augenblick auch nicht, aber es war unübersehbar. Er stand auf.

»Bitte!« Veras Stimme wurde fast flehend, schrill. »Es ist wichtig! Der Junge! Du ... du hast ihn wirklich gesehen?«

»Deutlich und in voller Größe.« Jan verzog die Lippen zu einem angedeuteten abfälligen Lächeln. »Pech für dich. Du solltest mit deinem kleinen Bruder sprechen, damit er das nächste Mal vorsichtiger ist. Er hat sich keine besondere Mühe gegeben, nicht aufzufallen, weißt du?«

»Aber du verstehst nicht -«

»Du verstehst anscheinend nicht, daß meine Geduld allmählich wirklich erschöpft ist«, unterbrach sie Jan kalt. »Er legte einen Geldschein auf den Tisch und wandte sich demonstrativ zur Treppe um. Vera wollte noch etwas sagen, aber diesmal ließ er sie erst gar nicht zu Wort kommen. Er hatte genug.

»Wir gehen jetzt. Ich weiß noch nicht, ob ich zur Polizei gehe oder nicht, aber ich verspreche, daß ich es ganz bestimmt tue, wenn ich dich noch einmal sehe.«

Sie verließen das Lokal. Der Wirt blickte ihnen kopfschüttelnd nach, und wieder ertappte sich Jan dabei, daß er sich für einen kurzen Moment Gedanken darüber machte, welchen Eindruck er bei diesen wildfremden Menschen hinterließ - was ihm im Grunde genommen egal sein konnte. Nicht den besten, soviel war sicher. Aber welche Rolle spielte das schon.

Als sie auf den Kirchenvorplatz hinaustraten, blieb er noch einmal stehen und sah sich schnell nach beiden Seiten um.

Von dem Jungen war nichts zu sehen.

Katrin deutete in die Richtung, in der sie vermutlich ihren Wagen geparkt hatte, und sie gingen schweigend los. Erst als sie im Wagen saßen und sie den Schlüssel ins Schloß steckte, sagte sie. »Es tut mir leid.«

»Was?« fragte Jan, in wesentlich unfreundlicherem Ton, als er eigentlich beabsichtigt hatte. »Daß ich mich wie ein Idiot benommen habe?«

»Daß ich dir nicht geglaubt habe«, antwortete Katrin leise.

»Bitte entschuldige.«

»Sie war ziemlich überzeugend«, sagte Jan. »Eine Zeit lang bin sogar ich auf sie hereingefallen. «

»Das spielt keine Rolle«, beharrte Katrin. Sie nahm die



Hand vom Zündschlüssel und steckte sich mit zitternden Fingern eine Zigarette an. »Ich hätte dir glauben sollen. Statt dessen habe ich ihre Partei ergriffen.« Sie nahm einen tiefen Zug, blies den Rauch gegen die Windschutzscheibe und fügte in ganz leicht vorwurfsvollem Ton hinzu: »Warum hast du mir nichts von dem anderen Mann erzählt?«

Im ersten Moment verstand Jan nicht einmal, wovon sie sprach. Dann fiel ihm ein, daß Katrin schließlich nicht nur Veras Worte gehört hatte, sondern auch alles, was er gesagt hatte. »Mein Auge.«

»Du hast dich nicht an einem Draht verletzt.«

»Nein«, gestand Jan. Er hob die Schultern und verzog das Gesicht zu einem schiefen Grinsen. »Welcher Mann gibt schon gerne zu, daß er verprügelt worden ist?«

»Was war das für ein Kerl?«

»Keine Ahnung«, behauptete Jan. »Es ging ziemlich schnell. Ich habe ihn kaum richtig gesehen, da lag ich auch schon am Boden.« Er zuckte erneut die Achseln. »Ich nehme an, Veras großer Bruder.« Das entsprach nicht der Wahrheit. Es war ganz und gar nicht das, was er annahm. Die Wahrheit war nicht so einfach.

»Vielleicht sollten wir wirklich zur Polizei gehen.« Katrin nahm einen letzten Zug aus ihrer Zigarette, kurbelte das Fenster herunter und warf sie hinaus. »Was ist, wenn dieser Kerl gefährlich ist?«

Gefährlich war vielleicht nicht das richtige Wort, dachte Jan. Der Kerl war gefährlich, aber auf eine Art, die nichts mit dem zu tun hatte, wovon Katrin sprach. Trotzdem schüttelte er den Kopf. Es hatte keinen Sinn, sie deswegen noch weiter zu beunruhigen.

»Nein«, sagte er. »Ich will nichts mit der Polizei zu tun haben. Dieser Krieger geht mir sowieso schon auf die Nerven.

Außerdem glaube ich nicht, daß wir Vera und ihre sauberen Freunde noch einmal wiedersehen.«

»Bisher waren sie ziemlich hartnäckig.«

»Aber sie weiß jetzt, daß wir sie durchschaut haben«, beharrte Jan. »Solche Leute geben ganz schnell auf, wenn sie begreifen, daß man ihr Spielchen aufgedeckt hat. Außerdem sollte selbst Vera mittlerweile begriffen haben, daß bei uns nichts zu holen ist.«

Katrin sah ihn zweifelnd an, sagte aber nichts mehr, sondern startete den Motor und fuhr los. Sie war nicht überzeugt, und sie war schon gar nicht beruhigt. Und Jan erging es nicht anders. Er fragte sich nur, wen er mit diesen wenig glaubhaften Beteuerungen eigentlich überzeugen wollte: Katrin - oder sich selbst?

Die Entscheidung, die Polizei zu rufen oder nicht, wurde Jan letztendlich abgenommen. Die Polizei war bereits da, als sie nach Hause kamen. Kommissar Krieger wartete im Treppenhaus, als sie nebeneinander aus dem Aufzug traten.

Krieger vertrieb sich die Zeit nicht damit, in der Nase zu bohren oder Däumchen zu drehen, sondern unterhielt sich mit ihrer Nachbarin zur Linken, wobei er sich eifrig Notizen in etwas machte, was wie ein zu groß geratenes, dickes Notizbuch aussah; vermutlich irgendein neumodisches elektronisches Spielzeug. Als sie das Geräusch der Lifttüren hörten, unterbrachen sie hastig ihr Gespräch, aber es hätte des sonderbaren Blickes eigentlich nicht mehr bedurft, den ihre Nachbarin Jan zuwarf, um ihm klarzumachen, worüber sie gesprochen hatten. Krieger schaltete sein Gerät aus, verabschiedete sich mit einem angedeuteten Kopfnicken und wandte sich mit einem Ruck direkt zu Jan und Katrin herum. »Herr Feller«, begann er kühl. »Wie schön, daß ich Sie selbst antreffe.«

»Sie hatten angerufen«, sagte Jan.

»Mehrals«, bestätigte Krieger. Sein Gesicht blieb unbewegt, aber Jan hatte das ziemlich sichere Gefühl, daß er sich nur noch mit letzter Kraft beherrschte. Er rief sich in Gedanken zur Ordnung. Er konnte Krieger nicht leiden, aber es war im Moment vermutlich nicht besonders klug, den Polizeibe-

amenten zu provozieren. Wenigstens nicht, bevor er wußte, was der eigentlich von ihm wollte.

Katrin schloß die Tür auf, trat hindurch und blieb wie vom Donner gerührt wieder stehen, und Jan fiel schlagartig der zerbrochene Garderobenspiegel wieder ein. Er war noch gar nicht dazu gekommen, ihr davon zu erzählen.

»Das habe ich ganz vergessen«, sagte er rasch. »Mir ist da ein kleines Mißgeschick passiert. Der Spiegel ist zerbrochen, und -«

Er sprach nicht weiter, denn in diesem Moment hatte er hinter Katrin die Wohnung betreten und sah, warum sie so jäh stehengeblieben war.

»Ja«, sagte Krieger hinter ihm. »Der Spiegel ist tatsächlich kaputt. Der auch.«

Jan sagte nichts dazu. Katrin stand ihm im Weg, und die Tür zum Wohnzimmer war nur halb geöffnet, so daß er den da, hinterliegenden Raum nur zu einem kleinen Teil einsehen konnte - aber was er sehen konnte, das ließ sich mit einem einzigen Wort beschreiben: Chaos.

»Um Gottes willen«, murmelte Katrin. »Was ... was ist denn hier passiert?«

Es war keine Frage, auf die sie eine Antwort erwartete. Sie ging weiter, hob die Hand und wollte die Wohnzimmertür aufschieben, kam aber nicht dazu. Krieger erwachte urplötzlich aus seiner Erstarrung, stieß Jan grob und Katrin kaum weniger unsanft zur Seite und trat mit einem schnellen Schritt ins Wohnzimmer hinein. Er zog keine Waffe, aber Jan, der erst nach einer Sekunde überhaupt begriff, was er tat, und sich erst nach einer weiteren wieder erinnerte, daß Krieger nicht nur ein Unsympath war, sondern auch Polizist, sah, daß er sich rasch nach rechts und links umblickte und dann mit schnellen Schritten in der Küche verschwand.

»Was ist hier passiert?« fragte Katrin noch einmal. Diesmal galt die Frage Jan, der darauf aber nur mit einem hilflosen Achselzucken reagieren konnte.

»Das weiß ich nicht«, murmelte er. »Es war alles in Ordnung, als ich gegangen bin.« Es knirschte hörbar, als er weiterging.  
»Bis auf den Spiegel.«

Katrin beließ es zumindest für den Moment dabei, ihm einen schrägen Blick zuzuwerfen und trat hinter Krieger ins Wohnzimmer, genau in dem Moment, in dem der Polizist aus der Küche kam und mit schnellen Schritten zuerst das Bad, dann Jans Arbeitszimmer ansteuerte. Er wirkte angespannt, hatte seine Waffe aber noch nicht gezogen - falls er überhaupt eine besaß. Von James Bond trennten ihn jedenfalls Welten. Das Wohnzimmer bot einen noch schlimmeren Anblick, als er befürchtet hatte. Die meisten Möbel waren umgeworfen und ein großer Teil davon zerstört, oder zumindest beschädigt. Buchstäblich alles, was sich auf den Regalen, in Schubladen und hinter Türen befunden hatte, war herausgerissen und auf dem Boden verstreut. Selbst die Bilder waren von den Wänden gerissen, Glas und Rahmen zerbrochen.

Ohne ein Wort zu sagen ging Katrin zum Schlafzimmer hinüber und sah hinein. Ihr Gesicht war wie Stein, als sie die Tür sorgsam wieder zuzog und sich zu ihm herumdrehte.

»Vera?«

»Ich ... nehme es an«, sagte Jan stockend. Er war noch immer vollkommen schockiert. Die Wohnung war nicht einfach nur verwüstet. Wer immer hier eingedrungen war, hatte es nicht dabei bewenden lassen, einfach nur alles zu durchwühlen und achtlos auf den Boden zu werfen. Er hatte alles zerstört, was ihm in die Hände gefallen war. Alles, was aus irgendeinem zerbrechlichen Material bestand, war zertrümmert, bis hin zur Bildröhre des Fernsehers. Der Eindringling hatte seine Wut sogar an den Tapeten ausgelassen.

»Was ist das hier?« Krieger kam aus der Dunkelkammer (Jan wagte sich gar nicht vorzustellen, wie es darin aussehen mochte) und ließ seinen Blick kopfschüttelnd durch den Raum gleiten. »Eine neue Art von avantgardistischer Wohnkultur, oder ein Fall für meine Kollegen vom Einbruch?«

»Schieben Sie sich Ihre witzigen Bemerkung -«, begann Jan.

»Es waren Einbrecher«, sagte Katrin rasch. »Aber Sie brauchen Ihre Kollegen nicht zu bemühen. Wir wissen, wer es war. « Krieger hob erstaunt die linke Augenbraue. »Hätten Sie vielleicht auch die Güte, mich an Ihren Überlegungen teilhaben zu lassen?«

»Nosferatu«, sagte Jan. »Es war Nosferatu.«

Krieger starrte ihn eine Sekunde lang mit offenem Mund an, dann fragte er gerade heraus: »Wollen Sie mich verarschen?

«

»Er heißt nicht wirklich so«, sagte Katrin rasch.

»Ach? Und wie ist sein richtiger Name? Graf Dracula?«

»Wir wissen nicht, wie er heißt«, antwortete Katrin. »Vera hat ihn so genannt. «

»Vera, so.« Krieger nickte. Er bemühte sich, ein ernsthaftes Gesicht zu machen, aber irgendwie sah er trotzdem zugleich so aus, als könnte er sich nur noch mit Mühe ein Lachen verkneifen.

»Und wer ist jetzt wieder diese Vera?«

Katrin bückte sich, setzte dazu an, einem umgeworfenen Sessel wieder aufzurichten, und ließ ihn mitten in der Bewegung wieder fallen, als sie sah, daß Sitzfläche und Lehne zerschnitten waren, so daß die Schaumstofffüllung herausquoll.

»Ich glaube, ich mache uns erst mal einen Kaffee«, murmelte sie. »Wenn ich noch eine Tasse finde, heißt das.« Ihre Stimme klang flach und auf eine erschreckende Art ebenso leer wie ihre Augen. Mit langsamen, gezwungen wirkenden Bewegungen drehte sie sich herum und ging in die Küche. Jan sah ihr nicht nach, aber er hörte Scherben unter ihren Schuhsohlen knirschen.

»Funktioniert Ihr Telefon noch?« fragte Krieger.

Jan hob den Apparat auf, drückte auf die Gabel und wurde mit einem unerwarteten Freizeichen belohnt. Wortlos reichte er Krieger den Apparat.

Während der Kriminalbeamte seine Kollegen anrief, ging

Jan im Zimmer umher, richtete Couch und Sessel wieder auf und überlegte ohne Ergebnis, wo er mit der Beseitigung des Chaos beginnen sollte. Er stand noch immer wie unter Schock. Vermutlich erging es jedem so, der unvorbereitet nach Hause kam und seine Wohnung von Einbrechern verwüstet vorfand. Aber er ... verstand einfach nicht, was hier passiert war. Was immer Vera und ihre ominösen Freunde auch sein mochten - herkömmliche Kriminelle waren sie ganz bestimmt nicht. Vorhin, als Vera ihm ihre haarsträubende Geschichte erzählt hatte, da war ihm seine eigene Theorie vollkommen schlüssig und überzeugend vorgekommen. Aber diese Überzeugung hatte nicht einmal angehalten, bis sie unten vor dem Haus aus dem Wagen gestiegen waren. Es gab einfach zu vieles, was nicht paßte. Kleinkriminelle und Möchtegern-Erpresser pflegten nicht unsichtbar zu sein, oder unfotografierbar.

Krieger hängte ein und stellte den Apparat auf den Tisch zurück, den Jan gerade aufgerichtet hatte. Die Glasplatte war an einer Seite gesplittert und hatte einen Sprung. »Die Kollegen sind in zwanzig Minuten hier, vielleicht auch in einer halben Stunde. Und Sie sollten damit aufhören.«

»Womit? Ordnung zu machen?«

»Spuren zu verwischen«, sagte Krieger griesgrämig.

Jan hätte um ein Haar schrill aufgelacht. »Spuren? Was denn für Spuren, bitte schön? Sie glauben doch nicht wirklich, daß man in diesem Chaos noch irgendwelche -«

»Jan, bitte! « Katrin kam aus der Küche. »Es gibt keinen Kaffee. Wir haben keine Tassen mehr. Er hat ganze Arbeit geleistet.

«

»Das tut mir leid«, sagte Krieger. Er klang aufrichtig, erstickte den flüchtigen Funken von Sympathie, den ihm die Bemerkung bei Jan einbrachte aber fast sofort wieder, indem er fortfuhr: »Vampire mögen wohl keinen Kaffee.«

»Das ist nicht komisch«, sagte Jan.

»Ich bin auch nicht hergekommen, um Witze zu machen«, antwortete Krieger.

»Warum verraten Sie uns dann nicht, warum Sie überhaupt gekommen sind?«

Krieger lächelte, sehr dünn und für nicht einmal eine Sekunde, und Jan begriff, daß er die falsche Taktik eingeschlagen hatte. Der Kommissar mochte zwar weit davon entfernt sein, einem James Bond Konkurrenz zu machen, aber er war mit Sicherheit viel zu sehr Polizist, um sich durch Aggressivität in irgendeiner Weise beeindrucken zu lassen. Er zuckte nur mit den Schultern.

»Ich hätte es auch vorgezogen, die Sache am Telefon zu klären«, sagte er. »Leider reagieren Sie ja nicht auf Anrufe, Herr Feller, so daß ich selbst herkommen mußte.«

»Um mich was zu fragen?«

Krieger antwortete nicht gleich, sondern starrte stirnrunzelnd die Wand neben der Schlafzimmertür an; genauer gesagt, die tiefen Schrammen, welche die Wut des Eindringlings darin hinterlassen hatte. Irgend etwas daran schien ihm ungemein zu faszinieren, denn er reagierte auch nach zwei oder drei weiteren Sekunden nicht, sondern hob die Hand und fuhr mit den Fingerspitzen an den Konturen der Risse in der Tapete entlang. Dann fuhr er zusammen, drehte sich fast erschrocken zu Jan herum und sah ihn eine Sekunde lang irritiert an; als müsse er sich mit einer bewußten Anstrengung darauf besinnen, warum er überhaupt hierher gekommen war.

»Ach so«, sagte er. »Ja, ich ... es ist im Grunde nur eine einzige Frage. Vielleicht zwei. Sie erinnern sich an Dr. Mertens?«

»Der Arzt aus der Kölner Uniklinik.« Jan nickte. »Er hat mich behandelt.«

»Ist das alles? Ich meine: Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesehen?«

»Wieso?«

»Beantworten Sie bitte meine Frage, Herr Feller«, sagte Krieger. »Wir wissen, daß Sie ein paarmal versucht haben, Dr. Mertens telefonisch zu erreichen.«

Jan tauschte einen alarmierten Blick mit Katrin. Kriegers

Ton hatte sich jäh verändert. Er klang jetzt kalt und sachlich, das aber auf eine unangenehme, fast schon bedrohliche Art. Aus dem ohnehin nicht harmlosen Gespräch war plötzlich ein Verhör geworden.

»Ist das ein Verhör?« fragte Jan.

»Nein. Aber ich kann eins daraus machen, wenn Sie es wünschen. Es bereitet mir keine Probleme, Sie mit aufs Revier zu nehmen. «

»Gestern«, sagte Katrin rasch. »Wir haben Mertens gestern gesehen, am Nachmittag.«

»Seine Sekretärin sagte mir, daß er zu Ihnen wollte«, sagte Krieger. »Hat er gesagt, was er anschließend vorhatte?«

»Nein«, sagte Jan. »Zum Teufel, was soll das? Warum fragen Sie Mertens nicht selbst?«

»Das dürfte leider ein bißchen schwierig sein«, antwortete Krieger. »Er ist tot.«

»Tot?« Jan riß erschrocken die Augen auf.

»Aber ... aber wieso?« fragte Katrin. »Ich meine: Was ... was ist passiert? Hatte er einen Unfall?«

»Das wissen wir noch nicht genau«, antwortete Krieger. Sein Blick glitt aufmerksam und taxierend zwischen ihren Gesichtern hin und her. »Aber es sieht nicht nach einem Unfall aus. Es sei denn, er wäre unter einen Mähdrescher geraten. Aber gestern abend wurde kein solches Fahrzeug am Hafen gesehen.

«

»Gestern abend?«

»So wie es bis jetzt aussieht, sind Sie beide die Letzten, die Dr. Mertens lebend gesehen haben«, bestätigte Krieger. »Was wollte er hier?«

»Aber ... aber wieso tot?« murmelte Katrin. »Er war doch noch gestern gesund und munter. Er kann doch nicht ... Er war doch Arzt! «

»Auch Ärzte sind nicht unsterblich«, antwortete Krieger.

»Und schon gar nicht, wenn sie irgend jemand oder etwas regelrecht in Stücke reißt. Also - was wollte er hier?«



Katrin wollte antworten, aber Jan kam ihr zuvor. »Nichts Besonderes«, sagte er rasch.

»Er kommt extra von Köln hierher, ohne Grund?«

»Mein Hausarzt hatte ihn angerufen«, log Jan. »Er brauchte wohl irgendwelche Unterlagen.«

»Und weil er gerade in der Gegend war, hat er sie gleich selbst vorbeigebracht, ich verstehe.« Krieger nickte. »Die Personalknappheit ist wirklich schlimm. Hat er die Unterlagen

hier gelassen, oder sie gleich selbst zu Ihrem Hausarzt gebracht?

Ich nehme doch an, Ihr Arzt kann diese Angaben bestätigen.«

Jan fuhr auf: »Zum Teufel noch mal, was soll das? Verdächtigen Sie uns vielleicht, irgend etwas mit Mertens' Tod zu tun zu haben?«

»Ich verdächtige niemanden, Herr Feller«, antwortete Krieger ungerührt. »Ich stellte nur Fragen. Und wenn ich Antworten bekomme, die nicht der Wahrheit entsprechen, dann stelle ich mir die Frage, warum das so ist.« Er ließ sich auf einen der zerschlissenen Sessel sinken und betrachtete zwei oder drei Sekunden lang scheinbar interessiert die Risse in dem groben Baumwollbezug. Dann fuhr er fort: »Warum ist das so, Herr Feller?«

»Ich lüge nicht«, log Jan.

»Auf jeden Fall verschweigen Sie mir etwas«, sagte Krieger. Er seufzte. »Ist Ihnen klar, daß Sie sich verdächtig machen? Und es ist vollkommen sinnlos. Vielleicht weiß ich ja schon, warum Mertens hier war.«

»Warum fragen Sie dann?«

Krieger holte sichtbar Luft, um seine nächste Frage in radikal verändertem Ton hervorzubringen, aber Katrin kam ihm zuvor.

»Es ist schon gut«, sagte sie. »Bitte entschuldigen Sie, Herr Krieger. Wir sind beide ... etwas durcheinander. Vielleicht können Sie das verstehen?«

»Das kann ich«, sagte Krieger. »Also - was wollte der Doktor von Ihnen?«

»Er hat eine Menge komischer Fragen gestellt«, antwortete Katrin. »Ich habe nicht viel davon verstanden, aber es ging wohl ... « Sie suchte nach Worten und rettete sich schließlich in ein Achselzucken.

»Es hing mit irgendwelchen ungeklärten Todesfällen zusammen«, sagte Jan. »Ein halbes Dutzend Leute sind gestorben - an den gleichen Symptomen, die ich auch hatte. Nur habe ich es überlebt. Wie Mertens auf die Idee gekommen ist, daß ausgerechnet ich ihm helfen kann, ist mir rätselhaft. «

»Und jetzt ist er auch tot«, sagte Krieger.

»Was soll das heißen?«

»Nichts«, versicherte Krieger mit einem kühlen Lächeln.

»Ich zähle nur Fakten auf.«

Jan war einfach zu erschöpft, um sich weiter auf dieses alberne Katz-und-Maus-Spiel einzulassen. »Warum sagen Sie nicht einfach, was Sie von mir wollen, Herr Krieger?« fragte er. »Verdächtigen Sie mich, irgend etwas mit Mertens' Tod zu tun zu haben?«

»Ich bin nicht sicher«, antwortete Krieger. »Aber ich weiß, daß Sie mir etwas verheimlichen. Eine ganze Menge sogar.« Er stand auf. »Ich glaube nicht, daß Sie etwas mit Mertens' Tod zu tun haben. Aber ich weiß, daß Sie mir etwas verheimlichen.

Das alles hier ist doch kein Zufall. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen früh, danach erwarte ich Sie in meinem Büro.« Er sah sich demonstrativ im Zimmer um. »So lange werden Sie wohl allein brauchen, um hier aufzuräumen, fürchte ich. Sie sagen, Sie haben einen Verdacht, wer das war?«

»Vera«, sagte Katrin düster. Sie zögerte einen Moment, dann fügte sie leiser und fast widerwillig hinzu: »Wann genau, sagten Sie, wurde Dr. Mertens umgebracht?«

»Die genaue Todeszeit steht noch nicht fest.« In Kriegers Augen erwachte schon wieder dieses gewisse Funkeln, von dem Jan immer noch nicht ganz sicher war, ob es sich nun um Mißtrauen oder einfach nur um Abneigung handelte. »Aber es muß kurz vor oder nach Mitternacht gewesen sein. Warum?«

Katrin sah Jan an, als sie antwortete. »Vera. Sie ist erst nach Mitternacht nach Hause gekommen - erinnerst du dich?«

Was für eine Frage. Er nickte.

»Sie war verletzt.«

»Verletzt?« Krieger wurde hellhörig. »Wie?«

»Sie hat behauptet, es wäre ein Unfall gewesen«, sagte Katrin.

»Gestern nacht habe ich ihr geglaubt. Aber jetzt ... Ich kann mich täuschen, aber es hat so ausgesehen, als ... als hätte sie mit jemandem gekämpft.«

»Gekämpft?« Krieger runzelte die Stirn, schüttelte ein paarmal den Kopf und setzte sich wieder.

»Na, dann erzählen Sie mir mal von dieser Vera«, sagte er.

Sie brauchten bis spät in den Abend hinein, um die Wohnung wenigstens wieder in einen halbwegs bewohnbaren Zustand zu versetzen.

Krieger war noch eine gute halbe Stunde geblieben, hatte eine Menge Fragen gestellt und sich noch mehr Notizen gemacht, und er war erst gegangen, nachdem seine Kollegen vom Einbruchdezernat aufgetaucht waren; eine regelrechte Invasion, die in halber Kompaniestärke über sie hereingebrochen war und sich alle Mühe gegeben hatte, die Verheerung komplett zu machen. Mit dem erwarteten Ergebnis: keinem. Wenn der Einbrecher Spuren hinterlassen hatte, dann waren die in dem allgemeinen Durcheinander unauffindbar.

Es gab einen kleinen Trost. Der Eindringling war gründlich, aber nicht besonders wählerisch gewesen. Er hatte alles zerstört, was ihm in die Finger geraten war, ohne auf seinen Wert zu achten. Das Wohnzimmer und die Küche waren praktisch vollkommen zerstört, aber sein Arbeitszimmer und - vor allem - die Dunkelkammer waren glimpflich davongekommen.

Der Eindringling hatte zumindest die wertvollsten Geräte verschont. Jan war jedoch einfach nicht mehr in der Stimmung, sich darüber freuen zu können.

Katrin hatte irgendwo doch noch ein paar Tassen aufgetrie-

ben und Kaffee gekocht. Sie waren sehr schweigsam. Katrin hatte den ganzen Tag über sehr viel gesprochen und seit ungefähr zwei Stunden überhaupt nicht mehr. Ihr Gesicht war wie Stein, aber ihre Bewegungen und der stumpfe Glanz ihrer Augen drückte nicht nur Erschöpfung aus, sondern vielmehr eine dumpfe, bohrende Verzweiflung, von der Jan nicht völlig sicher war, ob er sie in vollem Umfang nachempfinden konnte. Katrin hatte an dieser Wohnung gehangen, viel mehr als er selbst, obwohl es im Grunde seine Wohnung war. Katrin war vor zwei Jahren zu ihm gezogen, aber damals waren diese Zimmer wenig mehr als eine Behausung gewesen: praktisch, einigermaßen ordentlich und nicht zu teuer. Nicht weniger, aber auch ganz bestimmt nicht mehr. Katrin hatte ein Heim daraus gemacht. Dabei hatte sie nicht einmal besonders viel geändert. Sie hatte weder im größeren Umfang neue Möbel angeschafft, noch die Tapeten und Teppiche ausgewechselt, oder auch nur andere Gardinen aufgehängt. Es waren die Kleinigkeiten gewesen, welche die Veränderung herbeigeführt hatten. Vielleicht das, was man als die Hand einer Frau bezeichnete. Aber es waren viele Kleinigkeiten gewesen. Und wie gewaltig die Veränderung gewesen war, das begriff er erst jetzt, angesichts dieser fast vollkommenen Zerstörung. Der Eindringling hatte mehr zerstört als ein paar Möbelstücke und ein bißchen Glas und Porzellan. Er hatte zwei Jahre von Katrins Leben vernichtet. »Wir brauchen einen neuen Fernseher«, sagte Katrin unvermittelt. Angesichts dessen, was sie noch alles brauchten, kam Jan diese Bemerkung fast absurd vor. Aber dann blickte er in Katrins Gesicht und erschrak erneut. Es war ... leer. In ihren Augen schien kein Leben mehr zu sein, sondern etwas anderes, düsteres. Selbst ihre Stimme klang leer.

*Ich werde alles zerstören, was dir etwas bedeutet.*

»Es tut mir so leid«, murmelte er. »Ich hoffe, du ... du kannst mir verzeihen.«

Im ersten Moment war er nicht einmal sicher, ob Katrin seine Worte überhaupt gehört hatte. Aber dann wandte Katrin langsam den Kopf und sah ihn mit einem Ausdruck völliger Verständnislosigkeit an. »Dir? Aber was denn?«

»Vera«, murmelte Jan. »Ich habe sie mitgebracht. Hätte ich sie nicht angeschleppt, dann wäre das alles hier nicht passiert. «

»Und hätte ich nicht darauf bestanden, daß sie bleibt, auch nicht.« Katrin schüttelte den Kopf, und irgendwie schien mit dieser Bewegung das Leben wieder in ihre Augen zurückzukehren, wenigstens zum Teil. »Dieses kleine Biest hat uns beide reingelegt.« Sie ballte zornig die Faust. »Ich hoffe nur, die Polizei erwischt sie.«

»Krieger ist ein tüchtiger Mann«, sagte Jan. »Sie wird ihm nicht entwischen.«

»Ich dachte, du kannst ihn nicht leiden.«

»Kann ich auch nicht«, sagte Jan. »Aber das bedeutet doch nicht, daß ich ihn für einen Dummkopf halten muß, oder? Im Gegenteil. Ich hoffe, daß er ein guter Mann ist. Sonst kommt er am Ende wirklich noch auf die Idee, daß ich etwas mit dieser verrückten Geschichte zu tun habe.«

Katrin schwieg eine Weile. Dann fragte sie ganz leise: »Hast du denn?«

»Was?«

»Etwas damit zu tun«, antwortete Katrin, ohne ihn anzusehen.

»Mit dieser ganzen verrückten Geschichte.«

Jan war nicht sicher, ob ihm der Ton, der plötzlich in Katrins Stimme war, gefiel. Aber er war nicht einmal zornig. Statt dessen fragte er sich - nicht zum erstenmal -, warum er Katrin nicht endlich die ganze Geschichte erzählte. Und - ebenfalls nicht zum erstenmal - er beantwortete seine Frage auch gleich selbst: Weil sie ihn dann endgültig für übergeschnappt halten würde. Er hat ja schon selbst angefangen, an seinem Geisteszustand zu zweifeln.

Sehr ruhig fragte er: »Weißt du eigentlich, was du da sagst?«

»Ja«, antwortete Katrin, schüttelte den Kopf, sagte: »Nein.«

Dann hob sie in einer Geste vollkommener Hilflosigkeit die Schultern.

»Ich verstehe das alles nicht«, murmelte sie, ohne ihn anzusehen.

»Es ergibt einfach keinen Sinn! Ich meine: Vera hat hier gelebt! Sie kannte unsere Wohnung so gut wie ich. Und ich habe ... ich war ziemlich offen zu ihr. Sie weiß, daß wir nicht vermögend sind, zum Teufel noch mal! Sie weiß ganz genau, daß bei uns nichts zu haben ist! «

»Vielleicht sind ihre und unsere Auffassungen von >nichts zu haben< nicht unbedingt dieselben«, sagte Jan. Er wußte selbst, daß er Unsinn redete. Selbst wenn Vera und ihre Komplizen bescheidene Verbrecher waren, machte es keinen Sinn, das Wenige, was sie besaßen, kurz und klein zu schlagen. Selbst wenn sie nur das Allernötigste ersetzen, waren sie hinterher vollkommen blank.

»Und wenn Krieger recht hat?« fragte Katrin plötzlich.

»Womit?«

»Mertens. Ich meine: Ich ... habe wirklich nicht genau verstanden, was der Doktor gemeint hat. Aber vielleicht ... geht hier wirklich etwas Unheimliches vor. Vielleicht hatte er recht, und all diese Leute sind wirklich keines natürlichen Todes gestorben, sondern es war Mord.«

»Unsinn«, sagte Jan. Er fühlte sich immer unbehaglicher.

Katrins Theorie klang abenteuerlich, und sie war es auch - aber sie kam der Wahrheit damit trotzdem näher, als ihm lieb war; wenn auch auf eine vollkommen andere Art, als sie ahnen konnte.

Katrin schüttelte bestimmt den Kopf. »Es ist das einzige, was überhaupt Sinn ergibt. Irgend jemand bringt Leute um und läßt es nach einem natürlichen Tod aussehen. Denk an deinen Bruder. Peter war kerngesund! Er hatte kein schwaches Herz, so wenig wie du! Mertens ist irgendwie dahinter gekommen, und sie haben ihn auch umgebracht.«

»Weißt du, wie sich das anhört?« fragte Jan.

»So, als wärst du auch in Lebensgefahr, ja! «

»Oder, als hättest du Vera ein bißchen zu gut zugehört«, sagte Jan hart. Er hob die Stimme, als sie antworten wollte.

»Das ist die gleiche bescheuerte Geschichte, die sie mir in die sem Keller erzählt hat, begreifst du das eigentlich? Nur mit ein paar ganz kleinen Unterschieden.«

Und wenn es die Wahrheit war, vielleicht nur mit einer anderen Erklärung? Er verscheuchte den Gedanken.

»Laß uns damit aufhören«, bat er. »Das ist Sache der Polizei.

Sie werden sie finden. Jemand wie Vera fällt auf - ganz egal, wo sie sich versteckt.« Plötzlich fiel ihm etwas ein. »He, warte mal! Ich habe doch ein Foto von diesem Jungen! «

»Veras Bruder?«

Jan sprang auf, lief in die Diele und kam wenige Augenblicke später mit der Digitalkamera wieder zurück. Katrin runzelte die Stirn, als sie das Gerät sah - vielleicht fiel ihr beim Anblick der Kamera wieder ein, wie wenig er ihr erstes Geschenk gewürdigt hatte -, sagte aber nichts, sondern trat neugierig hinter ihn und beugte sich vor, als er den Apparat einschaltete. Jan gab einen enttäuschten Laut von sich. Er hatte damit gerechnet, daß die Aufnahmen nicht besonders gut waren, aber sie waren alles andere als das. Sie waren unbrauchbar. Auf dem briefmarkengroßen LCD-Monitor waren im Grunde nicht mehr als Farbkleckse zu erkennen.

»Schade«, sagte Katrin.

»Nicht so schnell.« Jan schaltete die Kamera aus. »Vielleicht kann ich noch ein bißchen zaubern ... falls Graf Dracula meinen PC verschont hat, heiß das.«

Er drehte sich auf dem Absatz um, stürmte ins Arbeitszimmer und schaltete das Licht ein. Sie waren noch nicht dazu gekommen, hier aufzuräumen, aber die Verwüstung hielt sich in diesem Zimmer in Grenzen. Jans Herz machte allerdings einen erschrockenen Sprung, als er sah, daß sein Computer umge-

stürzt und der Monitor vomTisch gestoßen worden war. Hastig stellte er das Gerät auf, wuchtete mit Katrins Hilfe den klobigen Monitor auf den Tisch und brauchte ungefähr fünf Minuten, um die herausgerissenen Kabel und Steckverbindungen wieder herzustellen. Sein Herz klopfte vor Aufregung, als er den Stecker in die Steckdose schob und den Computer einschaltete. Das Wunder geschah. Der Computer explodierte nicht, sondern erwachte nach einer quälenden, endlos erscheinenden Sekunde summend zum Leben. Der Monitor blieb schwarz.

»O verdammt! « murmelte Jan. »Das wäre ja auch zu schön gewesen.«

»Vielleicht ist ja nur ein Draht locker oder so was«, sagte Katrin. »Kannst du das nicht reparieren?«

»Kein Problem«, antwortete Jan. »Wenn ich vorher fünf Semester Elektrotechnik studiere.«

Katrin sah ihn stirnrunzelnd an, streckte den Arm aus und schlug mit der flachen Hand auf den Monitor. Ein helles Flackern huschte über den Bildschirm, und der Monitor erwachte zum Leben. Das Bild war ein wenig verzerrt, aber stabil.

»Fünf Semester Elektrotechnik, wie?«

Jan zog es vor, diese Bemerkung zu überhören, und schloß mit schnellen, aber präzisen Bewegungen die Kamera an. Er wartete jeden Moment darauf, daß der Computer wieder den Geist aufgab und der Monitor schwarz wurde, aber statt dessen erschien nach wenigen Augenblicken das Startmenü des Bildbearbeitungs-Programms, mit dem die Kamera gekoppelt war.

Die wenigen Sekunden, die vergingen, bis die acht Aufnahmen in den Computer geladen waren, schienen kein Ende zu nehmen. Und das Ergebnis war - gelinde gesagt - enttäuschend: Die beiden Bilder, die er von dem Jungen gemacht hatte, waren jetzt größer, aber keinen Deut besser. Die Gestalt des Jungen bestand im Grunde nur aus einer Ansammlung recht-



eckiger grober Klötzchen in unterschiedlichen Braun- und Schwarztönen.

Katrin machte ein enttäuschtes Geräusch. »Damit wird Krieger nicht besonders viel anfangen können«, sagte sie.

»Wieso hast du eigentlich von all den unzähligen Kameras im Haus ausgerechnet diese mitgenommen?«

»Weil mir in letzter Zeit andauernd irgendwelche Negative abhanden kommen oder ich ständig Leute treffe, die sich nicht fotografieren lassen«, murmelte Jan. Katrin sah ihn nur verständnislos an, und Jan fügte nach einer oder zwei Sekunden

hinzu: »Ich wollte die Bilder sofort sehen und nicht erst entwickeln müssen.«

»Das war vielleicht keine so gute Idee«, murmelte Katrin niedergeschlagen. »Hiermit können wir jedenfalls nichts anfangen.

«

»Abwarten«, sagte Jan. »Ich habe noch ein paar Tricks auf Lager. « Er speicherte die Fotos ab, beendete das Programm und lud eine andere Bildbearbeitungs-Software.

»Was tust du da?«

»Keine Ahnung, ob es funktioniert«, gestand Jan, während seine Finger bereits eifrig über die Tastatur huschten. Er versuchte, sich an die richtigen Befehle zu erinnern. Er hatte das Programm seit mindestens einem halben Jahr nicht mehr benutzt und auch vorher im Grunde nur damit herumgespielt.

Vielleicht gehörte der digitalen Fotografie ja die Zukunft, aber er selbst hielt nicht viel davon. »Dieses Programm interpoliert ein mögliches Endergebnis aus einer vorgegebenen Datenmenge.

«

»Aha«, sagte Katrin.

Jan lächelte knapp. »Einfach ausgedrückt: Es zerlegt all diese großen Klötzchen da in viele kleine Klötzchen und versucht hochzurechnen, wie das Bild in einer besseren Auflösung aussehen könnte.«

»Und das funktioniert?«

»Jedenfalls behauptet das der Typ, der es mir angedreht

hat.« Er grinste. »Keine Angst. Ich habe es ein paarmal ausprobiert, und die Ergebnisse waren wirklich erstaunlich. Außerdem müssen wir es ja niemanden zeigen, wenn es nicht funktioniert.

«

Katrin wirkte nicht überzeugt, aber das lag möglicherweise mehr am Computer selbst als an dem, was Jan damit tat. Jan wußte, daß sie Computern prinzipiell mißtraute. Trotzdem sagte sie: »Dann fang an.«

»Das habe ich schon«, antwortete Jan. »Aber es wird eine Weile dauern. Er muß unvorstellbar viele Berechnungen anstellen.

« Jan warf einen Blick auf den dunkelblauen Balken in der unteren linken Ecke des Monitors, der den Fortschritt der Berechnungen anzeigte. Er bewegte sich, aber sehr, wirklich sehr langsam. Wahrscheinlich würde es eine Stunde dauern, bis der Computer das Bild in einzelne Pixel zerlegt und neu zusammengesetzt hatte, wenn nicht länger.

»Eine Stunde«, sagte er. »Mindestens.«

Katrin seufzte. »Nach ja - es ist ja nicht so, als hätten wir in dieser Zeit nichts zu tun.«

Jan sah auf die Uhr, schaltete den Monitor aus und erhob sich. Er war müde und hatte zu ziemlich allem Lust, nur nicht mehr dazu, jetzt noch eine weitere Stunde aufzuräumen. Aber Katrin hatte natürlich recht: Die Arbeit erledigte sich nicht von selbst.

Sie verließen das Zimmer, und Katrin schlurfte mit einem ergebenen Seufzer und hängenden Schultern in die Küche, um sich dem Chaos zu stellen, das der Eindringling dort hinterlassen hatte, während Jan sich niedergeschlagen im Wohnzimmer umsah. Sie hatten aufgeräumt, so gut es eben ging, und nun lag der nächste - unangenehmere - Schritt vor ihm: Er mußte das, was übriggeblieben war, in drei unterschiedliche Kategorien aufteilen: Kaputt, ganz kaputt und völlig kaputt.

Sein Blick fiel auf die Kratzer in der Wand, die vorhin Kriegers Interesse geweckt hatten. Es waren viele tiefe, bis auf das Mauerwerk hinabreichende Schrammen, als hätte jemand Ta-

pete und Putz mit gewaltiger Kraft und einem vierzinkigen, messerscharfen Werkzeug weggefetzt.

Oder mit Krallen.

Jan versuchte den Gedanken als lächerlich abzutun, aber er konnte nicht verhindern, daß ihm ein eisiger Schauer über den Rücken lief. Er dachte an Gestalten, die in den Schatten lebten und nur im Spiegel sichtbar waren, an Gesichter, die auf eine nicht in Worte zu fassende Weise unmenschlich wirkten, und begriff, daß er auf dem besten Wege war, sich selbst in den Wahnsinn zu treiben - und damit genau das zu tun, was Vera und ihre sauberen Komplizen von ihm erwarteten.

Es würde eine normale Erklärung geben. Vera war raffiniert, das stand außer Frage, aber es würde eine ganz normale, rationale Erklärung geben.

Es mußte sie geben.

Das Problem war nur: Ganz tief in sich drin spürte Jan, daß es nicht so war.

Kurz nach Mitternacht gaben sie erschöpft auf. Katrin verschwand still im Bad und wenige Augenblicke später ebenso wortlos im Schlafzimmer, und Jan ging noch einmal an den PC, um nachzusehen, was das Programm mit dem Bild des Jungen angestellt hatte.

Das Ergebnis überraschte ihn, denn es übertraf seine Erwartungen bei weitem. Die Farben stimmten nicht ganz, und bei zwei, drei Details der historischen Kirchenfassade hatte er kräftig danebengehauen, das Gesicht des Jungen dafür aber um so genauer getroffen, inklusive seiner sonderbaren Augen, die selbst auf dem Foto etwas Unheimliches, Zwingendes zu haben schienen.

Durch das Ergebnis ermutigt, ließ Jan auch die anderen Bilder, die er mit der Digitalkamera gemacht hatte, in rascher Folge auf dem Monitor Revue passieren. Sechs davon zeigten nichts anderes als die leere Wohnung, während das siebte offensichtlich entstanden war, als der Spiegel zerbrach; ver-

mutlich hatte er auf den Auslöser gedrückt, ohne es selbst zu merken. Er konnte sein eigenes, verzerrtes Gesicht erkennen, den Spiegel im Augenblick des Zerspringens ... und etwas, das sich in den auseinanderfallenden Scherben spiegelte.

Das Gesicht des Angreifers.

Jan spürte für einen Moment so etwas wie Triumph in sich hochsteigen, unterdrückte das Gefühl aber sofort wieder.

Selbst mit einer guten Kamera wäre es purer Zufall, in den Spiegelscherben ein klares Bild des Angreifers zu entdecken - mit diesem Spielzeug war es so gut wie ausgeschlossen.

Aber was hatte er zu verlieren?

Er machte einen Ausdruck des Fotos, das den jungen zeigte, dann programmierte er den Rechner so, daß er das gleiche Kunststückchen auch mit den verbliebenen sieben Aufnahmen vollführte. Man konnte ja nie wissen. Danach ging er zu Bett.

Er schlief ein, noch bevor er die Bettdecke ganz hochgezogen hatte, und entgegen seiner eigenen Erwartung träumte er nicht einmal.

Was Jan weckte, das war kein Lärm, sondern die plötzliche Abwesenheit jeglicher Geräusche. Im allerersten Moment hatte er geglaubt, daß Katrin ihre Entrümpelungsaktion fortgesetzt und ihn damit aus dem Schlaf gerissen hatte, bis ihm klar wurde, daß das genaue Gegenteil der Fall war: Bis vor ein paar Sekunden hatte in der Wohnung der übliche Lärmpegel geherrscht, den er erwartete - Katrin hatte seinen verschobenen Tagesrhythmus, meist bis spät in die Nacht hinein zu arbeiten und dafür selten vor dem Mittagessen aufzustehen, zwar akzeptiert, aber sie hatte niemals besondere Rücksicht darauf genommen. Jetzt schien sie es zu tun, denn in der Wohnung herrschte eine ungewohnte, fast vollkommene Stille.

Durch die Ereignisse der letzten Tage sensibilisiert, setzte sich Jan mit einem Ruck ins Bett auf und spürte, wie die Müdigkeit fast genau so schnell von ihm abfiel, wie die Bettdecke von seinen Beinen rutschte. Er hörte immer noch nichts. Die Schlafzimmertür war geschlossen - so viel Rücksicht ließ Katrin immerhin walten -, aber das bedeutete nicht viel. Die Türen in dieser Wohnung waren ungefähr so schalldicht wie ein Stück nasses Löschpapier.

Er stand auf, bückte sich nach Hose und Pullover und schlüpfte in seine Schuhe, ehe er praktisch auf Zehenspitzen zur Tür schlich und das Ohr dagegen preßte. Er hörte immer

noch nichts. Auf der anderen Seite der Tür herrschte buchstäblich Totenstille. Jan drückte die Klinke herunter, öffnete die Tür einen Spalt breit und kam sich im nächsten Moment ziemlich dämlich vor. Katrin lag weder sterbend am Boden, noch hatte sie sich hinter die Couch geduckt, um sich vor einem etwaigen Eindringling zu verstecken. Sie saß im Lotossitz auf dem Teppich, hatte die Unterarme auf die Knie gelegt und den Oberkörper kerzengerade aufgerichtet. Sie betrieb Yoga nicht professionell; nicht einmal besonders regelmäßig, sondern Jans Meinung nach gerade oft genug, um damit keine Wirkung zu erzielen, als sich zum Narren zu machen. Im Moment griffen sie eben beide nach jedem Strohalm, um sich irgendwie zu beruhigen.

Jan drückte die Tür lautlos wieder ins Schloß, ging zum Bett zurück und setzte sich, um nach seinen Socken zu greifen, und im gleichen Sekundenbruchteil zertrümmerte etwas das Fenster und rauschte so dicht über seinen gebeugten Kopf hinweg, daß er den Luftzug spüren konnte.

Es ging rasend schnell. Alles spielte sich im Bruchteil einer einzigen Sekunde ab, und Jan begriff nicht wirklich, was passierte. Er hatte nur einen flüchtigen Eindruck von Chaos, Lärm und Bewegung und einem ungeheuerlichen, wirbelnden Schatten, der in einem Regen aus Glasscherben und zerberstendem Holz hereinbrach und so kalt war wie die Hölle. Er berührte ihn nicht einmal wirklich, aber schon seine bloße Nähe reichte, um Jan mit einem erstickten Schrei vom Bett und in die Glasscherben zu schleudern, die rings um ihn zu Boden regneten.

Er spürte einen scharfen Schmerz in beiden Händen, als er sich die Haut an den rasiermesserscharfen Klingen aus Glas zerschnitt, und einen sehr viel heftigeren am rechten Knie. Der Schmerz war irrelevant; schlimm, aber auf einer Ebene seines Denkens, die sein bewußtes Handeln im Moment nicht beeinflusste. Mit einer Bewegung, die vielleicht die schnellste

seines Lebens war, stieß er sich wieder in die Höhe und sah etwas wie eine Bugwelle aus Dunkelheit und purer Bewegung über das zerwühlte Bett rasen: Glasscherben und Splitter wurden beiseite gewirbelt, das Federbett eingedrückt, als wälze sich etwas Unsichtbares, Großes darüber.

Jan verfolgte die Linie, welche die rasende Bewegung nahm, mit Blicken bis zu ihrem Ende - und erstarrte. Er verbrachte zwei Sekunden damit, wie paralysiert dazuhocken, sich mit seinen blutenden Händen auf dem Bett abzustützen und gebannt in den zweitürigen Spiegelschrank auf der anderen Seite des Zimmers zu starren. Das Ding, das mit brutaler Kraft durch das Fenster hereingebrochen war, mochte unsichtbar sein, aber er konnte sein Spiegelbild in den Schranktüren deutlich erkennen.

Was er sah, war völlig unmöglich. Es war zu gräßlich, um Wirklichkeit zu sein.

Die dritte Sekunde verstrich. Das Ding im Spiegel war plötzlich verschwunden, und von einem Lidschlag zum nächsten stand eine große, dunkel gekleidete Gestalt am unteren Ende des Bettes. Kein Monster - aus der Chimäre war ein Mensch geworden, groß, dunkel, auf eine Art gekleidet, die ... *sonderbar* war, ohne daß Jan diesen Eindruck irgendwie begründen könnte. Dafür ging plötzlich alles viel zu schnell. Hatte sich die Zeit gerade noch wie ein Gummiband gedehnt, so schien sie plötzlich zehnfach schneller abzulaufen, als versuche die Wirklichkeit, die verlorenen Momente irgendwie wieder aufzuholen.

Er sah, wie die Gestalt den Kopf drehte und ihn aus ihren unheimlichen Augen anstarrte, Augen, die so durchdringend und falsch waren wie die Veras, aber zugleich vom Feuer des Wahnsinns erfüllt und von einem Haß, der ebenso grundlos wie unstillbar war. Jan sah das triumphierende Aufblitzen darin und die Hand, welche die Gestalt nach der Türklinke ausstreckte. Der Tür, hinter der sich Katrin befand ...

Der Dunkle war nicht gekommen, um ihn zu holen.

Er wollte Katrin.

Jan reagierte blitzschnell. Er war halb verrückt vor Angst.

Das bloße Erscheinen des Unheimlichen versetzte ihn in eine Panik, welche die Grenzen des Vorstellbaren überstieg und jeden Ansatz vernünftigen Denkens hinwegfegte. Er sollte vor Angst erstarren, aber das genaue Gegenteil war der Fall. Katrin war in Gefahr. Sie hatte gar keine Chance. Selbst wenn sie den Lärm gehört hatte und sofort und richtig reagierte - und wie konnte sie das? - hatte sie keine Chance. Die Zeit würde einfach nicht reichen, um aufzuspringen und davonzulaufen, nicht vor einem Verfolger, der sich mit der Schnelligkeit eines Schattens zu bewegen vermochte und dessen bloße Berührung tötete. Er war gekommen, um Katrin zu töten, nicht ihn. Noch nicht.

»Nein! « brüllte Jan. »Laß sie in Ruhe, du verdammtes Miststück!

«

Er stieß sich mit einer Bewegung ab, die seine Kraft und seine Beweglichkeit eindeutig überstieg, flog mit weit vorgestreckten Armen und nahezu waagerecht über das Bett und prallte im gleichen Augenblick gegen den Dunklen, als dieser die Türklinke herunterdrücken wollte.

Die Berührung war nicht so schlimm, wie Jan erwartete hatte, sie war tausendmal schlimmer.

Er hatte das Gefühl, brennendes Eis zu berühren. Der Schmerz zuckte wie eine weißglühende Explosion durch seinen gesamten Körper und löschte sein Bewußtsein nahezu aus.

Aber die pure Wucht seines Anpralls reichte aus, den Dunklen von den Füßen zu reißen und sie beide gegen die Tür prallen zu lassen.

Das Türblatt krachte. Der Dunkle taumelte hilflos in das Zimmer zurück, fand mit einem fast grotesk anmutenden Schritt sein Gleichgewicht wieder und schleuderte Jan mit einer zornigen Bewegung von sich. Das Zimmer schlug einen zweifachen, torkelnden Salto um ihn, und Jan fand gerade



noch Zeit, ein Stoßgebet zum Himmel zu schicken, daß er nicht gegen eine scharfe Kante geschleudert wurde und sich das Rückgrat brach, dann prallte er mit entsetzlicher Wucht gegen die Wand.

Er verlor weder das Bewußtsein, noch brach er sich einen Knochen. Er spürte nicht einmal besonderen Schmerz, aber er war für einen Moment so benommen, daß er einfach nur dahocken und mit leerem Blick vor sich hinstieren konnte. Vielleicht war das, was er sah, auch nur eine Halluzination. Er betete fast, daß es so war.

Der Unheimliche näherte sich ... Jan sprang hoch, aber seine Kraft reichte nicht aus. Er fiel wieder auf die Knie, stürzte nach vorne und streckte die Arme aus. Irgendwie gelang es ihm, die Knöchel des Dunklen zu packen. Seine Hände waren kraftlos, der Schmerz, den ihm die Berührung des Schattenkörpers bereitete, so unerträglich, daß er abermals gellend aufschrie. Trotzdem fuhr der Dunkle herum, schüttelte seine Hände mit einem wütenden Knurren ab und trat ihm brutal ins Gesicht.

Jan rollte stöhnend auf die Seite, spuckte Blut und kämpfte mit verzweifelter Kraft gegen die Bewußtlosigkeit, die seine Gedanken umschlingen wollte. Irgendwie gelang es ihm, sich trotzdem auf Hände und Knie hochzustemmen und erneut nach dem Unheimlichen zu greifen. Seine Finger krallten sich in groben, brennend kalten Stoff.

Der Dunkle fuhr herum, schleuderte Jans Arme zur Seite und schlug ihm mit der flachen Hand ins Gesicht. Jan kippte nach hinten. Blut schoß aus seiner Nase, lief aber auch seinen Rachen herunter und ließ ihn qualvoll nach Luft ringen. Der Unheimliche setzte ihm nach, schlug ihm in den Nacken und holte zu einem weiteren, noch härteren Hieb aus, ließ die Hand aber dann plötzlich wieder sinken. Der nächste Schlag hätte ihm höchstwahrscheinlich das Bewußtsein geraubt und er wollte nicht, daß er in barmherzige Ohnmacht sank. Statt dessen beugte er sich vor, drehte ihn mit einer brutalen Bewe-

gung auf den Rücken und sorgte so dafür, daß er mit ansehen mußte, was weiter geschah. Sein Schauspiel war sinnlos, wenn es kein Publikum gab.

Jan kämpfte verzweifelt gegen die schwarzen und roten Schleier, die seine Gedanken in den Abgrund hinabzerren wollten. Katrin. Er konnte nur noch an Katrin denken. Er mußte sie retten. Irgendwie.

Stöhnend wälzte er sich herum, tastete blind über den Boden und bekam ein Tischbein zu fassen. Seine Kraft reichte nicht mehr, allein aufzustehen. Er zog sich an dem Tisch in die Höhe, sah eine verschwommene, schattenhafte Bewegung vor sich und wußte, daß der Dunkle wieder nach ihm schlug. Er hatte nicht mehr die Kraft, auch nur die Hand zu heben.

Der Schlag riß ihn halbwegs in die Höhe und schleuderte ihn nach hinten auf den Tisch, dessen ohnehin gesprungene Glasplatte unter seinem Gewicht endgültig zerbrach. Jan stürzte in einem Hagel aus Glasscherben und zerborstenem Porzellan zu Boden, spürte einen neuen, brennenden Schmerz in der rechten Hand und schloß trotzdem instinktiv die Finger um die Scherbe. Seine Hand machte eine schnelle, weit ausholende Bewegung. Die rasiermesserscharfe Klinge aus Glas zischte mit einem widerwärtigen Geräusch durch Luft, groben Stoff und empfindliches weiches Fleisch.

Der Dunkle knurrte wie ein wütender Hund und trat Jan die Scherbe aus der Hand. Dann riß er ihn in die Höhe, schüttelte ihn zornig und ließ ihn dann achtlos wieder fallen. Neue Glasscherben bohrten sich durch Jans Kleidung tief in seine Haut, und diesmal verlor er tatsächlich das Bewußtsein, wenn auch nur für eine oder zwei Sekunden.

Als er wieder sehen konnte, hatte sich der Unheimliche herumgedreht, seine Hände waren zu Klauen geworden ...

Vielleicht spürte er ja, daß Jan für einen Moment bewußtlos gewesen war und ihn nicht von hinten angreifen konnte. Seine Wade blutete heftig, aber die Verletzung schien ihn nicht zu beeindrucken.

Jan griff nach einer weiteren Glasscherbe, sprang in die Höhe und schlug blind und ohne zu zielen zu. Er traf nicht. Der Unheimliche mußte die Bewegung gespürt haben, denn er fuhr im letzten Moment herum, blockte Jans Hieb mit dem linken Arm ab und packte ihn mit der anderen Hand an der Kehle. Seine Kraft war furchterregend. Jan bekam keine Luft mehr, und er spürte, daß ihm der Unheimliche auch mit der gleichen Leichtigkeit den Kehlkopf zerquetschen oder gleich das Genick hätte brechen können. Statt dessen drückte er ihm nur den Atem ab und zerrte ihn so weit in die Höhe, daß seine Füße den Kontakt zum Boden verloren und seine Nackenwirbel knackten.

Jan schlug in blinder Todesangst zu. Seine freie Hand klatschte ins Gesicht des Unheimlichen, während die andere hilflos durch die Luft fuchtelte.

Dann war der entsetzliche Druck auf seinen Kehlkopf plötzlich verschwunden. Jan stürzte zu Boden, rollte durch Glasscherben und rang qualvoll nach Luft. Der Dunkle schrie; ein unwirklicher schriller Laut, in dem sich Schmerz, Wut und ungläubige Überraschung mischten. Er taumelte. Sein Gesicht war schmerzverzerrt. Er hatte die Hand gegen die linke Schulter gepreßt. Zwischen seinen Fingern quoll dunkles, zähflüssiges Blut hervor, und seine Kleider schienen zu ... schwelen. Er schrie noch immer; hoch, schrill, in einer unmenschlichen Tonart, in der sich unerträglicher Schmerz und grenzenlose Wut zu etwas mischten, was Jan bis ins Mark erschauern ließ. Kein Zweifel - es hatte ihm weh getan. Sehr weh.

Jan stemmte sich hoch, schwang seine improvisierte Waffe und registrierte fast beiläufig, daß er keine Glasscherbe, sondern etwas aus Metall ergriffen hatte; vielleicht ein Messer.

Katrin hatte den Frühstückstisch gedeckt, bevor sie ihre Yogaübung begonnen hatte. Egal. Es war eine Waffe, und sie tat ihren Dienst. Und offensichtlich flößte sie seinem Gegenüber gehörigen Respekt ein.

Jan hatte am eigenen Leib gespürt, wie stark und vor allem

wie unvorstellbar schnell der Dunkle war. Es hätte ein Leichtes für ihn sein müssen, Jans Angriff abzuwehren oder ihn kurzerhand niederzuschlagen. Erstaunlicherweise aber riß er mit einem eindeutig angsterfüllten Laut die Arme vor das Gesicht und machte einen unbeholfen wirkenden Schritt zurück. Jans Waffe verfehlte seine Brust um Haaresbreite, aber er sah auch die tiefe, bis auf den Knochen reichende Wunde, die er ihm mit seinem ersten Angriff zugefügt hatte. Der zerrissene Stoff der Jacke darüber schwelte tatsächlich, und das Blut, das in Strömen aus dem Schnitt quoll, schien zu kochen. Jan verschwendete keinen Gedanken daran, sondern setzte dem Kerl nach. Er hatte ihn verletzt, und er war fest entschlossen, ihn weiter zu verletzen. Zu töten, wenn er es konnte. Sein nächster Hieb erwischte den Dunklen an der Brust. Seine Waffe zerschnitt die Kleidung des Unheimlichen, aber er spürte selbst, daß das Metall seine Haut nur flüchtig streifte. Trotzdem klaffte sein Fleisch auseinander, und dunkles, dampfendes Blut sprudelte regelrecht hervor und besudelte Jans Gesicht und Hände. Der Unheimliche schrie gellend und noch lauter, taumelte zurück und ... riß dabei Katrin um, die in der Tür stand. Ihr Blick spiegelte vollkommenes Unverständnis. »Was -?« »Lauf weg! « schrie Jan. »Lauf! « Katrin starrte ihn nur verständnislos an. Ihre Bewegungen waren langsam; unendlich langsam, wie es Jan erschien. Sie mußte doch längst schon mitbekommen haben, was sich hier abspielte. Wie lange hatte der Kampf schon gedauert? War es das Adrenalin, das durch Jans Adern jagte, oder bewegten der Dunkle und er sich in einer anderen, schnelleren Zeit? Der Dunkle nützte den Sekundenbruchteil, den Jan abgelenkt war, um ihm einen Stoß vor die Brust zu versetzen und an ihm vorbeizustürmen. Jan taumelte zwei, drei Schritte weit zurück, fiel über einen Sessel und rappelte sich hastig wieder hoch. Der Unheimliche riß die Wohnungstür auf. Es ging alles unvorstellbar schnell.

Jan stürzte hinter ihm her. Er durfte ihn nicht entkommen lassen!

Er hatte den Dunklen besiegt, aber nicht, weil er stärker oder schneller war als er, sondern einzig und allein, weil er ihn überrascht hatte. Wenn er ihn entkommen ließ, dann würde der Dunkle wiederkehren, und das nächste Mal würde er wahrscheinlich nicht mehr den Fehler machen, mit ihm zu spielen und ihm damit eine Chance zu geben.

Der Hausflur war menschenleer. Der Dunkle war bereits verschwunden.

Aber er hatte eine Spur hinterlassen: Eine unregelmäßige Fährte dunkler, dampfender Tropfen, die in einem wankenden Zickzack zur Treppe führte. Der Kerl blutete, und das nicht zu knapp.

Jan rannte hinterher. Während er, immer zwei oder drei Stufen auf einmal überspringend, die Treppe hinunterpolterte, lauschte er auf das Geräusch der Haustür unten, hörte aber nichts. Der Dunkle war noch im Haus.

Die Blutspur leitete Jan. Die Anzahl der Tropfen schien abzunehmen, aber vielleicht hatte der Unheimliche auch nur sein Tempo gesteigert. Jan war sich darüber im klaren, daß er keine Chancen hatte, ihn einzuholen. Doch die Konzentration des Adrenalins, oder was immer es war, das ihn beflügelte hatte, ließ jetzt rasch nach, und seine Beine wurden schwerer. Trotzdem gab er nicht auf. Er würde ihn kriegen, entweder hier im Haus oder draußen auf der Straße. Mit dieser Verletzung konnte der Kerl nicht weit kommen. Zumindest nicht, ohne Aufsehen zu erregen.

Er erreichte das Erdgeschoß, wandte sich zur Tür- und blieb stehen.

Der Dunkle hatte das Haus nicht verlassen. Die Blutspur war hier unten wieder deutlicher, als wäre er einen Moment lang stehengeblieben, um sich zu orientieren, und sie führte nicht zum Ausgang, sondern in die andere Richtung. Er war weiter nach unten gelaufen. In den Keller.

Und das bedeutete nichts anderes, als daß er in der Falle saß. Der Keller hatte keinen zweiten Ausgang.

Jan ging zur Treppe, blieb aber auf der obersten Stufe wieder stehen. Sein Herz raste, und sein Atem ging noch immer so schnell, daß die Luft in seiner Kehle schnitt. Aber mit der rationalen Überlegung kehrte auch seine Angst zurück - ein verzweifelter Signal seines Selbsterhaltungstriebes, der ihm auf diese Weise klarmachte, daß er dabei war, sein Leben aufs Spiel zu setzen.

Jan betrachtete unschlüssig das Messer, das er noch immer in seiner Rechten hielt. Es war ein schweres, aber trotzdem ganz normales Buttermesser, dessen Schneide keinen Schliff hatte. Keine Waffe, sondern etwas, mit dem man allenfalls ein Stück Käse schneiden konnte. Trotzdem war die Klinge dunkel vom Blut des Unheimlichen.

Der richtige Winkel, pures Glück und die schiere Kraft der Verzweiflung. Selbst mit einem richtigen Messer wäre es der reine Selbstmord, dem Kerl dort hinunter zu folgen. Er war ihm nicht gewachsen.

Aber er durfte ihn auch nicht entkommen lassen. Ihn zu verfolgen war gefährlich. Ihn entweichen zu lassen, wäre wahrscheinlich tödlich. Außerdem war der Kerl verletzt, schwer verletzt sogar. Vielleicht fand er ja nur noch einen sterbenden Mann da unten im Keller.

Jan war sich natürlich darüber im klaren, daß das alles nur vorgeschobene Argumente waren, mit denen er sich selbst zu beruhigen versuchte; seine Art zu pfeifen, wenn er in den dunklen Keller mußte. Trotzdem ging er langsam, Schritt für Schritt, weiter nach unten, die rechte Hand mit dem blutigen Messer weit nach vorne gestreckt und alle seine Sinne angespannt. Er war sich nicht sicher, ob er den Dunklen wirklich stellen wollte. Vielleicht reichte es einfach, seine Spur nicht zu verlieren. Vorhin, oben in der Wohnung, hätte er ihn, ohne zu zögern, getötet, aber das war etwas anderes gewesen. Er hatte um sein und Katrins Leben gekämpft. Jetzt ... er wußte nicht

einmal, ob er ihn noch töten könnte, selbst wenn er die Gelegenheit dazu bekam.

Die Blutspur leitete ihn zuverlässig weiter. Er ging bis zum Ende des Flures. Die metallene Feuerschutztür, vor der der Gang endete, war normalerweise abgeschlossen. Jeder Mieter besaß einen Schlüssel, und nicht abzuschließen war ein Sakrileg, das die Hausgemeinschaft mit wochenlanger offenkundiger Mißbilligung ahndete. Die Tür war auch heute abgeschlossen gewesen, aber jemand hatte sie geöffnet - ohne einen Schlüssel zu benutzen.

Jan starrte den verbogenen Türrahmen zwei oder drei Sekunden lang mit klopfendem Herzen an. Er bestand aus zwei Millimeter dickem Eisenblech, aber irgend jemand hatte das Schloß einfach hindurchgerammt, als wäre es nur das Stanniolpapier aus einer Zigarettenspackung. Jemand. Etwas.

Und er wollte dieses ... Etwas mit nichts anderem als einem Buttermesser in der Hand angreifen?

Vorsichtig hob er die linke Hand, drückte die Tür auf und lauschte in die Dunkelheit dahinter. Er hörte nichts. Die Stille war vollkommen. Aber er konnte spüren, daß er da war, so deutlich - nein: deutlicher! -, als könnte er ihn sehen.

Jan machte einen halben Schritt in die Dunkelheit hinein, tastete mit der freien Hand über die Wand neben der Tür und fand nach einer Ewigkeit den Lichtschalter, ehe die Neonleuchten unter der Decke flackernd zum Leben erwachten.

Der Keller war leer. Eine Spur unregelmäßiger, aber deutlich kleiner gewordenen Blutstropfen führte vor ihm über den nackten Betonboden. Er war hier. Jan konnte seine Anwesenheit beinahe riechen.

Jan fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen.

Da war noch ein winziger Rest vernünftigen Denkens in ihm, der ihm zuschrie, daß das, was er tat, der schiere Wahnsinn war, aber er beachtete ihn jetzt so wenig wie zuvor. Sehr langsam, zitternd, aber trotzdem mit festen Schritten, ging er weiter.

Rechts und links des Ganges waren keine Wände mehr,

sondern die Lattentüren der kleinen Verschlüge, in die der Kellerraum aufgeteilt war. Die Blutspur führte zu einem dieser Verschlüge. Das Vorhängeschloß, mit dem er gesichert war, war zusammen mit einem guten Drittel der Tür einfach herausgerissen worden.

Jan versuchte, den in verschwommene Bereiche aus Hell und Dunkel unterteilten Raum dahinter mit Blicken zu durchdringen, aber es gelang ihm nicht. Die einzelnen Kellerverschlüge waren kaum drei mal fünf Schritte groß. Wenn der Dunkle hinter dieser Tür war, saß er endgültig in der Falle. Um so gefährlicher mußte es sein, ihm zu folgen. Der Kerl war ein Raubtier, und wenn es etwas gab, das gefährlicher war als ein Raubtier, dann war es ein verwundetes Raubtier. Es gab keinen Grund, ihm zu folgen, dachte er nervös. Der Kerl saß dort drinnen in der Falle. Der Menge Blut nach zu schließen, die er verloren hatte, war er wirklich schwer verletzt, vermutlich zu schlimm, um noch einen Fluchtversuch zu wagen, oder gar einen neuerlichen Angriff. Alles, was er tun mußte, war hier zu warten, bis die Polizei kam. Katrin hatte sie vermutlich bereits alarmiert.

Irgend etwas polterte in dem Bretterverschlag. Etwas Großes, sehr Schweres fiel um und zerbrach, und er hörte einen Laut wie ein Wimmern. Aber es war nicht das Wimmern eines Menschen. Jan ging vorsichtig näher, blieb noch einmal stehen und streckte eine zitternde Hand nach der Brettertür aus. Die Rechte fest um das Küchenmesser gekrampft, zog er die Tür auf. Der Verschlag war - wie die meisten hier - fast bis unter die Decke mit ausrangiertem Mobiliar, Kisten, Kartons und Koffern und allem möglichen anderen Kram vollgestopft. Der verbliebene Platz reichte kaum für die zitternde, dunkel gekleidete Gestalt aus, die sich wimmernd in einen Winkel gekauert hatte und Jan aus angstvoll aufgerissenen Augen anstarrte. Der Anblick traf Jan wie ein Schlag. Der Unheimliche hatte sich ... verändert. Er blutete heftig aus den beiden tiefen Wunden, die Jan ihm zugefügt hatte, und er sah kaum noch aus



wie ein Mensch, sondern ähnelte jetzt fast vollkommen dem bizarren ... Ding, das er für einen Sekundenbruchteil im Schlafzimmerspiegel gesehen hatte. Es wimmerte vor Schmerz. Der Blick seiner unheimlichen, nicht mehr menschlichen Augen war voller Angst auf das Messer in Jans Hand gerichtet. Als es Jan erblickte, raffte es das erstbeste auf, was in Reichweite war, und warf es in seine Richtung. Das Wurfgeschloß kam nicht einmal in seine Nähe, aber Jan wich trotzdem einen Schritt zurück. Für einen kurzen Moment geriet der Dunkle aus seinem Blickfeld.

Etwas bewegte sich im Innern des Verschlages. Das Poltern von vorhin wiederholte sich, aber lauter, länger anhaltend diesmal.

Als Jan sich dem Verschlag wieder näherte, war der Unheimliche verschwunden. In der Rückwand des Verschlages, der einzigen, die gemauert war, gab es eine schmale, kaum anderthalb Meter hohe Tür, die eine gute Handbreit offen stand.

Sie war vorher nicht dagewesen. Jan hatte nicht nur nichts von ihrer Existenz gewußt, er wußte mit hundertprozentiger Sicherheit, daß es sie bisher nicht gegeben hatte.

Er näherte sich der Tür nur sehr zögernd. Der Keller war so vollgestopft, daß er buchstäblich über das Sammelsurium aus Gerümpel und Hausrat hinwegklettern mußte, und er rechnete jeden Moment und sehr ernsthaft damit, daß eine Gestalt aus dem Nichts auftauchen und sich auf ihn stürzen würde.

Er blieb unbehelligt. Der Dunkle war verschwunden, und die offenstehende Tür zeigte auch ziemlich deutlich, wohin.

Aus irgendeinem Grund wagte er es nicht, die Tür mit der Hand zu berühren, also schob er sie behutsam mit der Spitze des Messers auf. Dahinter herrschte Dunkelheit. Das wenige Licht, das aus dem Keller hinein fiel, reichte gerade aus, ihm einen vagen Eindruck von dem zu geben, was auf der anderen Seite lag. Ein niedriger, grob gemauerter Gang mit einer gewölbten Decke, auf dessen Boden und Wänden sich Feuchtigkeit und Schimmel festgesetzt hatten. In einigen Schritten

Entfernung schien es eine Treppe zu geben, vielleicht auch nur eine Gangkreuzung, an der der Boden etwas niedriger lag. Er würde nicht hineingehen, um nachzusehen. Dieses unterirdische Labyrinth war sein Reich. Das Territorium des Dunklen. Wenn er, Jan, dort hineinging, war er verloren. Selbst tödlich verwundet war der andere noch ein unbesiegbare Gegner, wenn er ihm in seinem ureigensten Element gegenübertrat. Jan ließ die Hand mit dem Messer sinken, drehte sich herum und kletterte umständlich wieder über den Gerümpel, bergzurück.

Er war nicht einmal besonders überrascht, als er sich noch einmal herumdrehte und sah, daß die Tür verschwunden war. Als er aus dem Lift trat, konnte er hören, wie eine Wohnungstür ins Schloß fiel. Nicht die zu seiner und Katrins Wohnung; die stand unverändert so auf, wie er sie zurückgelassen hatte, und Jan konnte sich lebhaft vorstellen, wie ihm der eine oder andere neugierige Blick durch den Spion folgte. Zumindest bekamen sie heute etwas geboten. Sein Anblick - verschwitzt, mit zerrissenen Kleidern, aus mindestens einem Dutzend mehr oder weniger tiefer Schnitte blutend und mit einem blutigen Messer in der rechten Hand - würde für mindestens zwei Wochen ausreichenden Gesprächsstoff im Haus sorgen. Es war ihm vollkommen gleich. So, wie die Dinge lagen, war es höchst zweifelhaft, ob er nach diesen zwei Wochen noch lebte. Er betrat die Wohnung, schob die Tür hinter sich zu und legte, vollkommen sinnlos, die Sicherheitskette vor. Nicht, daß er das Gefühl hätte, daß es etwas nützte. Sein Gegner war nicht auf Türen angewiesen, um irgendwo einzudringen, und selbst wenn, dann würde er diese alberne Kette so mühelos zerreißen wie Jan ein Stück Bindfaden. Trotzdem beruhigte es ihn. Nicht das Ergebnis, sondern allein die Tatsache, daß er etwas getan hatte. Auch wenn es sinnlos war. Deutlich hörte er Katrins Stimme hinter sich im Wohnzimmer. Glas knirschte. Vermutlich telefonierte sie noch mit der

Polizei. Sie würde ein paar Augenblicke gebraucht haben, um ihren Schrecken zu überwinden, und auch wenn es ihm wie eine Ewigkeit vorgekommen war, so war er in Wahrheit nur wenige Minuten unten im Keller gewesen.

Jan drehte sich herum, durchquerte die Diele mit wenigen, schnellen Schritten - und blieb wie vom Donner gerührt stehen.

Es war nicht Katrins Stimme gewesen, die er gehört hatte. Sie hatte den umgeworfenen Sessel wieder aufgerichtet und darauf Platz genommen. Vera kniete vor ihr. Sie hatte die Ray-Ban abgenommen. Ihre Finger spielten nervös damit, während sie mit leiser, eindringlicher Stimme auf Katrin einredete.

»Was, zum Teufel ...«, murmelte Jan verdattert. Dann holte er tief Luft, trat mit zwei schnellen Schritten auf Vera zu und setzte neu, doppelt so laut und in zehnmal schärferem Tonfall an: »Was, zum Teufel, suchst du hier? Du mußt vollkommen wahnsinnig sein, nach allem noch hierher zu kommen!«

Vera drehte den Kopf und sah zu ihm hoch, während Katrin den Eindruck machte, als hätte sie ihn noch gar nicht bemerkt.

»Ich habe dich etwas gefragt!«

Vera setzte zu einer Antwort an. Dann fiel ihr Blick auf das blutige Messer in Jans Hand. Ihre Augen weiteten sich entsetzt. Sie rutschte hastig ein Stück von ihm fort, erhob sich und setzte die Sonnenbrille wieder auf, alles, ohne das Messer auch nur eine Sekunden aus den Augen zu lassen.

»Bitte«, murmelte sie. »Leg .... leg das Messer weg.«

»Erschreckt es dich?« Jan fuchtelte boshaft mit der blutigen Klinge in der Luft herum. »Das sollte es auch. Das ist keine Marmelade, weißt du? Frag deinen Freund. Er kann dir genau sagen, wie das Blut darangekommen ist.«

»Du verstehst nicht«, stammelte Vera. Ihr Blick hing noch immer wie hypnotisiert an der Messerklinge. »Er ist nicht mein Freund. Bitte ... leg es weg.«

»Nicht? Na, dann bin ich ja mal gespannt, wer er sonst ist.«

»Ich erzähle dir alles«, sagte Vera nervös. »Aber nicht jetzt.

Wir haben keine Zeit. Eure Nachbarin hat die Polizei alarmiert. Sie sind bestimmt schon auf dem Weg hierher.«

»Und davor hast du natürlich Angst«, knurrte Jan. »Ich an deiner Stelle hätte es jedenfalls.«

»Du verdammter Idiot, ich versuche dir das Leben zu retten!

« zischte Vera. »Was glaubst du, was dieser Polizist mit dir macht, wenn er kommt und dich in diesem Zustand und mit einem blutigen Messer in der Hand findet?«

»Er wird mich jedenfalls nicht gleich umbringen, wie dein Freund es versucht hat. «

»Wenn er dich hätte umbringen wollen, dann wärst du jetzt tot«, behauptete Vera. Sie hatte sich wieder gefaßt, aber ihr Blick irrte immer wieder rasch und nervös zu dem Messer, das Jan noch in der rechten Hand hielt. »Bitte, Jan! Ich schwöre dir, daß ich dir alles erklären werde, aber nicht jetzt! Zieh dich um und versorg deine Verletzungen. Katrin und ich räumen inzwischen hier auf! «

»Du scheinst mir nicht -«

»Sie hat recht, Jan«, sagte Katrin. »Beeil dich.«

Jan starrte sie ungläubig an. Katrins Stimme klang flach, und irgend etwas in ihrem Blick fehlte; anders konnte er es nicht ausdrücken. Ihre Worte klangen nach etwas, das sie auswendig gelernt hatte und herunterleierte, ohne auch nur die geringste Ahnung zu haben, was sie da eigentlich sagte.

»Was ... « murmelte er. Dann fuhr er auf dem Absatz zu Vera herum und schrie sie an: »Was hast du mit ihr gemacht?«

»Dasselbe was ich auch mit dir machen könnte«, antwortete Vera ruhig. »Aber ich will es nicht. Du mußt einen klaren Kopf behalten.«

Sie nahm die Brille ab, starrte ihn aus ihren unheimlichen Augen durchdringend an und sagte dann, sehr ruhig und mit klarer, fast übermäßig präziser Stimme: »Leg das Messer weg.«

Das war vollkommen lächerlich. Albern.

Und beinahe grotesk war, daß Jan sich in die Hocke sinken ließ und das Messer sorgsam auf den Tisch legte.

»Aber ... aber wie ...?«

Vera schnitt ihm mit der gleichen Bewegung das Wort ab, mit der sie ihre Sonnenbrille wieder aufsetzte. »Jetzt nicht. Geh ins Bad. Schnell. Zwing mich verdammt noch mal nicht dazu, dich zu zwingen! «

Jan starrte sie an. Plötzlich war er froh, ihre Augen nicht sehen zu müssen, und für einen ganz kurzen Moment hatte er Angst vor ihr, eine Angst ganz anderer Art und viel größer, als der Dunkle ihm jemals eingeflößt hatte.

Dann sagte auch Katrin noch einmal: »Bitte, Jan«, und diese beiden Worte brachen den Bann. Jan fuhr auf dem Absatz herum und rannte regelrecht ins Bad.

Wie sich zeigte, war Veras Warnung keineswegs übertrieben gewesen. Jan schälte sich aus seinen zerrissenen, blutdurchtränkten Kleidern und versorgte die schlimmsten Schnittwunden, so gut es ging. Keine von ihnen war wirklich gefährlich, aber sie taten verdammt weh, und vor allem seine Hände und sein rechtes Knie sahen übel aus. Jan verbrauchte alles Jod, das sie im Haus hatten und ungefähr einen Kilometer Heftpflaster, und danach reichte die Zeit gerade noch, um in frische Kleider zu schlüpfen, bis es an der Tür klingelte. Er konnte hören, wie Katrin zur Tür ging und öffnete, dann die Stimmen von zwei, möglicherweise auch drei Männern.

Er überprüfte seine Erscheinung ein letztes Mal im Spiegel - katastrophal wäre noch geschmeichelt gewesen, aber irgendwie mußte es eben gehen -, dann drehte er den Schlüssel herum und verließ das Bad.

Wie er erwartet hatte, sah er Katrin zusammen mit zwei uniformierten Polizisten in dem stehen, was von ihrem Wohnzimmer übriggeblieben war.

Womit er nicht gerechnet hatte, war der Anblick des dritten, griesgrämig dreinblickenden Mannes, der keine Uniform trug. Krieger.

Jan gab sich Mühe, sich seine Überraschung nicht zu deut-

lich anmerken zu lassen, aber nicht die geringste, freundlich zu sein.,,

»Herr Krieger«, sagte er, ohne sich mit einer Begrüßung aufzuhalten. »Was verschafft mir das Mißvergnügen?« Er versuchte sich möglichst unauffällig im Zimmer umzusehen. Wo war Vera?

»Jemand hat die Polizei gerufen«, antwortete Krieger. »Aus ihrer Wohnung wurden Schreie gehört und etwas, was sich nach einem Kampf anhörte. In solchen Fällen pflegt man im allgemeinen die Polizei zu rufen. Wir sind für so etwas da.« »Jemand?«

»Ihre Nachbarin, um genau zu sein«, antwortete Krieger.

»Das ist typisch.« Jan schüttelte den Kopf. »Wenn hier wirklich eingebrochen wird, dann kümmert sich kein Aas. Aber wenn einmal ein Glas zu Bruch geht, dann rückt ihr gleich mit einem Rollkommando an.«

Krieger machte einen Schritt, und unter seinen Schuhen knirschte Glas. Unter anderem. Katrin hatte keine Zeit gehabt, die Blutflecken wegzuwischen. Selbst das blutige Messer lag noch da, wo Jan es hingelegt hatte. Aber sie hatte einen anderen Weg gefunden, um die Spuren des Kampfes zu verwischen: Sie hatte ein Glas Kirschmarmelade aus der Küche geholt und inmitten des Chaos zerschmettert. Jan hoffte, daß Krieger nicht allzu genau hinsah.

»Ein Glas zerbrochen.« Krieger lächelte humorlos. »Ja. So kann man es wahrscheinlich auch nennen.« Er gab seinen beiden uniformierten Begleitern einen Wink. Einer der beiden Beamten verschwand in der Küche, der andere in Jans Arbeitszimmer.

»He, Moment mal!« protestierte Jan. »Was soll das? Ich habe Ihnen doch gerade gesagt, daß alles in Ordnung ist! «

»Es dient doch Ihrer eigenen Sicherheit, Herr Feller«, sagte Krieger fröhlich. »Stellen Sie sich nur mal vor, der Komplize Ihrer geheimnisvollen unbekannten Freundin sitzt im Nebenzimmer und zielt mit einer Laserpistole auf sie. In diesem Fall

könnte ich durchaus verstehen, wenn Sie mir die Unwahrheit sagen.«

»Habe ich Ihnen schon gesagt, was ich von Ihrem Humor halte, Herr Kommissar?« fragte Jan.

»Mehrmals«, antwortete Krieger ungerührt. Sein Lächeln erlosch ebenso plötzlich wie das amüsierte Glitzern in seinen Augen. »Was ist hier passiert?«

Jan antwortete nicht sofort. Die beiden Polizeibeamten kamen nahezu gleichzeitig zurück und machten sich daran, auch noch die restlichen Zimmer der Wohnung zu durchsuchen. Bisher hatten sie Vera offensichtlich noch nicht gefunden. Sie war entweder perfekt versteckt oder nicht mehr da. Jan unterdrückte den Impuls, Katrin einen fragenden Blick zuzuwerfen.

Krieger war ein viel zu guter Beobachter.

»Es war einfach ein blödes Mißgeschick«, sagte er. »Wir scheinen im Moment wirklich vom Pech verfolgt zu sein.«

»Ein Mißgeschick, bei dem ihre halbe Wohnung zu Bruch gegangen ist?«

»Ich war ungeschickt«, sagte Jan. »Das Schlafzimmerfenster ist zerbrochen. Vor lauter Schreck bin ich gestolpert und gegen die Tür gefallen.«

»Ich verstehe«, sagte Krieger. »Und Ihre Freundin hat vor Schrecken die Kaffeekanne fallengelassen und damit den Tisch zerschlagen. So eine Art ... Kettenreaktion.« Seine Miene verdüsterte sich. »Wem wollen Sie den Quatsch erzählen?«

Die beiden Polizisten kamen zurück. Sie sagten nichts, deuteten aber beide ein Kopfschütteln an, auf das Krieger mit einem knappen Nicken reagierte. Sie hatten Vera nicht gefunden.

»Also gut, wir haben uns gestritten«, sagte Jan. »Ist das neuerdings verboten?«

»Wenn es in Ruhestörung und Körperverletzung ausartet, möglicherweise«, antwortete Krieger. »Ich dachte, ich hätte Ihnen gesagt, daß ich es absolut nicht leiden kann, belogen zu werden.«

»Jan sagt die Wahrheit«, schaltete sich Katrin ein. »Wir hatten einen Streit. Einen ziemlich heftigen Streit sogar. Aber jetzt ist alles wieder in Ordnung.«

Krieger blickte einen Moment lang auf Jans Hände. Sie waren bandagiert, und an mindestens zwei Stellen waren die Verbände durchgeblutet.

»Das ist passiert, als ich versucht habe, die Glasscherben aufzuheben«, sagte Jan.

»Selbstverständlich«, sagte Krieger.

»Haben Sie schon etwas über dieses Mädchen herausgefunden?

« fuhr Katrin fort. Sie war ganz offensichtlich darum bemüht, das Thema zu wechseln.

»Ihre große Unbekannte?« Krieger schüttelte den Kopf.

»Wenn es sie wirklich gibt, dann hat sie sich ziemlich gut versteckt. Aber wir suchen ja auch noch nicht allzu lange nach ihr. Wir werden die Wahrheit schon herausfinden.«

Die Formulierung entging Jan keineswegs, aber er zog es vor, nicht darauf einzugehen. Er hatte keine besondere Lust, mit Krieger zu streiten. Er wollte nur, daß er endlich ging.

»Es tut mir leid, daß wir Sie vergebens bemüht haben, Herr Kommissar«, sagte er. »Aber wie sie ja selbst sehen, ist alles in Ordnung. Nur ein bißchen zerbrochenes Glas. Scherben bringen ja bekanntlich Glück.«

Krieger starrte ihn an. Jan konnte regelrecht sehen, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. »Ganz wie Sie wollen, Herr Feller«, sagte er schließlich. »Schade. Ich hätte eine andere Lösung vorgezogen, aber wenn Sie nicht freiwillig kooperieren, muß es eben anders gehen. Ich erwarte Sie morgen früh um zehn in meinem Büro. Und dann möchte ich wissen, was hier wirklich passiert ist.«

»Das geht nicht«, sagte Jan.

»Sie können ja Ihren Anwalt mitbringen«, sagte Krieger verächtlich. »Ich kann Sie auch verhaften lassen, wenn Sie diese Lösung vorziehen. Genug Grund dazu habe ich mittlerweile.

«



»Sie verstehen mich nicht«, antwortete Jan. »Morgen um zehn ist die Beerdigung meines Bruders.«  
 »Oh. Das ... wußte ich nicht. Dann am Nachmittag. Wäre drei Uhr recht?«  
 »Natürlich. Aber ich weiß wirklich nicht -«  
 »Dann sehen wir uns morgen. Einen schönen Tag noch. Und geben Sie acht, daß Sie sich nicht noch mehr verletzen.«  
 Krieger und seine beiden Begleiter gingen, und Katrin sah Jan erschrocken an und fragte:  
 »Was hat er damit gemeint, er hätte Grund genug, dich verhaften zu lassen?«  
 »Ich habe keine Ahnung«, sagte Jan. Das entsprach nicht ganz der Wahrheit, aber sie hatten im Moment wirklich andere Sorgen als diesen übereifrigen Polizisten.  
 »Wo ist Vera?« fragte er. »Wo hat sie sich versteckt?«  
 Bevor Katrin antworten konnte, ging die Badezimmertür auf, und Vera trat heraus. »Ich habe mich nicht versteckt«, sagte sie. »Das war nicht nötig.«  
 »Aber der Polizist war doch dort drinnen!« protestierte Jan.  
 »Ich habe noch ein paar Tricks auf Lager«, sagte Vera achselzuckend.  
 »Aber das spielt jetzt keine Rolle.« Sie wandte sich an Katrin. »Du mußt verschwinden. Er könnte zurückkommen.«  
 »So schnell bestimmt nicht«, mischte sich Jan ein. »Ich habe ihn verletzt. Ziemlich schlimm, glaube ich.«  
 Vera sah ihn fast verächtlich an, aber dann blickte sie wieder auf das Messer hinab, das Jan fallengelassen hatte, und fragte: »Damit?«  
 »Ja.«  
 »Dann haben wir wieder ein bißchen Zeit gewonnen«, sagte Vera. Sie wirkte erleichtert; aber nicht sehr. »Er wird ein paar Stunden brauchen, um sich zu erholen. Gibt es jemanden, zu dem du gehen kannst? Ich meine, für ein paar Tage oder so?«  
 »Ja«, antwortete Katrin. »Zu meinem Bruder ... Aber was geht hier eigentlich vor, verflucht!?«

»Niemand wird hier irgendwo hingehen, bevor du mir nicht verdammt noch mal gesagt hast, was hier eigentlich los ist. Und zwar jetzt sofort! « herrschte Jan Vera an. Jan schüttelte den Kopf und trat wütend auf Vera zu. Die zeigte sich weder von seinem Ton noch von der aggressiven Bewegung irgendwie beeindruckt, hob aber die Hand, um die Brille abzunehmen, und Jan packte blitzschnell zu und hielt ihr Handgelenk fest. Jedenfalls versuchte er es. Vera führte die Bewegung seelenruhig zu Ende, und Jans Hand wurde einfach mitgezerrt. Hätte er sie nicht losgelassen, wäre er umgerissen worden. Es war, als versuche er mit bloßen Händen einen Baukran aufzuhalten. »Später«, sagte sie sehr ruhig. »Sie steckt schon viel zu tief in dieser Geschichte. Zieh sie nicht noch tiefer hinein. Es wäre nicht gut. « Jan starrte fassungslos seine eigene Hand an, dann das dunkelhaarige, zierliche Mädchen vor sich, das ihm kaum bis zur Schulter reichte und aussah, als könnte es mit Mühe und Not eine vollgepackte Einkaufstasche tragen. Veras unheimliche Augen fixierten ihn, und er konnte die gewaltige Kraft, die hinter ihren fahlblassen Pupillen lauerte, fast körperlich spüren. Er wußte, daß Vera seinen Willen ohne die geringste Anstrengung hinwegfegen und ihm ihren eigenen aufzwingen konnte, aber sie verzichtete darauf. Sie blickte ihn nur einen Moment lang an, dann drehte sie sich um und wandte sich an Katrin. Etwas in ihrem Blick änderte sich. Jan konnte die suggestive Kraft, die plötzlich von ihr ausging, beinahe mit Händen greifen. »Geh und pack ein paar Sachen zusammen«, sagte sie. »Und dann ruf deinen Bruder an.« Katrin nickte, drehte sich um und verschwand ohne ein weiteres Wort im Schlafzimmer. »Es tut mir leid«, sagte Vera, nun wieder an Jan gewandt. »Aber es ist besser so, glaub mir.«

Jan hörte nicht einmal, was sie sagte. Er starrte Vera bloß an, und für eine Sekunde hatte er einfach nur Angst. »Wer bist du?« flüsterte er. »Was bist du?«

Bevor sie antwortete, warf Vera einen raschen Blick zur Schlafzimmertür, als wollte sie sich vergewissern, daß Katrin auch wirklich außer Hörweite war. »Weißt du das denn nicht längst?« fragte sie.

Natürlich wußte er es. Aber er wollte es einfach nicht wissen.

Es war eines der Dinge, die nicht sein konnten, weil sie nicht sein durften. »Bitte«, sagte er einfach nur.

Vera seufzte. Zu seiner Erleichterung setzte sie die Sonnenbrille wieder auf, bevor sie antwortete. »Ich habe es dir erzählt

«, begann sie. »Was ich dir gestern gesagt habe, war die Wahrheit.« Sie hob die Hand, als Jan sie unterbrechen wollte.

»Ich weiß, was du sagen willst. Ich habe mich ... ziemlich dumm benommen. Ich dachte, es wäre besonders raffiniert, aber es war wohl ... nicht sehr geschickt. Ich habe nicht besonders viel Erfahrung in solchen Dingen.«

»Was für Dinge?«

»Du begreifst nicht, worum es hier geht«, sagte Vera eindringlich.

»Du hättest nichts von all dem erfahren dürfen. Weder du noch Katrin. Es tut mir wirklich leid, aber es ist nun einmal passiert. Alles, was jetzt noch wichtig ist, ist dich und Katrin in Sicherheit zu bringen. Ich kann dich schützen, aber nicht euch beide zugleich.«

»Das ist keine Antwort auf meine Frage«, sagte Jan. »Was bist du?«

»Es wäre besser für dich, wenn du das nicht weißt«, sagte Vera ernst. »Für euch beide.«

Etwas in Jan rastete einfach aus. Er spürte, wie irgendeine Sicherung in seinem Gehirn durchbrannte und für einen Moment brannte nur noch Zorn in ihm. Er konnte - er wollte - nicht mehr dagegen ankämpfen, sondern spürte nur noch Wut, grenzenlose Wut auf die Macht, die über sein Leben hereingebrochen war und sich anmaßte, es nach Belieben zu zerstören.

Noch vor wenigen Tagen war er gesund und halbwegs erfolgreich gewesen, hatte eine intakte Beziehung gehabt, einen bescheidenen Erfolg in seinem Beruf und eine gemütliche Wohnung. Jetzt war sein Leben ein Trümmerhaufen. Er war krank, wurde von einer Macht jenseits aller Vorstellung verfolgt, mußte um sein Leben kämpfen und war in einen Mordfall verwickelt; möglicherweise sogar als Tatverdächtiger. Ihm war weh getan worden, und er konnte einfach nicht anders, als nun seinerseits jemandem weh zu tun. Ohne Warnung sprang er vor, holte aus und schlug zu, nicht mit der flachen Hand, um sie zu ohrfeigen, sondern mit der geballten Faust und mit aller Kraft, die er aufbringen konnte.

Es war, als hätte er gegen Stahl geschlagen. Seine Knöchel knackten hörbar, und ein scharfer Schmerz zuckte durch seine Hand bis in den Ellenbogen hinauf, so schlimm, daß es ihm die Tränen in die Augen trieb. Er spürte, wie die Haut über seinen Knöcheln aufplatzte, taumelte zurück und sah Vera durch einen Schleier aus Tränen hindurch an.

Auch Vera war einen halben Schritt zurückgewichen, aber es war nur die Wucht seines Hiebes, die sie wanken ließ. Egal wie stark sie war, sie wog allerhöchstens fünfzig Kilo, und die Bewegungsenergie mußte abgeleitet werden.

Das war allerdings auch die einzige Wirkung, die sein gewaltsamer Faustschlag hervorrief.

Vera schüttelte den Kopf und rückte ihre Brille wieder zurecht.

»Fühlst du dich jetzt besser?« fragte sie ruhig.

Jan preßte die rechte Hand gegen den Leib und versuchte, die Tränen wegzublinzeln. »Was ... was bist du?« flüsterte er.

»Was, zum Teufel, bist du?! «

Vera lächelte traurig. »Ich bin nicht ganz sicher«, sagte sie.

»Aber ich glaube, du würdest mich als Vampir bezeichnen.«

Er erinnerte sich noch so genau an die letzten Tage im Leben seines Vaters, als wären sie erst wenige Wochen vergangen und nicht Jahre.

Jans Verhältnis zu seinem Vater war weder besonders gut gewesen noch besonders schlecht, sondern von einer Art, die Jan selbst immer als >normal< bezeichnet hatte (auch wenn er insgeheim wußte, daß sie das nicht war). Trotzdem hatte er sich in den letzten Monaten fast aufopfernd um den sterbenden alten Mann gekümmert. Die letzte Woche hatte er praktisch ununterbrochen an seinem Bett verbracht.

Sein Vater hatte die letzten Tage seines Lebens in einem Zustand zwischen Schlaf und Koma verbracht, aus dem er nur noch minutenweise aufgewacht war. Er war nur noch eine ausgezehnte, vom Krebs verheerte Gestalt, die kaum noch etwas Menschliches zu haben schien. Vom Fieber geschüttelt und zusätzlich von den Drogen gepeinigt, die ihm die schlimmsten Schmerzen nehmen sollten, es aber am Schluß wahrscheinlich nicht mehr taten. Er phantasierte. Jedenfalls hatte Jan das damals geglaubt.

Heute hingegen ...

Sein Vater hatte von Männern erzählt. Männer, die an seinem Bett standen und ihn holen wollten, die ihn anstarrten, warteten. Die Halluzinationen eines sterbenden alten Mannes, dessen Gehirn von Krankheit und Medikamenten gelenkt wurde und für den der Tod nur noch eine Erlösung war, auf die er viel zu lange hatte warten müssen. Wer hat Angst vorm schwarzen Wolf?

Und wenn es keine Halluzination war?

Wenn die Drogen oder vielleicht auch irgendwelche körpereigenen Chemikalien, die die Krebszellen freisetzen, sein Gehirn nicht zerstört, sondern seine Sinne ganz im Gegenteil auf eine bisher nie geahnte Art geschärft hatten, so daß er in der Lage war, Dinge zu sehen, die den meisten anderen verborgen blieben? Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?

Die Antwort bestand aus zwei kleinen Buchstaben: Er.

Jan öffnete die vierte Dose Bier, seit Vera und Katrin die Wohnung verlassen hatte, und nahm einen gewaltigen Schluck. Es schmeckte nicht, und die erhoffte Wirkung des Al-

kohols blieb ebenso aus wie bei den drei Dosen zuvor. Er hatte nicht vorgehabt, sich zu betrinken, aber er spürte überhaupt nichts. Vermutlich würde er auch dann nichts spüren, wenn er die zehnfache Menge Bier in sich hineinschüttete. Das einzige Ergebnis war, daß er zum dritten Mal innerhalb der letzten dreiviertel Stunde aufs Klo mußte.

Er ging ins Bad, erleichterte sich und schüttete den Rest aus der Bierdose gleich hinterher, bevor er die Spülung betätigte. Der Alkohol würde ihm nicht helfen. Statt des angenehmen Schwindelgefühls, das er so genoß und bei dessen Erreichen er mit eiserner Konsequenz aufhörte zu trinken, würde er ihm allerhöchstens Kopfschmerzen bescheren. Und es war wichtig, daß er einen klaren Kopf behielt - oder, besser gesagt, bekam. Jan ging zum Becken, schöpfte sich fünf oder sechs Handvoll eiskaltes Wasser ins Gesicht und biß die Zähne zusammen, als die zahllosen kleinen und größeren Schnitte und Platzwunden in seinen Händen wie Feuer zu brennen begannen.

Nachdenklich betrachtete er seine Finger. Er hatte die Verbände und Heftpflaster entfernt, weil sie seine Bewegungsfreiheit zu sehr einschränkten. Die Schnitte auf seinen Handrücken und den Fingern waren nicht so schlimm, aber die Haut über allen vier Knöcheln seiner rechten Hand waren aufgeplatzt, und wenn er die Finger ausstreckte und bewegte, hörte er ein unangenehmes Knacken in den Gelenken. Er war nicht ganz sicher, ob er sich nicht die Knöchel gebrochen oder wenigstens gestaucht hatte. Hätte er noch einen Beweis gebraucht, daß Vera nicht das war, wonach sie aussah, so hätte er nur seine rechte Hand ansehen müssen.

Nun stützte er sich mit beiden Händen schwer auf den Waschbeckenrand, hob den Kopf und betrachtete sein Gesicht im Spiegel.

Der Anblick war nicht so schauderhaft, wie er erwartet hatte. Zwar hatte auch sein Gesicht ein paar Blessuren abbekommen, aber die meisten waren wirklich nur Schrammen und kaum der Rede wert.

Am meisten aber erstaunte ihn der Anblick seines Auges. Es war so gut wie verheilt. Die Verletzung war kaum noch sichtbar. Dabei hatte es am Anfang so ausgesehen, als würde es Wochen dauern, bis er sich wieder unter Menschen wagen konnte. Jan sah auf die Uhr. Katrin und Vera waren jetzt seit gut zwei Stunden weg. Am Anfang war er sogar froh gewesen, daß Vera ohne weitere Erklärung gegangen war. Auch wenn ihn ihre Eröffnung strenggenommen nicht mehr hätte überraschen dürfen, hatte sie es doch getan. Es gab ein gewisses Maß an schlechten Neuigkeiten, das er verkraften konnte, und darüber hinaus nichts mehr.

Vampire!

Das war so idiotisch, daß er am liebsten laut gelacht hätte. Und tief in sich drin, auf einer anderen Ebene seines Bewußtseins, die sich seinem direkten Zugriff bisher fast angstvoll entzogen hatte, hatte er es die ganze Zeit über gewußt. Er hatte ja sogar den Beweis vor Augen gehabt.

Er verließ das Bad, ging ins Arbeitszimmer und schaltete den Computer ein. Das Gerät hatte sich automatisch abgeschaltet, nachdem es sein Aufgabe erfüllt hatte, aber die extrapolierten Bilder befanden sich als Sicherheitskopie auf seiner Festplatte.

Jan klickte die entsprechende Datei an und wartete ungeduldig, bis der Rechner das Bild vollständig aufgebaut hatte.

Der Zeit nach zu schließen, die er dazu brauchte, mußte die Datenmenge gewaltig sein.

Das Ergebnis ließ sich allerdings sehen. In den auseinanderfallenden Spiegelscherben war gleich mehrfach das Gesicht des unheimlichen Wesens zu erkennen, dem er vor zwei Stunden im Keller gegenübergestanden hatte. Der Computer hatte in dem einen oder anderen Detail danebengegriffen, aber im großen und ganzen entsprach die Darstellung durchaus der Realität. Falls es so etwas wie Realität noch gab.

Das Ding, das ihm in leicht verschwommenen Farben vom Monitor entgegengrinste, ähnelte zwar noch immer einem

Menschen, hatte aber zugleich auch etwas Insektenhaftes. Es wirkte unendlich fremd und auf eine schwer in Worte zu fassende Weise *feindselig*.

»Es kommt ihm ziemlich nahe«, sagte eine Stimme hinter ihm, »aber es trifft ihn nicht genau. Trotzdem: Diese ... Rechenmaschinen sind erstaunlich. Manchmal erschrecken mich eure Erfindungen.«

Jan starrte eine Sekunde lang die verzerrte Spiegelung auf dem Monitor an, ehe er sich umdrehte und zu Vera aufsaß. Er wußte nicht, wie lange sie schon hinter ihm stand und ihm zusah. Er hatte nicht einmal gehört, daß sie hereingekommen war.

»Computer«, sagte er, mit sonderbar flacher, müde klingender Stimme. »Man nennt sie Computer.«

»Computer.« Vera nickte, streckte den Arm aus und legte die flache Hand auf den Monitor. Das Bild begann zu flackern und erlosch nach ein paar Sekunden ganz, und aus dem Gehäuse des Computer drang plötzlich ein unangenehmer, schnarrender Laut. Es roch verbrannt.

»Es ist besser, wenn niemand diese Bilder sieht«, sagte sie.

»Trotzdem: Es ist erstaunlich. Diese Maschinen könnten sich in Zukunft wirklich als Problem erweisen. Wir werden etwas dagegen unternehmen müssen. «

Jan machte eine Kopfbewegung zu dem erloschenen Monitor hin. Er mußte sich nicht überzeugen, um zu wissen, daß die Bilddateien von seiner Festplatte verschwunden waren; mit ziemlicher Sicherheit zusammen mit allem anderen, was sich darauf befunden hatte. »Wieso? Habt ihr Angst, daß sie euer schmutziges kleines Geheimnis aufdecken könnten?«

»Wieso bist du der Meinung, daß es schmutzig ist?« fragte Vera. »Es ist ein Geheimnis, und wir existieren, aber weder das eine noch das andere ist unsere Schuld. Wir haben uns ebensowenig selbst erschaffen wie ihr euch! «

»Versteckt ihr euch deshalb vor uns?«

»Verstecken?« Vera nahm die Brille ab und sah einen Mo-



ment lang auf den erloschenen Schirm. »Würdet ihr uns denn in eurer Mitte dulden?«

»Euch?« So wie Vera deutete Jan auf den dunklen Bildschirm, und so wie sie sprach er nicht von der Schwärze, die jetzt darauf sichtbar war, sondern von dem, was er noch vor wenigen Augenblicken gezeigt hatte. »Du meinst ... das da? Dieses ... Ding.

Erst, nachdem er die Worte ausgesprochen hatte, wurde ihm selbst klar, wie sie auf Vera wirken mußten. Wenn das, was er vermutete, zutraf, dann war auch sie ein solches »das da«, ein Ding, das zwar mit einigem Erfolg versuchte, wie ein Mensch auszusehen, aber keiner war.

Vera reagierte jedoch nicht verletzt, sondern lächelte nur traurig. »Was du gesehen hast, war nicht die Wirklichkeit. Nur das, was diese Maschine zu sehen glaubt. So wie du nur das siehst, was du dir selbst zu sehen gestattest.«

Jan war nicht ganz sicher, daß er diesen Satz begriff. Aber vielleicht hatte er auch nur Angst, daß er ihn verstehen könnte. Er schwieg.

»Wir müssen uns vor euch verbergen«, fuhr Vera nach einer Weile fort. »Ihr würdet uns niemals gestatten, unter euch zu leben. Weil ihr Angst vor uns habt.«

»Und das wundert dich?« Großer Gott, wer hätte keine Angst vor dem, was er gerade gesehen hatte?

»Nein«, antwortete Vera ruhig. »Was für uns gilt, das gilt auch für euch. Ihr seid so, wie euch die Natur erschaffen hat. Ihr müßt uns fürchten. Wir sind die Jäger, und ihr seid die Beute. Wir sind eure natürlichen Feinde. Jedenfalls ... waren wir es.« Sie setzte die Brille wieder auf, aber diesmal war der Effekt genau umgekehrt.

Nachdem er ihre unheimlichen Augen nicht mehr sah, wirkte sie keineswegs menschlicher als zuvor, sondern schien plötzlich etwas von einem Insekt zu haben, das seine Beute musterte. Er versuchte den Gedanken zu verscheuchen, aber es gelang ihm nicht. Nach ein paar Sekunden wandte er den

Blick ab und starrte ins Leere, aber das machte es nicht besser.  
Er konnte spüren, daß sie ihn weiter anstarrte.

»Wir haben nicht viel Zeit.« Er konnte hören, wie Vera sich hinter ihm bewegte. Sie änderte ihre Art zu reden. Die fremden Emotionen, die gerade noch in ihrer Stimme gewesen waren, erloschen, und sie zählte jetzt nur noch Fakten auf. »Ich werde dir alles erzählen, was du wissen mußt, um zu überleben. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Und danach?«

»Danach?«

»Du weißt genau was ich meine«, sagte Jan. »Was passiert, wenn alles vorbei ist? Wenn wir diesen ... Nosferatu erledigen, bevor er uns erwischt?«

»Ich verstehe nicht genau«, antwortete Vera, und die Verwirrung in ihrer Stimme klang tatsächlich echt. »Was soll danach sein? Ich werde verschwinden, und dein Leben wird wieder sein wie zuvor.«

»Das glaubst du doch selbst nicht«, murmelte Jan. »Du hast es gerade gesagt: Ihr müßt das Geheimnis euer Existenz schützen. Niemand darf wissen, daß es euch gibt.«

»Und deshalb werde ich dich und alle anderen, die mich gesehen haben, umbringen?« Vera lachte. »Warum sollte ich das tun? Niemand wird dir glauben. Was willst du diesem übereifrigen Polizisten schon erzählen? Daß du herausgefunden hast, daß es Vampire gibt, die unsichtbar unter den Menschen leben und ihre Lebensenergie aussaugen? Ich bin sicher, er würde dir jedes Wort glauben.«

Der Spott in ihrer Stimme hatte verletzend sein sollen, aber er war es nicht. Vielleicht, weil sie einfach nur die Wahrheit sagte. Sie hatte recht: Niemand würde ihm glauben. Sie glaubte es ja selbst nicht.

»Es gab eine Zeit, da hätte ich es getan«, fuhr Vera, fort.

»Aber das ist lange her. Wir haben dazugelernt. Es ist nicht nötig, Menschen zu töten. Ihr lebt einfach nicht lange genug, um Schaden anzurichten.«

Das zumindest war eine neue Information. Jan versuchte - schon aus purem Selbstschutz, um nicht vollends den Boden unter den Füßen zu verlieren -, dasselbe zu tun wie sie und sich nur auf die Fakten zu konzentrieren. Offensichtlich war die Lebenserwartung jener unheimlichen Spezies, der Vera angehörte, weitaus höher als die eines Menschen.

»Also gut«, sagte er. »Erzähl es mir.«

»Du weißt schon fast alles, was nötig ist.« Und vermutlich mehr, als gut für ihn war. »Wir unterscheiden uns nicht so sehr von euch, wie du glaubst. Wir leben länger, und wir können uns in Bereichen der Welt bewegen, die euch verborgen sind. Das ist schon beinahe alles.«

»Abgesehen von der Kleinigkeit, daß ihr Vampire seid, die uns unsere Lebenskraft nehmen«, sagte er. Wie lange hatte er gebraucht, um dieses Wort auszusprechen? Lange. Und er fühlte sich nicht erleichtert, jetzt, wo er es getan hatte. Im Gegenteil, es schien eher schlimmer geworden zu sein. Er hatte aus einer abstrakten Idee etwas Wirkliches gemacht, indem er ihr einen Namen gab.

»Ich sagte bereits. Wir haben dazugelernt. Früher einmal waren wir vielleicht so. Was du >Lebenskraft< nennst, ist die Energie, von der wir existieren. Aber es ist nicht nötig, dafür Menschen zu töten. Wir sind da, wenn euer Leben auf natürliche Weise endet. Die Welt ist voll von Tod und Sterben. Es gibt so viele von euch und so wenige von uns. Du hast recht: Wir sind der Grund für all eure Legenden von Vampiren und Werwölfen. Diese Geschichten hätten fast zu unserer Auslöschung geführt. Wir haben euch gejagt und ihr uns. Dann haben wir aufgehört, euch zu jagen, und ihr habt uns vergessen. So einfach war das! «

»Wenn es wirklich so wäre, säßen wir jetzt nicht hier und würden dieses Gespräch führen, oder?« Das Argument war albern, aber zugleich das einzige, das ihm einfiel. Er klammerte sich an Fakten und versuchte Logik in ein Gespräch zu bringen, das außerhalb jeder Vernunft lag. Aber die Alternative

wäre gewesen, sich selbst einzugestehen, daß er dasaß und mit einem Vampir redete.

»Ich habe es jetzt schon mehrmals gesagt, aber ich wiederhole es gerne noch einmal«, sagte Vera spöttisch. »Wir sind wie ihr. Oder glaubst du, ihr hättet das alleinige Recht, Verrückte und Kriminelle hervorzubringen?«

»Aber warum?« fragte Jan. »Wenn ihr doch nur zu warten braucht, bis jemand stirbt ... «

Vera hob die Schultern. Die Bewegung wirkte ein wenig ungeduldig.

»Warum gehen Männer deines Volkes hin und vergewaltigen und töten Frauen, wo Sex für wenig Geld zu kaufen ist oder ihre eigenen Frauen zu Hause warten? Vlad ist verrückt.«

»Vlad?«

»Vlad, Nosferatu ... « Vera machte eine flatternde Handbewegung.

»Er hat viele Namen. Er ist wahnsinnig. Es macht ihm Spaß zu töten. Er braucht die Jagd. Es genügt ihm nicht, abzuwarten und zu nehmen, was er ohnehin bekommt. Er will es sich stehlen. Er ist ein Raubtier, das nur lebende Beute frißt.« Jan wußte, daß sie recht hatte. Er hatte seinem unheimlichen Gegner mehr als eine Gelegenheit gegeben, ihn zu töten, aber Vlad (Vlad? Woher kannte er diesen Namen?) hatte darauf verzichtet. Bisher. Er wollte keinen sauberen Abschluß, sondern eine lange, blutige Jagd. Nun, dachte Jan, es war Blut geflossen, wenn vielleicht auch nicht unbedingt so, wie der Seelenjäger sich es vorgestellt hatte. Wenn sie sich das nächste Mal gegenüberstanden, würde der Vampir nicht mehr mit ihm spielen.

Seine Situation kam ihm mehr und mehr vor wie einer jener Alpträume, die keinerlei logische Handlung hatten, sondern nur aus einer Aneinanderreihung zusammenhangloser Bilder und Schrecknisse bestanden und vor allem Furcht transportierten.

Und es gab noch eine Parallele: Es half in einem solchen Traum nichts, zu wissen, daß man nur träumte. So, wie es jetzt nicht half, zu wissen, daß er all dies wirklich erlebte.

»Im Klartext«, sagte er, »wir haben es mit einem psychopathischen Vampir zu tun, den du irgendwie stoppen willst. Ich

nehme an, weil du so unendlich viel Mitleid mit uns armen, sterblichen Menschen hast.«

Vera ignorierte seinen verletzenden Ton. Sie schüttelte den Kopf. »Es sind zu viele von uns gestorben.«

»Mir bricht das Herz«, sagte Jan boshaft. »Erzähl mir nicht, dein Cousin ist nicht wählerisch genug, was seine Opfer angeht. Er killt also auch Vampire, nicht nur Menschen. «

»Wir haben Jahrhunderte gebraucht, um euch vergessen zu lassen, daß es uns überhaupt gibt«, antwortete Vera. »Was Nosferatu macht, wird über kurz oder lang zu unserer Entdeckung führen. Das darf nicht geschehen, und deshalb werde ich ihn töten. Ob mit deiner Hilfe oder ohne. Aber lieber wäre mir mit.«

»Warum?«

»Weil du dann eine Chance hast, zu überleben.«

Jan blickte sie nachdenklich an. Er fragte sich, wieviel von dem, was Vera sagte, wirklich wahr war, und wieviel sie nur sagte, um ihn zu beruhigen oder sich seiner Mithilfe zu versichern. Was, wenn auch Vera nur mit ihm spielte, nur auf eine andere, viel perfidere Art? Wer sagte ihm eigentlich, daß dieses Geschöpf auch nur einen Deut besser war als das Ding, mit dem er vorhin um sein Leben gekämpft hatte?

Niemand. Er hatte die Regeln dieses grausamen Spieles nicht nur nicht aufgestellt, er verstand sie noch nicht einmal. Die einzige Option, die ihm blieb, war, wenigstens so zu tun, als ob er ihr vertraute, und auf der Hut zu sein. Er stand auf.

»Dann auf zur fröhlichen Vampirjagd«, sagte er. »Was brauchen wir? Knoblauch? Geweihtes Wasser? Silber? Ein Kreuz?«

»Silber könnte helfen«, antwortete Vera ungerührt. »Es tötet ihn nicht, aber es bereitet ihm Schmerzen. Er hat Angst davor - wie du ja selbst erlebt hast.« Sie schüttelte den Kopf, als er etwas sagen wollte, und fuhr schneller und mit leicht erhobener Stimme fort: »Zerbrich dir nicht den Kopf. Ich weiß, wie ich ihn umbringen kann. Hilf mir einfach nur, ihn in eine Falle zu locken. Alles andere erledigen wir.«

»Das dürfte nicht besonders schwer sein«, sagte Jan spöt-

tisch. »Ich schätze, ich muß einfach nur warten. Früher oder später wird er schon auftauchen.«

»Im Moment nicht. Du hast ihn ziemlich schwer verletzt. Er wird mindestens einen Tag oder zwei brauchen, um sich davon zu erholen.«

»Was seine Laune ganz bestimmt nicht bessert.«

Vera lächelte flüchtig. »Nein. Aber vielleicht ist das genau das, was wir brauchen. Er ist wütend. Jemand, der wütend ist, macht Fehler.« Sie machte eine Geste, welche die gesamte Wohnung einschloß. »Warum legst du dich nicht hin? Ich räume hier inzwischen ein bißchen auf.«

»Du?« Die Vorstellung, daß ein Wesen wie Vera sich ein Schürze umbinden und sich als Hausfrau betätigen wollte, erschien ihm lächerlich, erst recht jetzt, wo er wußte, was sie war.

»Warum nicht?«

»Ich bin nicht müde«, behauptete Jan, aber das war natürlich gelogen.

»Doch«, antwortete Vera. »Das bist du.« Sie nahm die Brille ab und fixierte ihn aus ihren sonderbaren Augen. »Ich könnte dich davon überzeugen, daß du es bist, weißt du?« Aber das konnte sie nicht. Ganz plötzlich wußte Jan, daß Vera ihre Macht über seinen Willen verloren hatte, im gleichen Moment, in dem er um diese Macht wußte. Jan hatte sich nie um Dinge wie Hypnose gekümmert, aber es mußte wohl tatsächlich so sein, daß man niemanden gegen seinen Willen hypnotisieren konnte. Er ließ es jedoch nicht wieder auf eine Kraftprobe ankommen. Er war zwar fast sicher, sie zu gewinnen, aber Vera mußte ja schließlich nicht alles wissen.

Außerdem hatte sie in einem Punkt recht: Er war müde. Es war noch nicht besonders spät, aber er hatte einen anstrengenden Tag hinter sich und einen vermutlich noch viel anstrengenderen vor sich. Wenn Nosferatu alias Vlad - oder wie immer er auch heißen mochte - seine Wunden geleckt hatte und zurückkam, dann würde er jedes bißchen Kraft brauchen, das in ihm steckte.

»Meinetwegen«, murmelte er. »Du weißt ja, wo alles ist.

Fühl dich wie zu Hause.«

Zu seiner Überraschung schlief er nicht nur fast augenblicklich ein, sondern schlief auch sehr tief und ohne zu träumen. Als er erwachte, war es noch hell. Er spürte, daß nur wenige Stunden vergangen waren. Trotzdem fühlte er sich ausgeruht und kräftig.

Es klingelte. Jan setzte sich überrascht auf, blinzelte und machte sich mit einiger Mühe klar, daß ihn genau dieses Klingeln geweckt hatte.

Er stand auf, verließ das Schlafzimmer und stellte mit einem flüchtigen Blick in die Runde fest, daß Vera Wort gehalten und alle Spuren seiner letzten Begegnung mit Vlad beseitigt hatte.

Vampirismus und eine gewisse Häuslichkeit schlossen sich offenbar nicht grundsätzlich aus. Die Wohnung sah aus wie geleckert, wenn man über die Spuren von Vlads erstem Besuch hinwegsaß, die sich nicht mit Staublappen und Besen beseitigen ließen. Von Vera selbst war nichts zu sehen, was Jan aber nicht unbedingt bedauerte.

Es klingelte zum dritten Mal an der Tür, als Jan in die Diele trat. Er öffnete, riß die Tür schwungvoll auf und sah sich dem Menschen gegenüber, den er im Moment am allerwenigsten sehen wollte.

»Oh! «

»Ja, ich freue mich auch, Sie zu sehen«, sagte Krieger. »Darf ich einen Moment hereinkommen?«

»Ungern«, antwortete Jan.

»Danke«, sagte Krieger und hob die Hand, um Jan einfach zur Seite zu schieben. »Eigentlich müßten wir uns prächtig verstehen, finden Sie nicht auch? So oft, wie wir derselben Meinung sind ... «

Es lag Jan auf der Zunge, Krieger zu sagen, wohin er sich seine lahmen Witze schieben konnte, aber er besann sich im letzten Moment eines Besseren. Es hatte keinen Sinn, den Kri-

minalbeamten unnötig zu reizen. Es war einfach klüger, gute Miene zu bösem Spiel zu machen und darauf zu hoffen, daß der Kerl möglichst schnell wieder verschwand.

»Was wollen Sie?« Niemand konnte ihn zwingen, freundlich zu sein, oder?

»Eigentlich habe ich nur ein paar Fragen.« Krieger stiefelte in schon gewohnter Manier an ihm vorbei und sah sich dabei unverhohlen um. Wenn ihm auffiel, wie sehr sich die Wohnung verändert hatte, dann ließ er es sich nicht anmerken.

»Theoretisch hätten wir sie auch telefonisch abklären können, aber Sie reagieren ja nicht auf Anrufe.«

Jan schluckte auch diese Spitze, ohne zu reagieren. Er schloß die Tür, warf einen raschen Blick auf den Hausflur und bemerkte dabei, daß die Tür der Nachbarwohnung hastig ins Schloß gedrückt wurde, folgte Krieger ins Wohnzimmer und sagte: »Nehmen Sie ruhig Platz.«

Krieger saß bereits und grinste ihm feist entgegen. »Es ist immer wieder herzerfrischend, mit Ihnen zu reden. Man trifft in meinem Beruf auf so viel Feindseligkeit, daß es eine wirkliche Labsal ist, einen Menschen kennenzulernen, der Verständnis dafür hat, daß ich nur meinen Beruf ausübe.«

Jan lehnte sich mit vor der Brust verschränkten Armen gegen den Türrahmen und starrte Krieger an. »Was wollen Sie?«

»Nur ein paar Antworten, Herr Feller.« Krieger lächelte immer noch, aber sein Tonfall hatte sich verändert. Jan ermahnte sich innerlich zu Vorsicht. Krieger war nicht gekommen, um ihm einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. »Das meiste haben wir ja schon geklärt, aber es gibt da noch ein paar Punkte, die der Klärung bedürfen.« Er machte ein bedauerndes Gesicht. »Ich finde es selbst lästig, aber Sie wissen ja, wie wir Beamten sind. Alles muß seine Richtigkeit haben und hundertundzehnprozentig -«

»Hören Sie auf, Krieger«, unterbrach ihn Jan. »Die Rolle des Columbo steht Ihnen nicht. «

Das Lächeln verschwand nun nicht nur aus Kriegers



Stimme, sondern auch aus seinem Gesicht. »Ganz wie Sie wollen, Herr Feller.« Er machte eine entsprechende Kopfbewegung.

»Bitte setzen Sie sich.«

Diese Bitte hatte allerdings mehr von einem Befehl, was um ein Haar dazu geführt hätte, daß Jan ihr nicht gehorcht hätte.

Aber dann machte er sich klar, daß Krieger vermutlich gar nicht anders konnte. Und schließlich hatte er sich fest vorgenommen, ihn nicht unnötig zu provozieren. Er setzte sich.

»Wir ermitteln immer noch im Fall Ihres Bruders«, begann Krieger.

»Wieso?« fragte Jan. »Ich dachte, es wäre alles geklärt. Morgen früh ist die Beerdigung.«

»Die Staatsanwaltschaft hat den Leichnam freigegeben«, bestätigte Krieger. Er seufzte. »Leider bedeutet das nicht, daß damit automatisch alle Fragen beantwortet wären.«

»Mein Bruder hatte einen Herzanfall.«

»So sieht es aus«, sagte Krieger. »Aber Ihr Bruder war kerngesund. Ich werde immer mißtrauisch, wenn so etwas aus heiterem Himmel passiert. Sie hatten vor kurzen auch so eine Art Herzanfall, nicht wahr?«

»Das wissen Sie doch verdammt genau«, knurrte Jan. Gute Vorsätze hin oder her, Krieger hatte es bereits geschafft, ihn aus der Ruhe zu bringen. »Was wollen Sie eigentlich?«

»Die Wahrheit.«

»Die habe ich Ihnen bereits erzählt«, sagte Jan.

»Sie bleiben dabei, Ihren Bruder an diesem Abend nicht gesehen zu haben?«

»Natürlich.«

»Dann erklären Sie mir, wie Ihre Fingerabdrücke auf den Wagen Ihres Bruders kommen. «

Im ersten Moment war Jan so erschrocken, daß er fast in Panik geriet. Dann sagte er: »Wie Sie selbst gesagt haben: Es ist der Wagen meines Bruders. Es ist nicht so ungewöhnlich, daß Sie meine Fingerabdrücke darauf finden. Woher, zum Teufel, haben Sie überhaupt meine Fingerabdrücke?«

»Wir haben sie, und das muß genügen.« Krieger zog einen Briefumschlag aus dem Jackett und legte ihn vor sich auf den Tisch. »Selbstverständlich haben Sie recht. Es ist keineswegs ungewöhnlich, wenn sich Ihre Fingerabdrücke auf dem Wagen Ihres Bruders finden. Aber sehen Sie - im Handschuhfach fand sich die Quittung einer Waschstraße. Offensichtlich hat Ihr Bruder seinen Wagen keine drei Stunden vor seinem Tod waschen lassen. «

»Und?« Jan hatte keine andere Wahl mehr, als hart zu bleiben.

»Sie haben schlampig gearbeitet. So etwas soll ja vorkommen.

«

»Warum lügen Sie?« fragte Krieger.

»Ich lüge nicht.«

Krieger seufzte. »Tun Sie doch. Sie haben behauptet, den ganzen Abend zu Hause gewesen zu sein. Aber das stimmt nicht.« Er beugte sich vor, öffnete umständlich den Briefumschlag, den er auf den Tisch gelegt hatte, und zog eine Fotografie heraus. Sie war in schlechter Qualität und schwarzweiß, aber Jan erkannte trotzdem sofort, was sie zeigte.

»Dieses Bild stammt aus dem Radarkasten an der Bergheimer Straße«, erklärte Krieger ruhig. »Sie sind ein bißchen zu schnell gefahren. Aber keine Sorge. Ich habe mich erkundigt: Es wird Sie nicht den Führerschein kosten. Sie kommen mit einer Geldstrafe davon.«

Jan griff mit zitternden Händen nach dem Bild. Es zeigte Katrins weißen Golf, aber der Mensch hinter dem Steuer war er. Die Buchstaben und Ziffern darunter erklärten, daß er zweiundsechzig Stundenkilometer gefahren war.

»Sehen Sie das Datum?« fragte Krieger. Jan nickte knapp.

»Behaupten Sie immer noch, den ganzen Abend zu Hause gewesen zu sein?«

»Ich war in Reuschenberg«, sagte Jan. »Und?«

»Und Ihre Fingerabdrücke finden sich auf einem Wagen, der fünf Kilometer entfernt in einer Tiefgarage steht«, knurrte Krieger. »Wollen Sie mich verarschen?«

»Bestimmt nicht«, antwortete Jan. »Ich frage mich nur, was Sie wollen. Ich habe nichts mit Peters Tod zu tun! Er war mein Bruder, verdammt noch mal! Glauben Sie, ich habe ihn umgebracht?

«

»Ich will die Wahrheit wissen«, erwiderte Krieger. Jan entging keineswegs, daß er seine Frage nicht beantwortet hatte.

»Und ich hasse es, belogen zu werden! « Er nahm Jan das Radarfoto aus der Hand. »Ich bin nicht ganz sicher, aber mit ein wenig Glück reicht das hier, zusammen mit Ihren Fingerabdrücken, um einen Haftbefehl zu erwirken. Zumindest dürfte es für eine Hausdurchsuchung ausreichen.«

Jan hätte um ein Haar gelacht. »Vielleicht ist es Ihnen ja noch nicht aufgefallen, Herr Krieger«, sagte er, »aber hier ist nicht mehr sehr viel, was Sie durchsuchen könnten.«

»Was muß ich eigentlich noch tun, um Ihnen zu beweisen, daß ich auf Ihrer Seite stehe?« fragte Krieger.

Noch? Jan blinzelte. Offensichtlich hatten Krieger und er zwei grundverschiedene Weisen, die Dinge zu sehen.

»Ihr Bruder ist tot«, fuhr Krieger fort. »Dr. Mertens ist tot. Eine ganze Menge anderer Leute sind tot. Sie selbst wären beinahe gestorben. Bei Ihnen ist eingebrochen worden. Sie sind in einen sonderbaren Unfall verwickelt. Muß ich noch weitermachen?

«

»Um was zu erreichen?«

»Um Ihnen klar zu machen, daß hier etwas nicht stimmt!

Ich hätte den falschen Beruf, wenn ich das nicht erkennen würde. Irgend etwas geht hier vor, und ich bin sicher, daß Sie viel mehr darüber wissen, als Sie zugeben. «

»Und deshalb drohen Sie, mich zu verhaften? «

»Ich hasse es, wenn Amateure versuchen, die Arbeit der Polizei zu tun«, knurrte Krieger. »Bestensfalls kommt nichts dabei raus, aber in den meisten Fällen richten sie eine Menge Schaden an. Auch bei sich selbst.«

»Warum lassen Sie das nicht meine Sache sein?« fragte Jan.

»Weil ich dafür bezahlt werde, es zu meiner zu machen«, er,

widerte Krieger scharf. »Wir sind hier nicht in einem Fernsehkrimi, wo alle Polizisten blöd sind und nur der tapfere Held clever ist. Und wenn es hart auf hart kommt, dann werden auch ganz bestimmt keine Cops mit heulenden Sirenen auftauchen und Sie freischießen, Feller. Die Wirklichkeit ist ein bißchen anders. Hier sterben Menschen. Möchten Sie einer davon sein?«

Jan schwieg eine Weile. »Also gut«, seufzte er dann. »Vielleicht haben Sie recht. Ich ... ich hätte es Ihnen längst sagen sollen. Es ist nur so, daß ich Angst hatte, daß Sie mir nicht glauben. Es ist nämlich eine ziemlich verrückte Geschichte, fürchte ich.«

»Sie wären erstaunt, was für verrückte Geschichten ich manchmal zuhören kriege«, sagte Krieger. »Nur zu.« Etwas wie ein Schatten bewegte sich hinter ihm, aber als Jan hinsah, war er verschwunden. Krieger mußte seinen Blick jedoch bemerkt haben, denn er runzelte die Stirn, verdrehte sich fast den Hals und sah eine Weile in die gleiche Richtung, ehe er sich wieder an Jan wandte.

»Also?«

»Würden Sie mir glauben, daß es etwas mit ... Vampiren zu tun hat?« fragte Jan.

Krieger starrte ihn geschlagene fünf Sekunden lang einfach nur an. Dann stand er - noch immer wortlos - auf und wandte sich zur Tür.

»Ich haben Ihnen gesagt, daß es schwer zu glauben ist«, sagte Jan. Krieger blieb auf halben Weg zur Tür noch einmal stehen und sah zu ihm zurück. »Sie wollen es nicht anders. Wir sehen uns dann morgen, nach der Beerdigung.«

Er ging. Beinahe zu Jans Überraschung widerstand er der Versuchung, die Tür hinter sich zuknallen zu lassen, aber die Art, auf die er ging, machte Jan klar, daß die Angelegenheit damit nicht erledigt war. Jan wußte nicht, ob er lachen oder besser damit anfangen sollte, sich Sorgen zu machen. Vermutlich beides.

»Ich habe es dir doch gesagt«, sagte eine Stimme hinter ihm. »Niemand wird dir glauben.«

Vera stand ungefähr dort, wo er gerade den Schatten zu sehen geglaubt hatte. Sie hatte die Brille abgenommen und sah nachdenklich in die Richtung, in der Krieger verschwunden war. »Ein sehr unangenehmer Mensch. Er wird dir noch Ärger machen. «

»Ich weiß«, sagte Jan. »Wie lange stehst du schon da?«

»Lange genug.«

»Du hast mir nicht verraten, daß ihr euch unsichtbar machen könnt.«

»Wozu auch? Du weißt es doch sowieso.« Vera machte eine wedelnde Handbewegung. »Außerdem war ich nicht unsichtbar. Ich habe dir nur nicht gestattet, mich zu sehen. «

»Und das ist ein Unterschied?«

Vera deutete erneut in Kriegers Richtung. »Was wirst du seinetwegen unternehmen?«

Es war ein Unterschied. Ein gewaltiger Unterschied. Ein wichtiger Unterschied. »Ich?« Jan schnaubte. »Du bist witzig, weißt du das? Schließlich habt ihr dafür gesorgt, daß ich den Kerl am Hals habe.«

»Das stimmt«, sagte Vera ruhig. »Wenn du darauf bestehst, dann kümmern wir uns um ihn.«

Jan starrte sie an. Vera lächelte zwar, aber er war nicht hundertprozentig sicher, daß es wirklich ein Scherz war. Wer sagte ihm eigentlich, daß er Vera auch nur einen Millimeter weiter trauen durfte als Vlad? Er hatte nur ihr Wort. Mehr nicht.

»Nein«, sagte er. »Schon gut.«

»Das dachte ich mir«, antwortete Vera. Sie legte die Stirn in Falten. »Dein Bruder wird morgen beerdigt?«

Hätte Krieger ihn nicht daran erinnert, hätte er es möglicherweise vergessen. Sein Leben war nachhaltiger aus der Bahn geraten, als er es vor wenigen Tagen noch für möglich gehalten hätte.

>Ja.«

»Und du willst wirklich hingehen?« Die Frage klang, als müßte er zu einer Party, bei der ihn niemand vermissen würde.

»Natürlich. Bist du verrückt?«

»Nein. Nur besorgt. Die Beerdigung wäre eine gute Gelegenheit für ihn, zuzuschlagen.«

»Du meinst, weil das Ambiente stimmt«, vermutete Jan.

»Dein Sarkasmus ist unangebracht«, sagte Vera ruhig. »Du hast anscheinend immer noch nicht begriffen, in welcher Lage du bist.«

»Jetzt klingst du wie Krieger«, sagte Jan.

»Weil er recht hat! Dein Leben ist in Gefahr.«

»Was für eine Überraschung.«

»Ich mache keinen Spaß«, fuhr Vera unbeeindruckt fort.

»Du solltest nicht dorthin gehen. Nosferatu hat dort alles, was er braucht: Viel freien Raum, genügend Verstecke, Menschen ... eine bessere Gelegenheit kann er sich kaum wünschen.«

Jan schüttelte heftig den Kopf. »Es ist die Beerdigung meines Bruders. Ich muß hingehen.«

»Das verstehe ich«, sagte Vera. Sie klang besorgt. »Wir werden dich beschützen, so gut es geht. Vielleicht ist das sogar die Gelegenheit, auf die wir gewartet haben ... aber keine Angst. Du wirst nicht einmal merken, daß wir da sind.«

»Wie beruhigend«, murmelte Jan.

Dabei war es gerade das, was ihm angst machte.

Einmal geweckt, fiel es ihm schwer, wieder einzuschlafen - vor allem nach Kriegers Besuch und den unangenehmen Konsequenzen, die sich möglicherweise daraus ergaben. Krieger konnte ihm Schwierigkeiten machen, und Jan war sich ganz und gar nicht sicher, daß er es nicht tun würde.

Sonderbarerweise fiel es ihm schwer, wirklich wütend auf den Kriminalbeamten zu sein. Krieger war ein Unsympath; ein Beamter eben. Aber er tat letzten Endes nur seine Arbeit, und die tat er erstaunlich effektiv - wenn man bedachte, womit er

es zu tun hatte. Jan glaubte ihm sogar, daß er nichts gegen ihn persönlich hatte. Krieger war einfach nur konsequent. An seiner Stelle hätte Jan vielleicht sogar genau dasselbe getan: Er hätte sich das schwächste Glied in der Kette gesucht und es so lange unter Druck gesetzt, bis es nachgab. Unglücklicherweise war er selbst, Jan, dieses Glied. Und selbst wenn er nachgab und Krieger alles erzählte, würde er ihm ganz bestimmt nicht glauben. Das konnte er gar nicht.

Mit diesen Gedanken schlief er schließlich doch ein und erwachte auch wieder damit; tief in der Nacht und noch lange vor Sonnenaufgang. Er war hundemüde. Ohne auf die Uhr sehen zu müssen, wußte er, daß es zwischen drei und vier Uhr morgens war. Viel zu früh, um aufzustehen. Irgend etwas hatte ihn geweckt.

Ein Traum.

Natürlich hatte er von Nosferatu geträumt, diesem scheußlichen Ding, das in sein Leben eingebrochen war und es selbst in einen Alptraum verwandelt hatte. In dem Alptraum, aus dem er gerade erwacht war, hatte er Nosferatu als dunkle Gestalt in einem schwarzen Mantel gesehen, der in Wirklichkeit aus einem Paar riesiger zusammengelegter Fledermausflügel bestand, eine Gestalt mit totenbleichem Gesicht, mörderischen Krallen und spitzen Vampirzähnen, und vielleicht kam er damit der Wirklichkeit sogar ziemlich nahe. Es mußte einen Grund haben, daß Vampire nicht nur in allen Mythologien der Welt auftauchten, sondern auch stets gleich aussahen. Das Ding, das ihm sein Computer gezeigt hatte, war mehr Tier als Mensch gewesen.

In diesem Traum jedenfalls hatte Nosferatu-Vlad ihn verfolgt, und wie es in Alpträumen oft der Fall war, war er gerannt und gerannt und gerannt, ohne wirklich von der Stelle zu kommen, und schließlich war er gestürzt, und die Welt war in Millionen Scherben zerbrochen. Genau das war es gewesen, was ihn geweckt hatte: Das Geräusch von zerbrochenem Glas. Jan stemmte sich auf die Ellbogen hoch, drehte den Kopf

und stellte erst jetzt fest, daß er nicht mehr allein war. Katrin stand auf der anderen Seite des Bettes, umklammerte ihre rechte Hand mit der linken und versuchte vergeblich, ein Stöhnen zu unterdrücken.

Jan blinzelte. Er war noch immer zu benommen, um dem Bild sofort einen Sinn zuzuordnen, aber er spürte, daß etwas ganz und gar nicht in Ordnung war.

»Was ist passiert?« murmelte er. Was tat sie hier? Vera hatte sie weggeschickt.

»Nichts«, antwortete Katrin. Ihre Stimme zitterte ganz leicht. »Ich wollte dich nicht wecken. Entschuldige.«

Jan setzte sich weiter auf und bedauerte diesen Entschluß augenblicklich. Alles drehte sich um ihn. Sein Kreislauf war offensichtlich am Boden. Die Monsterjäger im Kino steckten solche Szenen eindeutig besser weg als die in der Wirklichkeit. Jedenfalls besser als er.

»Ich wollte dich nicht wecken«, sagte Katrin noch einmal.

»Tut mir leid. Meine Schuld.« Sie setzte sich auf die Bettkante, zog die Nachttischschublade auf und begann hektisch darin zu graben. »Ich war ungeschickt.«

Jan setzte sich ein zweites Mal - sehr viel vorsichtiger - auf und blinzelte zu ihr hinüber. Sie mußte schon eine ganze Weile hier sein, denn sie trug nur noch ein dünnes, praktisch durchsichtiges Neglige, das mehr von ihrem Körper enthüllte, als es verbarg. Der Anblick erregte ihn auf eine Weise, die ihn fast erschreckte. Morgen war Peters Beerdigung. Er hatte vor ein paar Stunden mit einem leibhaftigen Vampir um sein Leben gekämpft. Jetzt war wirklich nicht der Moment, an so etwas zu denken!

Er versuchte den Gedanken zu verscheuchen. »Ungeschickt?

Was ... was suchst du überhaupt?«

»Ein Pflaster.« Katrin hielt die rechte Hand in die Höhe.

Zwischen ihren Fingern lief Blut hervor und tropfte auf den Teppich. »Ich habe mich geschnitten.«

»Geschnitten?« Es dauerte immer noch eine Sekunde, bis



Jan wirklich begriff, was er sah. Dann durchfuhr ihn ein heißer Schrecken. Er sprang mit einem Satz auf und eilte um das Bett herum. Sofort wurde ihm wieder schwindelig, aber diesmal ignorierte er es. »Um Gottes willen! Was ist passiert?«

»Nichts Schlimmes«, antwortete Katrin. »Ich habe den Spiegel zerbrochen - paß auf, wo du hintrittst. Ihre Warnung kam einen Sekundenbruchteil zu spät. Jan trat auf etwas Kaltes, das auf dem Boden lag, und dann schoß ein scharfer Schmerz durch seinen Fuß. Jan keuchte, sprang hastig zurück und verlor prompt das Gleichgewicht. Ungeschickt fiel er auf das Bett.

Katrin hörte auf, in der Schublade herumzukramen und warf ihm einen prüfenden Blick zu. »Ist es schlimm?«

Der Schmerz hatte schon wieder nachgelassen. Jan richtete sich auf, widerstand der Versuchung, den Kopf zu schütteln - ihm war auch jetzt schon schwindelig genug - und betrachtete mißmutig seinen Fuß. Es war nur ein winziger Schnitt, der kaum blutete.

»Was, zum Teufel, ist passiert?« knurrte er.

»Hab' ich doch gesagt«, antwortete Katrin. »Ich wollte ganz besonders leise sein und habe kein Licht eingeschaltet. Dabei bin ich gegen den Spiegel gestoßen. Warte einen Moment - ich kümmere mich gleich um deinen Fuß. «

Jan starrte sie immer verwirrter an. Der Spiegel, den sie meinte, war ein Designerstück mit einem massiven, goldlackierten Holzrahmen, das Katrin einmal von einem Einkaufsfeldzug mitgebracht hatte. Ein Objekt aus der Epoche der > neuen Klobigkeit<, wie Jan es genannt hatte. Es hatte selbst Nosferatus Verwüstungswahn widerstanden. Um dieses Ding zu zerstören, reichte es nicht aus, einfach nur dagegenzustoßen; man mußte es schon mit einem Fausthieb zertrümmern.

»Was machst du überhaupt hier?« fragte er, während er mit zusammengebißenen Zähnen seinen Fuß abtastete. »Vera hat dich doch weggeschickt.«

Katrin hatte mittlerweile das Verbandszeug gefunden und

versuchte ungeschickt, den Schnitt in ihrer eigenen Hand zu versorgen. »Das hat sie. Aber ich hätte nie gehen sollen. Morgen ist die Beerdigung deines Bruders. Du glaubst doch nicht, daß ich dich an einem solchen Tag allein lasse. Außerdem hat sie mir alles erzählt.«

»Sie hat - was?«

»Mir die ganze Geschichte erzählt. Ich kann verstehen, warum ihr mich weggeschickt habt, aber es war ein Fehler. Dieses Monster ist hinter uns beiden her. Unsere Chancen stehen besser, wenn wir zusammen bleiben.« Sie stand auf und kam um das Bett herum. »Jetzt zeig mir deinen Fuß. «

»Das ist wirklich nicht nötig!« protestierte Jan. »Es ist nur ein Kratzer!«

»Es ist mehr als ein Kratzer. Es blutet. Du versaut noch den ganzen Teppich! « Katrin fegte seine Worte mit einer ärgerlichen Geste zur Seite und ließ sich vor dem Bett auf die Knie sinken. Etwas ... war anders als sonst. Radikal anders. Vielleicht lag es an der Dunkelheit, an einer ganz besonderen Zusammenstellung von Licht und Schatten, vielleicht daran, daß er noch immer nicht vollständig wach und überdies in einer Ausnahmesituation war - aber er hatte sie sich noch niemals so bewegen sehen. Er hatte überhaupt noch nicht gesehen, daß sich ein Mensch auf diese Weise bewegte. Was ...?

Katrin griff nach seinem Fuß, warf einen Blick auf den Schnitt zwischen seinen Zehen und machte ein betroffenes Gesicht. »O Gott, das sieht ja schlimm aus! « sagte sie. »Mein geliebter Schatz! Warte, ich helfe dir.«

Und dann tat sie etwas, was Jan regelrecht schockierte: Sie legte das Verbandszeug auf den Boden, nahm seinen Fuß in beide Hände und berührte den Schnitt zwischen seinen Zehen sanft mit den Lippen.

Es war wie ein elektrischer Schlag; ein Kribbeln, das zwischen seinen Zehen begann und sich explosionsartig in seinem ganzen Körper ausbreitete. Jan stöhnte, aber er konnte nicht einmal sagen, ob vor Schrecken oder Erregung.

»Was ... was tust du da?« keuchte er. Er versuchte, seinen Fuß loszureißen, aber Katrin hielt ihn so mühelos fest, als wäre er ein kleines Kind. Sein ganzer Körper schien in Flammen zu stehen. All seine Nerven loderten.

»Ich kümmere mich um deine Wunden, du tapferer Held. Ist das nicht die Aufgabe einer Frau, wenn ihr Mann aus der Schlacht zurückkehrt?«

»Aus welcher Schlacht? Ich bin in eine Spiegelscherbe getreten!

« Er hatte Mühe zu sprechen. In seinem Kopf ging alles durcheinander. Sein Puls jagte.

»Dann eben vor der Schlacht.« Katrin hob den Kopf und sah ihn an. Ihre Lippen waren blutig.

Der Anblick war furchteinflößend, abstoßend und ekelhaft, aber er rührte zugleich auch etwas in ihm an, von dessen Existenz er bisher nichts geahnt hatte.

»Was ... was tust ... du da?« stammelte er atemlos. »Hör damit ... auf. Bitte! «

Katrin lachte; ein gurrender, fast unheimlicher Laut, der weniger aus ihrer Kehle als irgendwo tief aus ihrem Körper zu kommen schien, und fuhr sich mit der Zungenspitze über Lippen und Zähne. Beides war rot von seinem Blut. Ihr Blick flackerte. Für einen Moment erschien etwas zugleich Fremdes wie auf schreckliche Weise Vertrautes in ihrem Blick, und in der nächsten Sekunde war sie nicht mehr Katrin, sondern Vera.

Jan war noch immer unfähig, sich zu bewegen. Er wartete darauf, zu erschrecken, Überraschung, Zorn oder wenigstens Furcht zu empfinden, aber nichts dergleichen geschah. Das einzige, woran er denken konnte, war sie. Er wollte sie haben. Jetzt. Er begann am ganzen Leib zu zittern.

»Bitte«, murmelte er schwach. »Nicht. Wir ... dürfen ts nicht.«

»Wieso?« Vera richtete sich weiter auf. Ohne daß er es gemerkt hatte, hatte sie die Träger ihres ohnehin kaum vorhandenen Negliges gelöst, so daß es in gleichen Maßen an ihr her unterglitt, in dem sie selbst sich aufrichtete. Der Körper, der

darunter zum Vorschein kam, war nicht der eines Menschen, sondern der einer Göttin.

»Doch nicht wegen Katrin? Sie wird es nie erfahren. Sie wird nicht einmal wissen, daß sie in dieser Nacht nicht neben dir geschlafen hat.« Sie beugte sich weiter vor. Ihre Brüste glitten über seine nackten Schienbeine und die Knie, während ihre Hände und ihre Lippen weiter vorkrochen. Jan hatte das Gefühl, explodieren zu müssen.

»Nein«, stöhnte er. »Bitte ... nicht.« Ein letzter, verzweifelter Versuch, das Unglück noch abzuwenden. Er wußte, daß er zum Scheitern verurteilt war. »Bitte, Vera. Ich ... ich will das nicht.«

Sein eigener Körper strafte ihn Lügen. Vera lachte leise und schob sich mit einem Geräusch wie fließende Seide weiter an ihm empor.

»Natürlich willst du es«, flüsterte sie. »Du hast es die ganze Zeit gewollt. Warum wehrst du dich gegen dich selbst?« Sie hatte recht. Er hatte sie immer gewollt, von dem Moment an, in dem er sie nackt im Bad gesehen hatte. Kein normaler Mann auf dieser Welt hätte der Verlockung ihres perfekten Körpers widerstehen können. Sie war nicht einfach eine Frau; sie war das Sinnbild allen Weiblichen, die fleischgewordene Versuchung, die etwas in ihm ansprach, das älter und sehr viel mächtiger als sein Verstand war. Er hatte sie gewollt, und wahrscheinlich war das auch der Grund für seine Feindseligkeit gewesen. Auf einer tiefen, seinem Bewußtsein entzogenen Ebene hatte er gespürt, daß dieser Moment kommen würde, und Angst davor gehabt.

Trotzdem versuchte er noch einmal, sich zu wehren: Er ergriff ihre Schulter und versuchte sie von sich wegzustoßen, aber es war unmöglich. Sie war viel zu stark für ihn. Und in der nächsten Sekunde wollte er es schon nicht mehr.



Es war sehr kalt in der kleinen Kapelle. Vielleicht hatte er die Kälte auch mitgebracht - er hatte auf dem ganzen Weg hierher gefroren, und daran hatte auch die Heizung nichts geändert, die derTaxifahrer auf seine Bitte hin bis zum Anschlag aufgedreht hatte. Die Kälte war in ihm, und sie schien schlimmer zu werden, mit jedem Schritt, den er sich dem schlichten Holzaltar am anderen Ende der Kapelle näherte - als brenne tief in ihm ein eisiges Feuer, das sich ganz allmählich ausbreitete, langsam, aber unauslöschbar. Vermutlich lag es an ihm.

Es war nicht die erste Beerdigung, auf die er ging. Er hatte schon seine Eltern zu Grabe getragen und vor einigen Jahren einen guten Freund-vielleicht den einzigen wirklichen Freund, den er jemals gehabt hatte. Aber es war niemals so wie heute gewesen.

Er hatte sich nie so einsam gefühlt.

Der Pfarrer, der vor dem aufgebahrten Sarg Aufstellung genommen hatte, räusperte sich dezent. Das Geräusch riß Jan aus seinen Gedanken und machte ihm klar, daß der junge Geistliche nicht der einzige war, der ihn anstarrte. Er hatte die Kapelle als letzter betreten, obwohl er beinahe als erster auf dem Friedhof angekommen war. Die einfachen Bänke waren noch nicht einmal zur Hälfte besetzt. Trotzdem kannte Jan nur wenige Gesichter; Freunde oder vielleicht auch Kollegen von Peter. Sie waren zwar Brüder gewesen, hatten aber so gut wie

keine Berührungspunkte gehabt, in ihren grundverschiedenen Lebensweisen.

Eine sonderbare Melancholie ergriff von Jan Besitz, während er sich umdrehte und den Platz in der ersten Reihe ansteuerte, den Katrin für ihn freigehalten hatte. Der einzige Platz, auf dem ein Verwandter des Toten saß. Ihre Familie war nie groß gewesen. Nun bestand sie nur noch aus ihm.

Katrin nickte ihm wortlos zu und griff nach seiner Hand, als er sich neben sie setzte. Er ertrug ihre Berührung nur für zwei oder drei Sekunden, dann zog er den Arm zurück und faltete die Hände im Schoß. Katrin wirkte nicht verletzt, nur traurig. Woher sollte sie auch wissen, weshalb er ihre Nähe nicht ertrug?

Der Pfarrer räusperte sich erneut, klappte seine Bibel auf und begann mit leiser, sehr routinierter Stimme zu lesen. Jan hörte nicht hin. Er hätte es nicht einmal gekonnt, wenn er es gewollt hätte. Er kam sich unwirklich vor. Fehl am Platze. Was um alles in der Welt tat er eigentlich hier? Weder Peter noch er waren jemals große Kirchgänger gewesen, was nichts mit ihrer Einstellung zur Religion zu tun hatte. Er sollte nicht hier sein. Die Worte des Geistlichen dort vorne spendeten keinen Trost. Sie hätten es nicht einmal dann getan, wenn er geglaubt hätte, was der Mann in der bestickten weißen Robe sagte ...

Irgendwie hielt er die Zeremonie durch. Er wußte nicht, wie, aber die Zeit verging, und schließlich erhob sich die kleine Trauergemeinde und verließ die Kapelle.

Es war noch kälter geworden, und passend zum Anlaß hatte es leicht zu regnen begonnen. Jan ging ein paar Schritte zur Seite, vorgeblich, um dem Geistlichen und den vier Sargträgern in seinem Gefolge Platz zu machen, in Wahrheit aber, um sich von der Gruppe abzusondern. Abgesehen von Katrin, Dieter und zwei weiteren Freunden kannte er niemanden hier. Er empfand beinahe Zorn. Was suchten all diese fremden Menschen hier? Die Trauer um Peter gehörte ihm allein. Er wollte sie nicht teilen.

»Ich dachte schon, du kommst nicht«, sagte Katrin. Dieter und sie waren die einzigen, die ihm gefolgt waren, als spürten die anderen seine Feindseligkeit. Wahrscheinlicher war, daß sie seine Trauer akzeptierten und sich außerdem mindestens ebenso unwohl in ihrer Haut fühlten wie er, aber Jan zog es vor, die andere Version zu glauben. Seltsam - er hatte nie zu den Menschen gehört, die mit Aggressionen reagierten, wenn ihnen weh getan wurde. Aber ihm war auch noch nie so viel auf so grausame Weise weggenommen worden.

»Ich hätte es verstanden, weißt du?« Katrin wirkte ein bißchen irritiert, weil er nicht nur nicht geantwortet, sondern ihre Worte offensichtlich gar nicht gehört hatte. »Ich finde Beerdigungen grauenhaft. Sie helfen niemandem, aber sie tun jedem weh.«

»Es ist schon gut«, murmelte Jan. Nichts war gut. Er hatte einfach das Erstbeste gesagt, was ihm in den Sinn kam. Der Trauerzug setzte sich in Bewegung. Niemand sprach. Die einzigen Geräusche waren das Rascheln des Regens und das unregelmäßige Kollern des Katafalks, auf dem der Sarg lag. Der Friedhof war ebenso groß wie alt; sie brauchten annähernd zehn Minuten, um den Seitenweg zu erreichen, an dem das Familiengrab der Fellers lag, eingerahmt zwischen einem steinernen Engel mit gespreizten Flügeln auf der einen und einer Marmorgruft in griechischem Stil auf der anderen Seite. Beides wirkte zu groß, zu protzig und ähnelte den Worten des Pfarrers: geschliffen und perfekt, aber trostlos. Symbole eines Totenkults, der ihm nichts sagte. Mit einem Mal konnte er verstehen, warum Katrin angenommen hatte, er würde nicht kommen. Er wünschte sich, er wäre zu Hause geblieben. Er hätte den Morgen mit Vera im Bett verbringen können. Der Gedanke erschreckte ihn so sehr, daß er heftig zusammenfuhr und Katrin ihm einen besorgten Blick zuwarf. Er gehörte nicht hierher. Dieser Ort gehörte den Toten und der Trauer, er war wahrlich der letzte Platz auf der Welt, um an Sex zu denken - und die Beerdigung seines einzigen Bruders war



wahrlich der letzte Moment dazu. Und trotzdem tat er es. Er konnte nicht anders.

Er schämte sich für diesen Gedanken, so heftig, als hätte er ihn laut ausgesprochen und als würden ihn alle vorwurfsvoll anstarren. Und trotzdem war in seiner Erinnerung für nichts anderes Platz als für die vergangene Nacht.

Sie hatten sich nicht einmal außergewöhnlich lange geliebt, aber mit einer Intensität und Tiefe, die er bis zu diesem Moment nicht einmal für möglich gehalten hatte. So wie sich unter der Maske der Vampirin der Körper einer Göttin verbarg, so überraschend war die absolute Lust, die sie vermittelte; ein Gefühl von einer Tiefe, wie er es niemals zuvor erlebt hatte. Er wollte es wieder haben. Er mußte es wieder haben - jetzt, morgen, in jedem Moment für den Rest seines Lebens.

Er hatte dabei nichts von alledem empfunden, was er für Katrin empfand. Im Gegenteil: Er hatte sich in jeder Sekunde, in der sie beieinander gelegen hatten, für das gehaßt, was er tat. Er hatte sich dafür geschämt, und er schämte sich noch. Er starrte den Sarg an, dem sie im Schrittempo folgten, aber er tat es eigentlich nur, um Katrin nicht in die Augen sehen zu müssen.

Er würde es ihr sagen. Noch heute. Sobald dieses grausame Schauspiel hier vorbei und sie wieder allein waren, würde er es ihr sagen, auch wenn er tief in sich spürte, daß das das Ende ihrer Beziehung bedeuten würde. Aber er mußte es tun. So, wie er Vera wiedersehen mußte.

Er hatte sich tausend Entschuldigungen zurechtgelegt, und eine klang so gut wie die andere. Er konnte argumentieren, daß Vera ihre unheimlichen Kräfte benutzt hatte, um ihn zu zwingen. Sie hatte *ihn* genommen, nicht er sie. Er konnte anführen, daß er in einer Ausnahmesituation gewesen war, sowohl physisch als auch psychisch. Er konnte argumentieren, daß sie ihn Schlichtweg verführt hatte - sie war vermutlich die schönste Frau der Welt, und kein Mann, in dem noch ein Funken Leben war, hätte ihr widerstehen können. Er konnte noch hundert

andere Argumente ins Feld führen, und einige davon waren wirklich gut. Vermutlich hätte er sich selbst und auch Katrin tatsächlich davon überzeugen können, daß ihn keine Schuld traf, aber die Wahrheit war sehr viel einfacher: Er hatte sie gewollt. Und er wollte sie noch. Vera hatte ihn süchtig gemacht, und es war eine Sucht, der er sich mit Haut und Haar hingeben wollte.

Sie hatten das Grab erreicht, ein rechteckiges Loch neben einem flachen Erdhügel, der schlampig mit ein paar Tannenzweigen abgedeckt war. Ein verchromtes Metallgestell nahm den Sarg auf, der lautlos und in würdevoller Langsamkeit in die Tiefe gelassen wurde.

Das war der schlimmste Teil: Noch vor wenigen Minuten hatte er sich einzureden versucht, daß ihm dieses Zeremoniell nichts bedeutete, aber selbstverständlich war das nicht wahr.

Was dort in die Erde hinabgelassen wurde, waren nur eine Holzkiste und ein lebloser Körper. Zwei tote Behälter; einer für etwas, das nicht mehr da war, der andere für etwas, das bald nicht mehr da sein würde. Aber die Zeremonie des Abschiednehmens war wichtig. Sie spendete keinen Trost, aber sie war wichtig.

Der Pfarrer wartete, bis die Sargträger den Lift abgeschaltet und sich diskret zurückgezogen hatten, dann stellte er sich neben das offene Grab und begann mit dem zweiten Teil seiner Ansprache, dem Jan ebensowenig zuhörte wie dem ersten. Er dachte an Vera, an die vergangene Nacht. Sie war phantasievoll und wild gewesen, auf eine Art fordernd, die er niemals erfüllen konnte, und er war schließlich einfach eingeschlafen, ohne es zu merken. Als er aufgewacht war, vielleicht eine Stunde vor Sonnenaufgang, hatte sie noch neben ihm gelegen; es war die Hitze ihres Körpers gewesen, die ihn geweckt hatte. Sie hatten sich ein zweites Mal geliebt, zärtlich und ausdauernd diesmal, und schließlich war sie es gewesen, die in seinen Armen eingeschlafen war. Er hatte die Gelegenheit genutzt, sie - vielleicht zum erstenmal - wirklich anzusehen, und er

hätte sich fast gewünscht, es nicht getan zu haben. Sie war so schön, daß es fast weh tat, sie anzublicken. Zum erstenmal in seinem Leben hatte er angefangen zu begreifen, warum Männer Kriege begonnen und ganze Völker in den Untergang geführt hatten, nur um eine einzige Frau zu besitzen. Er selbst tat nichts anderes. Wenn er Vera haben wollte, mußte er Vlad töten.

Er würde es tun. Nicht nur weil er Peter umgebracht und sein Leben zerstört hatte, sondern allein, weil er zwischen ihm und dem einzigen stand, das noch zählte. Vera.

Es war absurd: Die ganze Zeit, in der er dalag und Veras wundervollen Körper betrachtete, war ihm klar, daß sie nicht das war, was er sah. Sie hatte es selbst gesagt: Er sah nur das, was sie ihm zu sehen *gestattete*. Aber es spielte keine Rolle. Sie mochte das *Ding* sein, das er auf dem Bildschirm seines Computers und dem Monitor der kleinen Kamera gesehen hatte, aber was er *sah*, war alles, wovon er jemals geträumt hatte. Tief in sich drin wußte er sogar, daß Vera ihr Äußeres vermutlich genau nach seinen Wünschen erschaffen hatte. Sie hatte in ihn geblickt und sein persönliches Maß der Dinge gesehen. Sie war nicht die, sondern *seine* ganz persönliche Traumfrau. Mimikri zur Perfektion getrieben. Wahrscheinlich war sie nicht einmal ein Mensch. Es war gleich. Er dachte an ihr Gesicht, ihre Lippen und Zähne, die feucht und rot von seinem Blut waren, und etwas in ihm zerbrach fast vor Begierde.

»Es ist gleich vorbei.«

»Was?« Jan schrak aus seinen Gedanken hoch und blinzelte verwirrt in Katrins Gesicht. Sie sah besorgt aus, fast erschrocken.

»Ich sagte: Es ist gleich vorbei«, wiederholte Katrin.

»Hältst du noch so lange durch?«

Sie hatte in sein Gesicht gesehen, aber natürlich deutete sie den Schmerz darin falsch. Es wurde ohnehin Zeit, nach dem Schlimmsten nun den allerschlimmsten Teil der morbiden Zeremonie in Angriff zu nehmen: Als einzigem Blutsverwandten

des Verstorbenen oblag ihm die Aufgabe, sich neben dem Grab zu positionieren und die Beileidsbekundungen der Anwesenden entgegenzunehmen. Er ertrug es schweigend, aber nur mit letzter Kraft. Eine Prozession fremder, größtenteils gefasster Gesichter, die ihm nichts bedeuteten und deren Mitleid - obwohl vermutlich zum allergrößten Teil echt - er nicht haben wollte.

Schließlich, nach einer Ewigkeit, war es vorbei. Er stand allein neben dem offenen Grab und starrte demonstrativ ins Leere, weil er nicht wollte, daß ihn jemand ansprach, und die meisten Trauergäste respektierten diesen Wunsch. Einzig eine junge Frau - ihr Gesicht kam ihm vage bekannt vor; vermutlich war sie eine Kollegin seines Bruders - steuerte auf ihn zu, wurde aber von Katrin abgefangen, die ein paar Worte mit ihr wechselte und dann nach einem kurzen Blick in seine Richtung nickte.

»Wer war das?«

»Sie haben einen Tisch in einer Gastwirtschaft ganz hier in der Nähe reserviert«, sagte Katrin, ohne seine Frage direkt zu beantworten. »Ich habe zugesagt, daß wir kommen.«

Sie hob die Hand, als er antworten wollte, und fuhr mit leicht erhobener Stimme fort: »Ich weiß, was du sagen willst. Du hältst nichts von diesem ... *Leichenschmaus*. Aber wir sollten hingehen, und wenn es nur für ein paar Minuten ist.«

Das hatte er gar nicht sagen wollen. Es wäre seine Aufgabe gewesen, dieses Treffen zu organisieren, ganz egal, ob er es nun wollte oder nicht. Er hatte es vergessen, was schlimm genug war, aber die anderen hatten ihn nicht einmal gefragt. So unbedeutend war die Rolle, die er in Peters Leben gespielt hatte.

»Gut«, sagte er. »Ich komme. Aber laßt mich ... noch ein paar Minuten allein.«

»Selbstverständlich«, sagte Katrin. »Ich warte im Wagen.«

Sie ging. Diesmal, das spürte er, *hatte* er sie verletzt. Was für alle anderen hier galt, traf auf sie nicht zu. Sie hatte das Recht, an seiner Trauer teilzuhaben, und er hatte die verdammte

Pflicht, sie mit ihr zu teilen. Mit Vera hätte er sie geteilt, aber sie wollte das nicht.

Nach einigen weiteren Momenten entfernte sich auch der Geistliche. Er hatte noch eine Weile dagestanden und ihn angesehen, und Jan hatte genau gespürt, daß er etwas zu ihm hatte sagen wollen, war zu seiner Erleichterung aber schließlich doch gegangen. Trotzdem spürte Jan, daß er nicht allein war.

» Er war hier. «

Vera trat neben ihm aus dem Schatten und wurde von einem Schemen zu einem *Ding*, dann zu einem Menschen. Sie war schön wie immer. Er mußte sich beherrschen, um sie nicht an sich zu reißen und sie gleich hier auf der Stelle zu nehmen.

»Ich weiß.« Er hatte es die ganze Zeit gespürt. Die Leere hier war nicht leer. Dies hier war *ihr* Reich: das Refugium der Toten und derer, die sich von ihnen nährten. Vermutlich war genau das der Grund, aus dem sich die meisten Menschen auf einem Friedhof so unwohl fühlten, und nicht das Begreifen der eigenen Sterblichkeit. Der wirkliche Grund war viel subtiler. Was hatte Vera gesagt? *Wir sind die Jäger, und ihr seid die Beute.* Vielleicht spürte das Opfer einfach die Anwesenheit des Raubtieres. Er fragte sich, wie viele Kreaturen mit fahlen Augen und leblosen Pupillen in genau diesem Moment unsichtbar rings um ihn herum durch die Schatten schlichen.

»Ich hatte gehofft, daß wir ihn hier kriegen«, fuhr Vera fort.

»Aber er ist klug. Er hat gespürt, daß wir ihm eine Falle gestellt haben, und ist wieder gegangen.« Sie lachte gezwungen.

»Macht nichts. Wir kriegen ihn.«

»Da wäre ich nicht so sicher«, antwortete Jan. »Wenn er wirklich so klug ist, dann wird er verschwinden und sich das, was er braucht, am anderen Ende der Welt holen.«

»Er *ist* schlau«, sagte Vera. »Aber er ist auch er. Du hast ihn herausgefordert. Er muß dich vernichten. Und er muß es schnell tun. Er wird heute oder morgen zuschlagen. Ich bin ganz sicher.«

»Dann sollte ich vielleicht nicht zu diesem lustigen Mittagessen gehen«, murmelte Jan.

»Im Gegenteil. Solange du unter Menschen bist, bist du wahrscheinlich sicher. Er wird es nicht wagen, vor so vielen Zeugen zuzuschlagen. «

»Und wenn doch?« Diese Menschen bedeuteten ihm nichts, aber er wollte sie trotzdem nicht in Gefahr bringen.

»Unwahrscheinlich«, beharrte Vera. Sie warf einen kurzen, fast gehetzten Blick in die Runde, dann lächelte sie wieder, als wäre nichts geschehen. »Ich muß jetzt gehen. Bleib dort, solange du kannst. Und sorg dafür, daß du allein zurückkommst. Wir treffen inzwischen alle notwendigen Vorbereitungen.«

»Vorbereitungen?«

Vera hob die Schultern. »Wenn du einen Kampf nicht vermeiden kannst, dann solltest du wenigstens versuchen, das Schlachtfeld zu bestimmen.«

»Ich nehme an, du meinst meine Wohnung«, sagte Jan säuerlich.

»Aber viel zu verwüsten ist da ja sowieso nicht mehr.«

Vera lachte leise, trat einen Schritt zurück und verschwand.

Diesmal konnte er sehen, wie es geschah, nicht sehr deutlich, aber doch klar genug, um eine ungefähre Ahnung zu bekommen, wie es funktionieren mochte: Sie war nicht wirklich unsichtbar. Sie war noch immer da, aber sie gestattete ihm nur noch, zu sehen, was hinter ihr lag.

Er trat ein letztes Mal an das Grab, sah auf den mit Blumen und Tannengrün bedeckten Sarg hinab und suchte vergeblich in sich selbst nach Trauer oder Schmerz. Da war nichts. Nur Zorn. Ihm war etwas weggenommen worden, und das machte ihn wütend, aber er empfand keinen Schmerz. Er dachte wieder an Veras Gesicht, das Blut auf ihren Lippen, ihre Zunge, welche die kostbaren Tropfen gierig aufleckte, und für einen ganz kurzen Moment fragte er sich, wer von ihnen beiden eigentlich der Schlimmere war.

Aber eigentlich wollte er die Antwort gar nicht wissen. Er

drehte sich mit einem Ruck um und ging mit schnellen Schritten in Richtung Ausgang, wo Katrin auf ihn wartete.

Die Schatten folgten ihm wispernd.

Der »Schinderhannes« war eine auf historisch getrimmte Kneipe, die von innen nicht ganz zu halten vermochte, was sie von außen versprach. Aber sie war nicht weit vom Friedhof entfernt und verfügte über hinlänglich Platz für die kleine Trauergemeinde. Auf dem mit Lavaschotter bestreuten Parkplatz stand nur eine Handvoll Autos. Wenn Peters Freunde so waren wie er, dann paßte es zu ihnen, sich zu sechst in einen Viersitzer zu quetschen, um in der gesamten Kolonne einen Wagen zu sparen.

Katrin, Dieter und er stiegen aus. Sie hatten während der fünfminütigen Fahrt hierher kein Wort gesprochen, und das Schweigen hielt auch jetzt noch weiter an. Jan hatte sich entschlossen, seine Beichte aufzuschieben, bis er auf Nosferatu getroffen und einer von ihnen tot war. Es gab eine mehr als gute Chance, daß er derjenige sein würde, und warum sollte er Katrin weher tun, als nötig war?

Im Inneren der Gastwirtschaft war es warm und trocken und überraschend dunkel. Das Tageslicht, das durch die kleinen braungelben Butzenscheiben fiel, war trübe; zudem hatte der Wirt die Beleuchtung nicht eingeschaltet, so daß Jan im ersten Moment das Gefühl hatte, nur eine Versammlung von Schatten an der langen, schlicht gedeckten Tafel zu sehen. Er schüttelte den Gedanken ab. Er mußte achtgeben, nicht vollends den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Der Platz am Kopfende der kleinenTafel war frei geblieben. Für ihn. Am liebsten hätte er ihn Katrin oder Dieter überlassen, aber natürlich ging das nicht. Er setzte sich, nickte knapp und wortlos in die Runde und schenkte sich einen Kaffee ein. Seine Hände zitterten.

»Sie sollten wenigstens auf die Toilette gehen und sich die Haare abtrocknen.« Es war die junge Frau, mit der Katrin vor-

hin gesprochen hatte. Jan erinnerte sich vage an sie. Sie war keine von Peters Kolleginnen, sondern eine frühere Freundin. Die beiden hatten eine kurze Affäre gehabt, aber es hatte sich einer jener seltenen Fälle daraus entwickelt, bei denen nicht Haß oder verletzte Eitelkeit zurückgeblieben waren, sondern eine langanhaltende Freundschaft.

»Sie werden sich sonst erkälten.«

Jan wollte erst gar nicht antworten. Er wollte im Moment nicht reden und schon gar kein Gespräch in Gang setzen. Seit seinem Eintreffen hatte sich eine Art betretenes Schweigen in der Trauergemeinde breitgemacht, und er fand dieses Schweigen dem Anlaß durchaus angemessen. Trotzdem nickte er nach einigen Sekunden. Er wollte nicht unhöflich erscheinen ... als ob das jetzt noch eine Rolle spielte.

»Gleich«, sagte er. »Ich möchte vorher nur ... einen Kaffee trinken.«

»Es ist verdammt kalt geworden«, stimmte ihm Peters Ex-Freundin zu. Anders als er und die meisten anderen hier schien sie krampfhaft darum bemüht zu sein, ein Gespräch in Gang zu bringen. Warum bloß? »Peter hätte es gefallen. Er hat ... er hatte einen ausgeprägten Sinn für arrangierte Feste.«

»Ja«, sagte Jan. »Das hatte er.«

»Und um so weniger Sinn für die Realität«, sagte ein junger Mann auf der anderen Seite des Tisches. Schönberg oder so ähnlich, erinnerte sich Jan. Er war ein Arbeitskollege von Peter gewesen.

»Warum sagen Sie das?« fragte Jan.

»Weil abzusehen war, daß so etwas passiert. Peter war ein netter Kerl und ganz bestimmt alles andere als dumm. Aber manchmal hat er sich benommen wie ein kleines Kind. Niemand kann derart jahrelangen Raubbau mit seiner Gesundheit treiben und glauben, er käme ungestraft davon.«

»Das ist er ja auch nicht«, sagte Katrin, bevor Jan Gelegenheit fand, zu antworten. »Er ist ziemlich hart bestraft worden, finde ich.« Sie sprach leise, aber in ihrer Stimme war ein Ton,



der dem anderen eine Warnung gewesen wäre, hätte er sie auch nur annähernd so gut gekannt wie Jan. Zu seinem Pech kannte er sie nicht.

»Aber es wäre nicht nötig gewesen! Ich habe ihn oft genug gewarnt. Jeder hier hat das! Er hätte vielleicht nicht den Pulitzer-Preis gewonnen, aber wenn er sich einmal in einen Fall verbissen hat, dann hat er ...« Er suchte nach Worten. »... gnadenlos weitergemacht. Manchmal zwei, drei Tage, ohne zu schlafen oder etwas zu essen.«

»Wie Frau Feller bereits gesagt hat«, fiel ihm ein grauhaariger Mann von der anderen Seite desTisches her ins Wort, »hat er die Strafe dafür bekommen. Und vielleicht zeichnet Peters Verhalten ja einen guten Journalisten aus.«

Jan sparte sich den Hinweis, daß Katrin und er nicht verheiratet waren, sondern nickte dem Grauhaarigen nur dankbar zu. Unwissentlich hatte der Mann wahrscheinlich gerade einen Eklat unterbunden.

Um die Situation nicht doch noch eskalieren zu lassen, stand Jan auf und wies mit einer Kopfbewegung in Richtung derToiletten.

»Ich glaube, ich trockne mich doch besser ab. Es nützt niemandem etwas, wenn ich mir eine Lungenentzündung hole.«

Er machte einen Schritt, blieb noch einmal stehen und deutete auf denTisch.

»Fangt bitte ohne mich an. Es kann einen Moment dauern.

«

Er ging, bevor noch jemand etwas sagen konnte. Der Vorraum der Toilette war heller als die Gaststube, denn es gab ein - zwar vergittertes - Fenster, und die Deckenbeleuchtung brannte. Nach der Düsternis des Schattenreiches, in dem er sich gerade bewegt hatte, kam ihm die kalte Sachlichkeit des weiß gekachelten Raumes wie eine Erlösung vor. Er hob die Hand, fuhr sich mit gespreizten Fingern durchs Haar und trat an eines der beiden Waschbecken. Gerade noch rechtzeitig, um den Schatten zu bemerken, der hinter ihm davonhuschte.

Jan fuhr auf dem Absatz herum und breitete die Arme aus, bereit, zuzupacken oder sich auch zu verteidigen, je nach dem. Aber hinter ihm war niemand. Er war allein.

Jans Herz begann zu hämmern. Es stimmte nicht. Er war nicht allein. Jemand - etwas - war hier, unsichtbar, aber so präsent, daß er es beinahe greifen konnte.

Vorsichtig drehte er sich wieder um, sah in den Spiegel und veränderte ein paarmal den Blickwinkel. Der Schatten tauchte nicht wieder auf, aber er spürte, daß das Fremde noch da war; jetzt vielleicht noch intensiver als zuvor.

Ein weiteres Puzzleteil gesellte sich zu dem Bild, das langsam in seinem Kopf Gestalt annahm: Vera hatte den Spiegel im Schlafzimmer nicht von ungefähr zerbrochen. Es war keineswegs so, daß diese Wesen, die ihm folgten, in Spiegeln nicht sichtbar waren, wie die Mythologie behauptete. Im Gegenteil: Sie waren nur im Spiegel sichtbar. Er hatte den Dunklen in dem Spiegel in seiner Diele gesehen und auch Vera, einen Tag zuvor, im Badezimmerspiegel. Ihre suggestive Kraft reichte vielleicht, Menschen nur das sehen zu lassen, was sie ihnen gestatteten, aber nicht, die physikalischen Grundregeln außer Kraft zu setzen.

Sie waren im Spiegel sichtbar. Ihre Unverwundbarkeit hatte Lücken. Und eine davon lag hier.

»Also gut, verdammt noch mal«, sagte er. »Zeigt euch! Ich weiß es zu schätzen, daß ihr auf mich aufpaßt. Aber ich hasse es, belauert zu werden! «

Der Spiegel blieb leer, und auch die Stille hinter ihm antwortete nicht. Aber irgend etwas ... reagierte auf seine Worte.

Es kam näher.

Und was, wenn es nicht Vera oder einer ihrer Verbündeten war? Was, wenn -

Die Tür ging auf, und einer der Gäste kam herein - der Grauhaarige, der ihm gerade zu Hilfe gekommen war. Er stutzte, als er Jan in verkrampfter Haltung vor dem Spiegel stehen sah, dann zuckte er andeutungsweise mit den Schultern,

zog die Tür hinter sich zu und straffte sich. Er war nicht gekommen, um die Toilette zu benutzen.

»Herr Feller. Bitte entschuldigen Sie das Benehmen meines Mitarbeiters. Schönborn ist ein guter Journalist, aber leider manchmal etwas taktlos. Er wollte Sie nicht verletzen.«

»Schon gut.« Jan warf einen letzten, unsicheren Blick in den Spiegel, drehte sich mit einem Ruck um und wollte die Toilette verlassen, aber der Grauhaarige hielt ihn mit einer Handbewegung zurück.

»Einen Moment noch, Herr Feller«, sagte er. Er hatte sich gut in der Gewalt, aber Jan spürte seine Nervosität trotzdem. Was immer er ihm sagen wollte, war ihm unangenehm.

»Bitte entschuldigen Sie, daß ich Sie so überfalle, vor allem in einem Moment wie diesem«, fuhr er fort. »Aber ich ... müßte dringend mit Ihnen reden. Nur eine Minute.«

Jan wollte nicht mit ihm reden. Vor allem nicht hier. Sie waren nicht allein. Aber die einzige Möglichkeit, an dem Mann vorbeizukommen, wäre ihn praktisch gewaltsam aus dem Weg zu schieben.

»Mein Name ist Dörr«, sagte der Grauhaarige. »Dr. Dörr. Ich bin ... ich war der Chefredakteur Ihres Bruders. Ich nehme an, er hat mich nie erwähnt?«

»Nein«, antwortete Jan. »Peter und ich haben sehr selten über seinen Beruf geredet.« Es fiel ihm schwer, sich nicht umzudrehen. Hinter ihm war etwas. Etwas Unsichtbares, das näher kam. Sich anschlich?

»Das ist ... wirklich schade«, sagte Dörr stockend. »Ich hatte gehofft, daß Sie mir helfen können. Es geht um den letzten Fall, an dem Ihr Bruder gearbeitet hat. Er hat nicht zufällig mit Ihnen darüber geredet?«

»Nein«, sagte Jan kühl. »Wie bereits gesagt: Wir haben so gut wie nie über berufliche Dinge gesprochen.«

»Das ist seltsam«, sagte Dörr. »Wissen Sie: Peter hat Ihren Namen ein paarmal im Zusammenhang mit seinen Recherchen genannt.«

»Davon weiß ich nichts«, sagte Jan. »Bitte, Herr Dr. Dörrich will nicht unhöflich sein, aber ...«

»Es ist ein unpassender Moment, ich weiß«, sagte Dörr.

»Ich hätte auch gerne noch ein paar Tage gewartet, aber ... sehen Sie, heute morgen war die Polizei in der Redaktion, ein gewisser Krieger. «

Jan verzog das Gesicht und dachte verzweifelt über eine Möglichkeit nach, das Gespräch zu beenden, ohne allzu unhöflich zu werden. Der Unsichtbare war jetzt ganz nahe. Jan widerstand der Versuchung, sich umzudrehen, aber er konnte ihn spüren. Und war da nicht etwas wie eine Spiegelung in Dörrs Augen?

»Sie kennen ihn, wie ich sehe«, fuhr Dörr fort. »Ein unangenehmer Mensch, wenn Sie mich fragen. Auf jeden Fall hat er eine Menge sonderbarer Fragen gestellt, auf die ich leider auch keine Antwort wußte, und -«

»So wenig wie ich«, fiel ihm Jan ins Wort. »Es tut mir leid, Herr Dörr. Ich weiß nicht, woran Peter gearbeitet hat, und ich weiß so wenig wie Sie, warum sich die Polizei für Peters Tod interessiert. Ich kann Ihnen nicht helfen.«

»Da habe ich anderes gehört ...«, sagte Dörr.

Jan beherrschte sich nur noch mühsam.

»Das ist Ihr Problem«, sagte er. »Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte.«

Er wollte sich an ihm vorbeischieben, aber Dörr vertrat ihm den Weg. »Bitte, Herr Feller, ich - großer Gott, was ist das?! « Diesmal war die Spiegelung in seinen Augen deutlicher. Seine Worte endeten in einem entsetzten Keuchen. Er taumelte zurück, hätte um ein Haar das Gleichgewicht verloren und starrte aus ungläubig aufgerissenen Augen auf einen Punkt hinter Jan.

Jan wußte, was er sehen würde, als er sich umdrehte. Trotzdem war er für eine Sekunde ebenso schockiert wie Dörr. Die Gestalt war aus den Schatten getreten und sah nun - fast - menschlich aus. Möglicherweise hatte Dörr sie so gesehen, wie

sie *wirklich* aussah, aber vermutlich hatte ihn einfach ihr plötzliches Auftauchen aus dem Nichts aus der Bahn geworfen.

Es war das erste Mal, daß er Vlad deutlich sah. Trotzdem zweifelte er keinen Moment daran, wem er gegenüberstand.

Der Vampir war sehr groß, sicher eins neunzig, wenn nicht größer, und so schlank, daß er dadurch noch länger wirkte. Er hatte ein strenges, fast asketisches Gesicht, das einen leicht slawischen Einschlag aufwies, und die gleichen, unheimlichen Augen wie Vera. Etwas - Jan konnte es nicht anders ausdrücken - Majestätisches ging von ihm aus. Seine Erscheinung war durch und durch düster, aber er war nicht einfach eine Kreatur der Finsternis: Er war ihr *Fürst*.

»Das war eine sehr vernünftige Entscheidung«, sagte er lächelnd. »Wir wollen doch keine unliebsamen Mitwisser haben, nicht wahr?«

»Was bedeutet das?« stammelte Dörr. Seine Stimme war schrill, nur noch eine Winzigkeit davor, zu einem hysterischen Piepsen zu werden.

»Wer ist das, Feller?«

»Ich glaube, das möchte unser Freund selbst gerne wissen«, sagte Vlad ruhig.

Ebenso ruhig schlug er zu.

Es war nicht einmal ein richtiger Hieb; eher eine Bewegung, mit der man ein lästiges Insekt verscheucht. Trotzdem war sie so schnell, daß Jan nicht die geringste Chance hatte, ihr auszuweichen. Vlags Handrücken streifte ihm quer über das Gesicht und ließ ihn mit solcher Wucht gegen das Waschbecken taumeln, daß er beinahe das Bewußtsein verloren hätte. Vielleicht bewahrte ihn tatsächlich nur der grelle Schmerz in seinen Nieren, als er gegen die Kante prallte, davor, wirklich in Ohnmacht zu fallen.

Ihm wurde übel. Er taumelte einen Schritt zur Seite, brach in die Knie und sah wie durch einen Nebel aus Blut und wabernden schwarzen Schlieren, wie Nosferatu fast gemächlich auf Dörr zutrat und eine spöttische Verbeugung andeutete.

»Bitte entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit, verehrter Doktor«, sagte er. »Ich bin noch gar nicht dazu gekommen, mich vorzustellen. Mein Name ist Tepes. Vladimir Baron *Tzepesch*, um es genau zu sagen. Aber Titel zählen ja heutzutage nichts mehr.«

Dörres Augen quollen vor Entsetzen fast aus den Höhlen.

»Das ... das ist ein Scherz«, stammelte er. »Das ... das kann nur ein schlechter Scherz sein! «

»Ich fürchte, nein«, antwortete Vlad bedauernd. Er hob die Hand, streckte sie nach Dörr aus und griff *in seine Brust hinein*.

Dörr keuchte. Er wollte schreien, aber alles, was aus seinem weit aufgerissenen, verzerrten Mund kam, war ein ersticktes Japsen, das zu einem Ausdruck unerträglicher Qual wurde. Er taumelte, griff mit beiden Händen nach Vlads Arm und versuchte ihn wegzureißen, die Hand beiseite zu schlagen, die sein Herz umklammerte und das Leben unbarmherzig aus ihm her , auspreßte.

Jan zog sich stöhnend am Waschbeckenrand in die Höhe.

Alles drehte sich um ihn. Er hatte kaum die Kraft, sich auf den Beinen zu halten. Vlads Hieb hatte nicht nur furchtbar weh getan, sondern ihm auch einen Großteil seiner Energie geraubt, als wären ihre Körper so etwas wie gegensätzliche Pole, die sich bei der geringsten Berührung entluden. Aber er mußte ihn aufhalten. Der Dunkle durfte nicht noch einen Menschen töten.

Mehr taumelnd als gehend wankte er auf Vlad zu, umklammerte ihn mit beiden Armen und versuchte ihn von seinem Opfer wegzureißen. Vlad lachte verächtlich, riß den linken Arm in die Höhe und schleuderte Jan auf diese Weise ein zweites Mal zurück, und diesmal noch heftiger. Er prallte gegen die Wand zwischen den Waschbecken und schlug so wuchtig mit dem Hinterkopf gegen den Spiegel, daß er zerbarst. Scherben regneten rings um ihn herum zu Boden und klirrten in das Porzellanbecken. Dörr war mittlerweile halb in die Knie gebrochen. Er wäre gestürzt, hätte Vlads Hand, die - es war ein durch und durch

unheimlicher Anblick - noch immer bis über das Gelenk in seiner Brust steckte, ihn nicht gleichzeitig gehalten. Sein Mund stand noch immer weit offen und bewegte sich, aber es kam kein Laut mehr über seine Lippen. In seinen Augen begann eine Dunkelheit aufzudämmern, die nie wieder erlöschen würde. Er starb.

Aber das durfte er noch nicht. Vlad hatte schon zu viele Leben genommen. Nicht noch eines. Er mußte ihn aufhalten. Irgendwie.

Jan kämpfte seine Übelkeit und die dunkle Bewußtlosigkeit, die ihn zu unfangen drohte, mit verzweifelter Kraft zurück. Seine Gedanken rasten. Er brauchte dringend eine Waffe, aber er hatte nichts dabei, was Vlad ernsthaften Schaden zufügen konnte. Das ganze Arsenal aus Silbermessern, das er sich gestern abend zurechtgelegt hatte, befand sich in seiner Wohnung.

Ein Bild blitzte in seinem Kopf auf. Vera, die in Katrins Gestalt den Spiegel in ihrem Schlafzimmer zerschlagen hatte. Sie hatte sich verletzt. Ihre Hand hatte geblutet. Er hatte keine Garantie, aber zugleich auch keine Wahl. Blindlings griff er ins Waschbecken, ergriff die erstbeste große Scherbe, die er zu fassen bekam, und stürzte sich auf den Vampir. Vlad schien die Gefahr zu spüren, die von der silberbedampften Glasscherbe ausging, denn er ließ Dörr los und wirbelte im allerletzten Moment herum. Jan traf ihn trotzdem, aber statt ihm seine improvisierte Klinge zwischen die Schulterblätter zu rammen, wie er es vorgehabt hatte, fügte er ihm nur einen tiefen, heftig blutenden Schnitt an der Schulter zu. Vlad keuchte. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse, in der sich unerträglicher Schmerz und unvorstellbare Wut mischten. Sein Hieb kam so schnell, daß Jan ihn nicht einmal sah, und diesmal schlug er mit der geballten Faust zu, nicht mit der flachen Hand. Jan wurde von den Füßen gerissen und beinahe anderthalb Meter weit zurückgeschleudert, er knallte mit dem Hinterkopf auf die Fliesen und schlidderte

hilflos bis zum anderen Ende des Raumes, bevor die Wand unterhalb eines Pissoirs seiner Rutschpartie ein unsanftes Ende bereitete.

Erst dann explodierte der Schmerz in seinem Gesicht. Er war grauenhaft; ungefähr so, als hätte ein wütender Elefantenbulle ausgetreten und ihn dabei erwischt. Diesmal verlor er das Bewußtsein, wenn auch nur für wenige Augenblicke.

Als er wieder zu sich kam, hatte sich Vlads Aufmerksamkeit wieder ganz auf Dörr verlagert. Der Kerl hielt es nicht einmal für nötig, sich davon zu überzeugen, daß sein letzter Hieb das Opfer wirklich ausgeschaltet hatte. Er stand mit gespreizten Beinen und leicht nach vorne gebeugt da, und im allerersten Moment hatte es fast den Anschein, daß er Dörr würgte. Aber als Jan sich benommen hochstemmte, sah er, daß das nicht stimmte. Vlads Hände hatten sich um Dörrs Hals geschlossen, aber er drückte nicht zu; nicht wirklich. Etwas ... floß aus Dörrs Körper heraus und verschwand in Vlads gierig ausgestreckten Händen. Sein Leben? War Leben ... sichtbar?

Jan stemmte sich hoch, drehte sich mühsam herum und kroch auf Händen und Knien ein Stück weit auf Vlad und sein Opfer zu; immer noch von nichts anderem beseelt als dem verzweifelten Wunsch, dem Mann irgendwie zu helfen - oder präziser:

Vlad von seinem entsetzlichen Tun abzubringen. Er durfte kein weiteres Leben zerstören. Mit jedem Leben, das er nahm, wurde er stärker; mit jedem Toten, den er auf seinem Weg zurückließ, würde es schwerer werden, ihn zu vernichten.

Jans Blick suchte den Boden ab. Die Spiegelscherbe, mit der er Vlad attackiert hatte, war in mehrere kleine Splitter zerbrochen. Keiner davon war noch groß genug, um eine praktikable Waffe abzugeben. Und Vlad würde ihn niemals bis ans Waschbecken kommen lassen, damit er sich eine neue Waffe besorgen konnte.

Trotzdem kroch er weiter. Er konnte Dörr nicht mehr retten. Der Mann war bereits so gut wie tot. Was Vlad ihm weg nahm, war nichts, was ihn noch retten konnte. Es ging längst



nicht mehr darum, ein Leben zu bewahren. Es ging nur darum, daß Nosferatu es nicht bekam. Dörr war nur ein Sterblicher; einer von fünf oder sechs Milliarden Sterblichen, die auf dieser Welt lebten und sich einbildeten, irgendeine Rolle zu spielen. Er mußte Vlad aufhalten, das war alles, was zählte.

Jan schleppte sich weiter, brachte irgendwie das Kunststück fertig, die Waschbecken (und viel wichtiger: Die Spiegelscherben auf dem Boden darunter!) zu erreichen, und streckte die Hand nach einem der größten Stücke aus. Nosferatu fuhr mit einem Zischen wie eine angreifende Schlange herum und trat ihm mit aller Wucht auf die Hand. Etwas knirschte. Die Spiegelscherbe zerbrach, vielleicht auch der ein oder andere Knochen in seiner Hand, und Jan grunzte vor Schmerz. Zerbrochenes Glas schnitt so tief in seine Handfläche, daß das Blut zwischen seinen Fingern hervorquoll.

Vlad drehte den Fuß auf Jans Hand herum. Diesmal war Jan sicher, daß das Knirschen von seinen Fingerknochen stammte. Der Schmerz trieb ihm die Tränen in die Augen. Vlad lachte, machte einen halben Schritt zur Seite und trat ihm dann so gewaltsam ins Gesicht, daß er auf die Seite fiel und erneut für zwei oder drei Augenblicke das Bewußtsein verlor.

Jan war ziemlich erstaunt, überhaupt wieder zu sich zu kommen. Sein rechter Arm war nur noch ein einziger Schmerz, der bis ins Schulterblatt hinauf pochte und pulsierte. Blut quoll aus seinem zerschnittenen Handballen, und sein Gesicht fühlte sich schon jetzt so geschwollen und unförmig an, wie es vermutlich in spätestens einer Stunde aussehen würde. Wieso lebte er noch? Nosferatu hatte nicht nur allen Grund, sondern auch jede Gelegenheit gehabt, ihn umzubringen!

Jan hob mühsam den Kopf und erblickte die Antwort auf seine eigene Frage: Er lebte noch, weil der Dunkle im Moment Besseres zu tun hatte, als einem halbtoten Mann den Rest zu geben. Er amüsierte sich lieber mit einem echten Toten.

Vlad hatte Dörr vom Boden hochgerissen und schleifte ihn ohne die geringste Anstrengung in eine der Toiletten. Jan

mußte hilflos zusehen, wie Vlad den Körper des Toten so herumdrehte, daß der vor dem Toilettenbecken kniete, und anschließend den Kopf seines Opfers in die Kloschüssel drückte.

Er verkniff sich nicht einmal den billigen Gag, die Spülung zu betätigen, sondern tat es sogar mit sichtbarem Vergnügen, bevor er sich wieder zu ihm umdrehte und sagte:

»So, und jetzt erklär das mal deinem Freund, diesem Polizisten.

«

Jan war nicht sicher, ob er erneut für eine oder zwei Sekunden das Bewußtsein verlor oder ob Vlad einfach von einem Augenblick auf den anderen verschwand. Als er das nächste Mal blinzelte, war der Dunkle nicht mehr da. Nur Dörr kniete noch vor der Toilette. Die Spülung lief immer noch. Und Dr. Dörr war noch immer tot. Es war kein Alptraum gewesen.

Jan stemmte sich mühsam auf Hände und Knie hoch, sammelte das bißchen Kraft, das er noch in seinem zerschlagenen Körper fand, und kam irgendwie auf die Füße. Torkelnd näherte er sich der Toilette. Er wußte, daß er nicht genug Kraft haben würde, um den Toten aus dieser unwürdigen Lage zu befreien - und so ganz nebenbei auch nicht genug Zeit. Vlad hatte mit seiner hämischen Bemerkung leider nur zu recht gehabt: Es würde für ihn nicht schwer, sondern Schlichtweg unmöglich sein, Dörrs Tod zu erklären, selbst wenn man ihn nicht mit dem Kopf in der Kloschüssel fand. Wahrscheinlich würde ihn Krieger nicht einmal zu Wort kommen lassen, sondern ihm sofort Handschellen anlegen und die Schlüssel wegwerfen.

Er mußte von hier verschwinden, so schnell wie möglich.

Und er mußte Zeit gewinnen, und wenn es nur ein paar Minuten waren.

Er schloß die Tür der Kabine und vergeudete ein paar Sekunden mit dem erfolglosen Versuch, das Schloß von außen zu verriegeln. Dann ging er zum Waschbecken und ließ so lange kaltes Wasser über seine Hände laufen, bis die Blutung halbwegs gestillt war. Er hatte sich zwei üble Schnitte eingehandelt, die spätestens in ein paar Minuten verdammt weh tun

würden. Im Moment war in seinem Kreislauf vermutlich mehr Adrenalin als Blut, so daß er kaum etwas spürte. Er trocknete seine Hand ab, nahm ein weiteres Papierhandtuch aus dem Spender und knüllte es zu einem Ball zusammen, um den er die Faust schloß. Auch nur ein Provisorium, aber bis es durchgeblutet war, saßen Katrin und er längst im Wagen.

Um was zu tun?

Jan gestand sich ein, daß seine Lage verzweifelt war; und das war vermutlich noch geschmeichelt. Nosferatu hatte es gar nicht mehr nötig, ihm etwas anzutun. Er hatte es nicht einmal nötig, ihn zu fangen. Das würde die Polizei schon erledigen. Er unterzog die Toilette einer letzten flüchtigen Inspektion. Der zerschlagene Spiegel und die Scherben auf dem Boden waren nicht zu übersehen, aber daran konnte er nichts ändern. Es würde sowieso nur ein paar Minuten dauern, bis irgend jemandem auffiel, daß Dörr nicht mehr von der Toilette kam.

Jan verließ die Toilette und steuerte den Tisch an, so schnell er gerade noch konnte, ohne zu rennen. Katrin sah auf, setzte dazu an, etwas zu sagen, und runzelte statt dessen die Stirn. Sie war nicht die einzige, die so reagierte. Die Gespräche am Tisch verstummten, und alle starrten ihn an. Vermutlich war er leichenblaß. Und er konnte selbst spüren, daß er am ganzen Leib zitterte. Nicht besonders heftig, aber stark genug, daß es auffiel.

»Ist ... alles in Ordnung?« fragte Katrin besorgt.

Jan schüttelte den Kopf.

»Ich fühle mich nicht gut«, sagte er. »Ich möchte gehen.

Jetzt gleich.«

»Sofort?«

»Wenn es geht, ja«, antwortete Jan.

»Du kannst den Wagen haben, wenn du willst«, mischte sich Dieter ein. »Ich bringe Katrin später nach Hause. Kein Problem.«

Jan schüttelte so heftig den Kopf, daß Dieter erschrocken zusammenfuhr und ganz unbewußt eine geduckte Abwehrhal-

tung einnahm. »Ich möchte jetzt wirklich nach Hause«, sagte er scharf. »Zusammen mit Katrin. Kommst du?«  
»Selbst ... verständlich«, antwortete Katrin irritiert. Jans Ton hatte ihr keine andere Wahl gelassen, als zuzustimmen. Aber sie wirkte sehr verstört. Auch alle anderen starrten ihn weiter an. Nur der junge Kerl, mit dem er gerade schon gesprochen hatte, sah an ihm vorbei zur Toilette. Er runzelte so vielsagend die Stirn, daß Jan seine Gedanken darauf regelrecht ablesen konnte.

Er hatte schon wieder einen Fehler gemacht. Er hatte keinen Zeitvorsprung. Spätestens wenn Katrin und er das Lokal verlassen hatten, würde der Bursche nachsehen gehen. Falls er überhaupt so lange wartete.

Noch immer sichtlich verwirrt, stand Katrin auf und ging zur Garderobe, um ihre Jacke zu holen. Jan folgte ihr, ohne sich zu verabschieden. Er mußte sich zusammenreißen, um nicht auf der Stelle loszurennen. Der nasse Papierball in seiner Hand wurde immer wärmer. Der Schnitt in seiner Handfläche blutete offenbar wieder heftiger. Noch ein paar Augenblicke, und er würde eine Spur aus roten Tropfen hinter sich herziehen. Hinter ihm scharpte ein Stuhl. Wahrscheinlich der übereifrige Jungjournalist, der seinen Chef suchte.

Katrin schlüpfte viel zu umständlich und langsam in ihre Jacke, so daß Jan ihr ziemlich unsanft hineinhalf und sie dann schon fast grob aus dem »Schinderhannes« hinausbugsierte. Sie wollte protestieren, aber Jan packte sie unsanft am Arm und zerrte sie regelrecht auf den weißen Golf zu, der ungünstigerweise am anderen Ende des Parkplatzes abgestellt war. Sein Blick irrte unstedet hin und her. Er glaubte Schatten zu sehen, wo keine waren, Bewegungen, die es nicht gab. Aber vielleicht doch. Wer sagte ihm denn, daß Vlad ihn nicht nur in Sicherheit wiegen wollte, nur um dann um so überraschender zuzuschlagen? Auf halber Strecke riß Katrin sich los und wollte stehenbleiben, aber er eilte einfach weiter, so daß sie hastig hinter

ihm her Stolpern mußte, ob sie nun wollte oder nicht. Werdammst noch mal, was soll das?« fragte sie zornig. »Hättest du vielleicht die Güte, mir dein seltsames Verhalten zu erklären?« »Nicht jetzt.« Jan deutete auf den Golf. »Im Wagen. Du fährst. «

Sein Befehlston funktionierte auch jetzt. Katrin kam überhaupt nicht auf den Gedanken zu widersprechen, sondern kramte den Schlüssel aus der Tasche und setzte sich gehorsam hinter den Steuer. Jan nahm auf dem Beifahrersitz Platz, verriegelte die Tür und klappte die Sonnenblende herunter, um einen Blick in den Spiegel zu werfen. Die Rücksitze waren jedoch leer.

Katrin rammte den Zündschlüssel ins Schloß und startete den Motor, fuhr jedoch nicht los, sondern starrte ihn an, als zweifle sie an seinem Verstand.

»Was ist los?« fragte sie noch einmal. »Ich will jetzt eine Antwort! «

»Dörr ist tot«, antwortete Jan. »Peters Chefredakteur. Der mit mir auf der Toilette war.«

»Was?! « Katrin riß entsetzt die Augen auf. »Was redest du?«

»Ein Herzanfall - glaube ich«, antwortete Jan. »Fahr los. Bitte.«

Katrin fuhr nicht los, sondern nahm demonstrativ die Hände vom Steuer. »Was, zum Teufel, ist passiert? Wieso tot? Und wieso ... wieso laufen wir weg?«

»Du machst mir Spaß«, antwortete Jan. »Was glaubst du, was Krieger sagen wird, wenn schon wieder jemand in meiner Nähe tot umfällt! «

»Aber wieso denn? Ich meine ... wenn er wirklich einen Herzanfall hatte, war es doch nicht deine Schuld.«

»Krieger war gestern noch bei mir«, sagte Jan. »Er hat gedroht, einen Haftbefehl gegen mich zu erwirken. Das da drinnen wäre doch ein gefundenes Fressen für ihn! «

»Mit Recht«, sagte Katrin. »Ist dir eigentlich klar, daß du ihm noch Munition lieferst? Du kannst nicht einfach weglau-

fen! Hast du schon mal den Begriff >unterlassene Hilfeleistung< gehört? Falls nicht, Krieger hat es bestimmt! Wir gehen jetzt wieder hinein und schlagen Alarm! «

Sie wollte den Motor abstellen, aber Jan packte ihren Arm und hielt ihn fest. »Fahr los! «

Diesmal herrschte er sie an. Für einen ganz kurzen Moment blitzte es in Katrins Augen kampflustig auf. Ihre Haltung versteifte sich - aber die Auseinandersetzung endete, bevor sie richtig beginnen konnte. Katrin spürte wohl, daß sie keine Chance hatte; zumindest jetzt nicht.

»Du bist verrückt«, sagte sie nur, legte aber trotzdem die Hände wieder um das Steuer und fuhr los. Jan atmete innerlich auf. Aber er entspannte sich erst ein wenig, als sie den Parkplatz verlassen hatten, ohne daß die Tür des Gasthauses aufflog oder ihnen ein Polizeiwagen mit quietschenden Reifen den Weg verstellte.

Katrin wollte an der nächsten Kreuzung auf die Hauptstraße abbiegen, aber Jan schüttelte den Kopf. »Wir fahren nicht nach Hause«, sagte er.

»Aber gerade hast du selbst gesagt -«

»Daß ich nach Hause will, ja«, fiel Jan ihr ins Wort. »Ich wollte nur möglichst schnell da raus. Du kannst mich irgendwo in der Stadt absetzen. Ich muß noch etwas besorgen.«

»Und du wirst mir vermutlich nicht verraten, was.«

»Eine Videokamera«, antwortete Jan. »Eine digitale Videokamera, um genau zu sein, mit einem Farb-LCD-Display und mindestens drei Ersatzakkus.«

»Oh ja, ich verstehe«, sagte Katrin. »So eins von diesen vollkommen überteuerten Dingen, die wir uns nicht leisten können und die ihr Geld sowieso nicht wert sind - um deine eigenen Worte zu zitieren. Nicht, daß es mich etwas anginge, was du damit vor hast ... aber glaubst du wirklich, du darfst dein neues Spielzeug mit ins Gefängnis nehmen?«

»Ich brauche sie gerade, weil ich nicht ins Gefängnis will«, antwortete Jan.

Katrin warf ihm einen schrägen Blick zu, dann runzelte sie kurz die Stirn und nickte. »Du willst irgend etwas beweisen.«

»Ja«, antwortete Jan knapp.

Ein paar Sekunden schwiegen sie weiter, dann sagte Katrin:

»Und du willst mir immer noch nicht verraten, was hier eigentlich los ist, nehme ich an.«

Wie gerne hätte er es getan. Aber ganz davon abgesehen, daß er nicht wußte, wieviel von den Ereignissen der letzten Tage Vera mit ihren unheimlichen Kräften aus seinem Gedächtnis gelöscht hatte, würde er sie damit nur unnötig in Gefahr bringen. Katrin war nicht der Typ, der sich seine Geschichte anhören und dann aus sicherer Entfernung zuschauen würde, was weiter geschah.

Als hätte sie seine Gedanken gelesen, sagte sie: »Weil du mich nicht in Gefahr bringen willst, habe ich recht?« Sie schnaubte. »Hör bloß mit diesem Macho-Scheiß auf! Entweder du vertraust mir, oder du vertraust mir nicht! «

»So einfach ist das nicht«, sagte Jan leise.

»Wie praktisch«, sagte Katrin böse.

»Aber es ist die Wahrheit! « protestierte Jan. »Bitte vertrau mir einfach. Ich erkläre dir alles. Morgen. Spätestens übermorgen. « *Wenn ich dann noch lebe.*

Sie mußten an einer roten Ampel anhalten. Katrin spielte nervös und aggressiv mit dem Gaspedal. Ihre Finger trommelten auf dem Lenkrad herum. »Du mußt völlig wahnsinnig sein.

Und ich anscheinend auch, daß ich dir noch helfe.«

Jan sah wieder nervös in den Spiegel. Sein Herz klopfte, aber er kam sich gleichzeitig fast albern vor. Was erwartete er? Daß Vlad wie eine menschliche Fledermaus hinter ihnen hergeflattert kam? Der Vampir konnte vielleicht seine Sinne narren, aber nicht die Schwerkraft aushebeln.

Wenigstens hoffte er es.

»Und wo darf ich dich absetzen?« fragte Katrin spitz. »Wäre dir der Stadtgarten recht? Es gibt da ein paar hübsche dunkle Ecken.«

»Das ist nicht komisch«, sagte Jan.

» Ich lache ja auch gar nicht. « Katrin lenkte den Wagen mit quietschenden Reifen in eine Parkbucht und trat so hart auf die Bremse, daß Jan in die Gurte gedrückt wurde. Einer der vorbeifahrenden Wagen hupte wütend, der Fahrer zeigte ihnen einen Vogel. »Ich finde es auch nicht komisch. Nicht im geringsten. Sag mir wenigstens, worum es geht.« Sie zögerte einen Moment. Als sie weitersprach, gab sie sich spürbar Mühe, einen halbwegs versöhnlichen Ton anzuschlagen. »Peter ist nicht an einem Herzanfall gestorben, habe ich recht? Ebensowenig wie Mertens - oder du, um ein Haar.«

Sie wußte tatsächlich nichts mehr von den Geschehnissen der letzten Tage. Jemand hatte es sie vergessen lassen.

»Erinnerst du dich wenigstens noch an Vera?« fragte er.

Katrin starrte ihn vollkommen verständnislos an. »Was ist denn das für eine Frage?«

Wenigstens daran erinnerte sie sich noch. Gut.

Jan sah wieder in den Spiegel. Verdammt - er war *sicher*, daß hinter ihnen ein Schatten war, der nicht in den fließenden Verkehr gehörte, unmöglich oder nicht. Außerdem spielte es keine Rolle, ob er nun wirklich da war, oder nur eingebildet; die Wirkung auf ihn war die gleiche.

»Fahr weiter«, sagte er. »Bitte.«

Katrin sah ihn noch eine weitere Sekunde lang mit dieser sonderbaren Mischung aus Sorge und Trotz an, aber schließlich nickte sie und fuhr los. »Wohin?«

»Setz mich in der Stadt ab«, antwortete er. »Irgendwo. Ich fahre mit einem Taxi nach Hause.«

»Das heißt, daß ich nicht auf dich warten soll.«

»Ich will nicht einmal wissen, wo du bist«, antwortete Jan.

»Sag es mir nicht. Aber geh nirgendwo hin, wo ich nach dir suchen würde. «

»Bin ich in Gefahr?« fragte Katrin gerade heraus.

»Nicht, wenn ich nicht weiß, wo du bist. Am besten, du verläßt die Stadt. Nimm dir irgendwo ein Hotelzimmer. Auf



dem Land. Meinetwegen auch in Köln oder Düsseldorf. Aber geh nicht zu einem deiner Freunde und auch nicht zu deiner Mutter. Dort würde er dich vielleicht finden.«

»Er?«

»Der Mann, der Peter getötet hat«, antwortete Jan. »Und auch die anderen.«

»Und der dich töten will.«

»Und der mich töten will.«

Eine Zeit lang fuhren sie schweigend durch den dichter werdenden Verkehr. Katrins Gesicht war vollkommen beherrscht, beinahe schon ausdruckslos. Aber ihre Hände hielten das Lenkrad eine Spur zu fest. Sie gab ruckartig Gas und bremste viel zu hart. Schließlich sagte sie:

»Sagst du mir wenigstens, warum?«

»Es gibt keinen Grund«, antwortete Jan. »Ich war zur falschen Zeit am falschen Ort, das ist alles. Ich habe etwas gesehen, das ich nicht hätte sehen dürfen.«

Katrin lachte hart und schrill. »Bitte entschuldige. Aber das klingt wie ein Satz aus einem schlechten Kriminalfilm.«

*Horrorfilm käme der Sache schon näher*, dachte Jan bitter.

Aber er sprach diesen Gedanken natürlich nicht laut aus, sondern deutete nur ein Kopfschütteln an. »Leider ist es das nicht.

Ich wünschte, es wäre so.«

Den Rest des Weges legten sie schweigend zurück. Jan verabschiedete sich nicht einmal, als er aus dem Wagen stieg.

Der Verkäufer im Fotoladen erwies sich als eine echte Nervensäge.

Er war fachkundig, freundlich und überaus geduldig, aber unglücklicherweise leckte er wohl auch Blut, als ihm klar wurde, was Jan eigentlich wollte.

Er hatte vorgehabt, in den Laden zu gehen und die erstbeste Kamera zu kaufen, die ein eingebautes Display hatte und die er bezahlen konnte, ganz gleich ob Video oder Foto - er brauchte einfach etwas, das ihm die Wirklichkeit so zeigte, wie sie war, nicht so, wie jemand wollte, daß er sie sah.

Das war die Theorie. In der Praxis gestand sich Jan nach weniger als fünf Minuten ein, daß die technische Entwicklung in den letzten Jahren in einem so rasanten Tempo an ihm vorbeigezogen war, daß ihm fast schwindelig wurde. Er vermied es tunlichst, dem Verkäufer zu verraten, daß Fotografieren sein Beruf war, sondern spielte den interessierten Laien. Nach mehr als einer halben Stunde verließ er das Geschäft, um eine brieftaschengroße Digitalkamera und fünf Zehnerpacks Batterien reicher und um eine Summe ärmer, bei der ihm unter normalen Umständen übel geworden wäre. Als der Verkäufer seine Kreditkarte durchgezogen hatte, war er fest davon überzeugt gewesen, nur ein bedauerndes Kopfschütteln und vielleicht ein mühsam unterdrücktes Grinsen zur Antwort zu bekommen. Aber das Wunder war geschehen. Der Computer der Bank hatte wohl seinen großzügigen Tag gehabt. Er verließ das Geschäft, blieb auf der Straße stehen und sah sich einen Moment lang unschlüssig um. Er wußte nicht genau, was er als nächstes tun sollte. Mit seiner Attacke auf Dörr hatte Vlad ihn in eine Situation gebracht, die weitaus unangenehmer war, als er selbst jetzt noch zugeben wollte: Wenn es nicht sowieso schon längst geschehen war, dann hatte er ihm spätestens damit vollends die Initiative aus der Hand genommen. Jan konnte jetzt nur noch reagieren, und er wußte nicht einmal genau, worauf. Er sah auf die Uhr. Seit dem Mord an Dörr war eine gute Dreiviertelstunde vergangen. Mit großer Wahrscheinlichkeit war Krieger mittlerweile nicht nur im »Schinderhannes« aufgetaucht, sondern hatte seinen Namen auch ganz oben auf die Fahndungsliste der Neusser Polizei setzen lassen, in roter Leuchtschrift. Er konnte nicht nach Hause; wenigstens jetzt noch nicht. Da er hungrig war, ging er nicht direkt zum Taxistand, sondern zu McDonalds. Normalerweise haßte er diese pappigen Brötchen, zwischen denen sich etwas verbarg, das weder nach Fleisch schmeckte noch so aussah, aber er wählte dieses Lokal

auch nicht, weil das Essen dort so köstlich war. Zu dieser Tageszeit war es dort sicherlich brechend voll, und viele Menschen bedeuteten im Moment nicht nur Anonymität, sondern auch Sicherheit. Nicht einmal Vlad würde so verrückt sein, ihn vor den Augen von dreißig oder fünfzig Zeugen anzugreifen.

Er wurde nicht enttäuscht. Das Fast-Food-Restaurant war so voll, daß die Schlange fast bis auf die Straße hinausreichte. Jan reihte sich geduldig ein, aber er kam sich zwischen den zumeist jüngeren Gästen - zumal in seinem dunklen Anzug - doch ziemlich deplaziert vor. Er ignorierte jedoch die zum Teil spöttischen Blicke und wartete mit stoischer Ruhe, bis er an der Reihe war.

Jan erstand einen Big Mac, eine doppelte Portion Pommes frites und einen Milchshake, lud alles auf ein Tablett und balancierte damit die Treppe hinauf. So überfüllt das Lokal unten gewesen war, so leer schien die obere Etage zu sein. Er konnte sich einen Platz an irgendeinem der Tische aussuchen und überlegte einen Moment lang ganz ernsthaft, wieder nach unten zu gehen und seine Mahlzeit im Stehen zu verzehren. Aber das wäre albern gewesen. Vlad war nicht in der Nähe. Und er konnte nicht den Rest seines Lebens damit zubringen, sich zu verstecken.

Was ihn wieder zu der Frage brachte, was er als nächstes tun sollte. Er mußte nach Hause; sich umziehen und einige Dinge besorgen, die sich bei seinem nächsten Rendezvous mit Nosferatu als nützlich erweisen konnten - wie zum Beispiel ein silbernes Messer. Und warum nicht gleich ein paar angespitzte Holzpflocke, oder eine Wasserpistole, die er mit Weihwasser füllen konnte? Knoblauch?

Jan schüttelte spöttisch den Kopf, wickelte seinen Big Mac aus und sah die salatverzierte Pampe eine Sekunde lang stirnrunzelnd an, bevor er all seinen Mut zusammenraffte und hineinbiß.

Er schmeckte überraschend gut - wenigstens nicht so schlecht, wie er erwartet hatte -, und schon der erste Bissen weckte seinen Appetit richtig. Jan verzehrte den Hamburger

und die dünn geschnittenen Kartoffelstäbchen bis auf den letzten Krümel, spülte das Ganze mit seinem Milkshake herunter und ertappte sich tatsächlich bei der Überlegung, nach unten zu gehen und eine zweite Portion zu holen.

Statt dessen nahm er die Kamera hervor, die er gekauft hatte, riß eine Zehnerpackung Batterien auf und bestückte das Gerät. Er hatte dieses spezielle Modell gewählt, weil es nicht nur den meisten Speicherplatz, sondern auch das größte Display hatte. Er konnte mehr als hundert Fotos damit machen, und der acht auf fünf Zentimeter große Bildschirm lieferte gestochen scharfe Bilder. Eine erbärmliche Waffe gegen Vlads Unsichtbarkeit, aber immerhin eine Waffe.

Er verließ das Lokal, schlenderte zurück zum Marktplatz und nahm sich ein Taxi - mit einem mulmigen Gefühl. Er mußte nach Hause, ob er wollte oder nicht. Je eher er es hinter sich brachte, desto besser.

Jan ließ den Wagen nicht direkt vor dem Haus anhalten, sondern ein paar Meter davor und legte den Rest zu Fuß zurück. Auf der Straße herrschte normaler Verkehr, aber die meisten Parkplätze vor dem Haus waren leer. Jan musterte die geparkten Wagen aufmerksam. Die meisten gehörten hierher, und in keinem der wenigen Fahrzeuge, die er nicht identifizieren konnte, saß jemand und beobachtete das Haus.

Natürlich nicht. Was hatte er erwartet? Krieger würde kaum so weit gehen, das Haus rund um die Uhr beobachten zu lassen. Er war in seinen Augen ein wichtiger Zeuge, möglicherweise sogar ein flüchtiger Verbrecher, aber nicht der Staatsfeind Nummer eins. Er nahm sich zu wichtig.

Jan überquerte die Straße, betrat das Haus und fuhr mit dem Aufzug nach oben. Er hatte den Wohnungsschlüssel in der Hand, aber er brauchte ihn nicht.

Die Tür stand auf. Aus der Wohnung drang Katrins Stimme, die sehr schnell und gedämpft sprach, ohne daß er die Worte verstehen konnte, und als er eintrat, sah er als erstes ihre Jacke am Garderobenhaken hängen.

Jan warf die Tür hinter sich ins Schloß und ging mit schnellen Schritten ins Wohnzimmer. Katrin stand mit dem Rücken zur Tür am Schreibtisch und telefonierte. Als sie sein Eintreten bemerkte, drehte sie sich fast erschrocken herum, verabschiedete sich praktisch mitten im Satz und hängte dann ein.

»Du ... bist schon zurück?«

»Was tust du hier?« fragte Jan. Er schrie fast. Katrins Anblick erschreckte ihn nicht, sondern versetzte ihn regelrecht in Panik. »Ich hatte dich gebeten -«

»- die Stadt zu verlassen und mich in irgendeinem Hotel zu verstecken«, fiel ihm Katrin ins Wort. »Ich weiß. Und niemandem zu sagen, wo ich bin. Und am besten nach einer Woche wiederzukommen und nachzusehen, ob du tatsächlich noch am Leben bist.« Sie schnaubte. »Ich werde nichts dergleichen tun. «

Jan griff nervös in die Tasche, zog die Kamera heraus und warf einen Blick auf das Display, nachdem er das Gerät eingeschaltet hatte. Er richtete den Sucher auf Katrin, schwenkte die Kamera zweimal im Halbkreis hin und zurück und überzeugte sich auf diese Weise davon, daß sie auch tatsächlich allein waren. Katrin sah ihm stirnrunzelnd zu. Sie sagte nichts, aber ihr Gesichtsausdruck sprach Bände.

»Du mußt verschwinden«, sagte er. »Du verstehst nicht, was -«

»Dann erklär es mir«, fiel ihm Katrin ins Wort. »Und fang jetzt nicht wieder mit diesem >Jetzt-ist-nicht-der-Momentdafür<-Scheiß an. Du vertraust mir nicht.«

»Doch«, sagte Jan. »Aber -«

»Dann sag mir, verdammt noch mal, endlich, was los ist. Wenn ich in Gefahr bin, dann habe ich ein Recht, es zu erfahren. Und wenn du es bist, dann erst recht. Hast du irgend etwas ... Dummes getan?«

Ja, das hatte er. Aber nicht in der Art, an die Katrin dachte. Er schüttelte den Kopf. Er sollte nicht mit Katrin reden. Es war dumm, und es war gefährlich. Er brachte sie und sich selbst da-

mit in Gefahr, und er verschwendete wertvolle Zeit. Zeit, die er nicht hatte. Und trotzdem. Wenn er ganz ehrlich zu sich selbst war, dann mußte er zugeben, daß er im Grunde froh war, daß sie nicht ging. Er war kein Einzelkämpfer. Die Rolle des einsamen Helden, der sich ganz allein einem übermächtigen Gegner stellte, war ihm nicht auf den Leib geschrieben.

»Nein«, sagte er. »Ich bin in etwas hineingeschlittert, wenn du so willst. Aber ich habe nichts Illegales getan, wenn du das meinst.«

»Warum vertraust du mir dann nicht - oder gehst wenigstens zur Polizei? Ganz egal, was du von Krieger hältst, er wird dafür bezahlt, dir zur helfen.«

Jan sah erneut auf die Kamera. Sie waren nach wie vor allein, aber er hatte immer mehr das Gefühl, beobachtet zu werden. Er drückte auf den Auslöser und ließ dann das Gerät wieder sinken.

»Die Polizei kann mir nicht helfen«, sagte er. »Ich kann Krieger nicht erzählen, was passiert ist. Er würde mir nicht glauben. Das kann er gar nicht. «

»Warum versuchen Sie es nicht einfach? Ich habe Ihnen schon zweimal gesagt: Ich bin verrückte Geschichten gewohnt. «

Krieger kam hinter ihm aus der Küche, nickte Katrin knapp zu und fuhr mit einem angedeuteten Lächeln fort: »Ich wäre sogar bereit, mir eine Geschichte über Vampire anzuhören ... oder waren es Werwölfe?«

Jan starrte ihn eine Sekunde lang fast entsetzt an, dann fuhr er mit einer abrupten Bewegung zu Katrin herum.

»Du hast - «

»Wir haben uns zufällig getroffen«, fiel ihm Krieger ins Wort. »Unten auf der Straße. Aber wir hatten ein sehr interessantes Gespräch. Ich hätte mir gewünscht, daß wir beide das gleiche Gespräch geführt hätten, und zwar schon vor ein paar Tagen. Vielleicht wäre Dr. Dörr dann noch am Leben.«

»Ich verstehe nicht, wovon Sie reden«, sagte Jan kühl.

»Dann hören Sie mir einfach einen Moment lang zu«, fuhr Krieger fort. Er machte eine Kopfbewegung auf Katrin. »Wie gesagt: Wir hatten ein sehr interessantes Gespräch. Ich werde Ihnen jetzt einfach erzählen, wie ich diese ganze Geschichte sehe - und Sie brauchen nur mit dem Kopf zu schütteln oder zu nicken. Einverstanden?«

Jan reagierte gar nicht, aber Krieger schien sein Schweigen als Zustimmung zu werten, denn er fuhr, fast ohne zu zögern, fort: »Es gibt zwei Möglichkeiten: Erstens - Sie sind da in eine dumme Sache hineingestolpert, die Ihnen über den Kopf gewachsen ist, und statt sich an uns zu wenden, haben Sie Ihren Bruder um Hilfe gebeten, den rasenden Reporter, der es allein mit allen bösen Buben der Welt aufnehmen kann. Unglücklicherweise aber eben doch nicht mit allen. Ihr kleines Abenteuer hat ihn das Leben gekostet und Sie um ein Haar auch.

War es so?«

Statt zu antworten, starrte Jan den Kriminalbeamten finster an und sagte: »Es gefällt mir nicht, wie Sie über meinen Bruder reden, Herr Krieger. Wir haben ihn vor zwei Stunden beerdigt - falls Sie es noch nicht wissen.«

Krieger zeigte sich von seiner Aggressivität wenig beeindruckt. »Möglichkeit zwei: Es war genau umgekehrt. Ihr Bruder war einer ganz großen Sache auf der Spur. Der Story seines Lebens, gewissermaßen - allerdings auch der letzten. Die Geschichte ist ihm über den Kopf gewachsen, und er hat sich um Hilfe an Sie gewandt. Mit dem gleichen Ergebnis wie bei Version eins.«

»Wissen Sie, wo Sie sich Ihren Zynismus hinschieben können?

« fragte Jan bitter. »Mein Bruder ist tot, zum Teufel noch mal! «

»Dann helfen Sie mir, seinen Mörder zu finden! « antwortete Krieger zornig. »Und den von Dr. Mertens und Dörr und einem Dutzend anderer unschuldiger Opfer. Oder waren es noch mehr? Worum geht es? Organhandel? Verbotene Experimente mit nicht zugelassenen Medikamenten?«

»Genforschung«, antwortete Jan. »Sie versuchen, Polizeibeamten ohne Gehirn zu züchten. Angeblich soll Ihnen eine ihrer Kreaturen entkommen sein. Bisher habe ich es nicht geglaubt, aber allmählich kommen mir doch Zweifel. «

Krieger grinste humorlos.

»Wenn Sie mich damit meinen, muß ich Sie enttäuschen. Mein Gehirn funktioniert nämlich noch ganz gut. Und das sagt mir, daß hier eine ganz miese Sache läuft, die ein paar Nummern zu groß für Sie ist, Herr Feller. Vielleicht auch für mich.,,

»Da können Sie recht haben«, antwortete Jan.

Plötzlich wurde Krieger wütend.

»Wenn Ihnen Ihr eigenes Leben schon egal ist, verdammt noch mal, dann denken Sie wenigstens an Ihre Verlobte! «, brüllte er. »Sollen Sie sie auch noch umbringen?«

»Nein«, antwortete Jan, so ruhig er konnte. »Deshalb wollte ich ja auch, daß sie die Stadt verläßt.«

»Damit Sie ganz allein gegen die bösen Buben zu Feld ziehen?

« Krieger lachte hart. »Machen Sie sich nicht lächerlich.

Man wird Sie auch noch umbringen, und wenn die Sache wirklich so groß ist, wie ich annehme, dann wird man Ihre Verlobte suchen und ebenfalls aus dem Weg räumen - nur auf die Gefahr hin, daß sie etwas wissen *könnte*. Haben Sie überhaupt eine Ahnung, womit Sie es zu tun haben?«

»Mehr als Sie«, behauptete Jan.

»Das will ich auch hoffen«, schnaubte Krieger. »Wir beide werden nämlich ziemlich viel Zeit miteinander verbringen, und es wäre doch schade, wenn uns der Gesprächsstoff ausginge, oder?«

»Wie meinen Sie das?«

Krieger griff in die Tasche und zog ein mehrfach gefaltetes rotes Formular hervor. »So meine ich das. Ich habe hier einen Haftbefehl, ausgestellt auf Ihren Namen. Ich werde Sie mitnehmen.

«

»Das ... das können Sie nicht«, murmelte Jan.



»Kann ich doch«, antwortete Krieger. »Und sei es nur zu Ihrem eigenen Schutz.«

»Ich komme nicht mit«, sagte Jan. »Wollen Sie mich zwingen?

«

Krieger verdrehte die Augen.

»Nein, nicht auch das noch. Ich werde mich bestimmt nicht mit Ihnen prügeln, wenn Sie das meinen. Wenn es unbedingt sein muß, dann erledigen das meine zwei Kollegen, die unten im Wagen auf mich warten.«

Hinter ihm bewegte sich etwas. Ein Huschen, wo nichts war, das sich hätte bewegen können. Vielleicht ein Schatten, der von keinem Körper geworfen wurde. Jan hob nervös die Kamera und visierte Krieger damit an.

Das auf die Abmessung eines Fingernagels verkleinerte Gesicht Kriegers auf dem LCD-Bildschirm verfinsterte sich. »Und hören Sie endlich auf, mit diesem verdammten Ding herumzuspielen!

«

Auch auf dem Monitor war die Wand hinter Krieger nichts als eine Wand. Jan war in gleichem Maße erleichtert wie enttäuscht. Offensichtlich spielten ihm nur seine Nerven einen

Streich. Er drückte den Auslöser und ließ die Kamera sinken.

»Entschuldigung. Aber ich ... *kann* nicht mit Ihnen gehen. Ich wäre im Gefängnis nicht sicher, glauben Sie mir.«

Krieger seufzte. »Sie stellen meine Geduld auf eine harte Probe, Herr Feller. Ich bin gegen den Rat meiner Kollegen allein hier heraufgekommen, weil ich im Grunde nicht daran glaube, daß Sie etwas ausgefressen haben. Ich halte Sie nicht für einen Verbrecher. Aber für dumm. Für so dumm, daß ich beschlossen habe, Sie vor sich selbst zu beschützen.« Er wedelte mit seinem Haftbefehl.

»Kommen Sie nun freiwillig mit, oder zwingen Sie mich, meine Kollegen zu rufen und Sie in Handschellen abführen zu lassen? Ich bin sicher, Ihre Nachbarn hätten ihre helle Freude an dem Anblick. «

Jans Gedanken rasten. Seine Lage war aussichtslos - vor-

sichtig ausgedrückt. Er machte sich nichts vor: Möglicherweise konnte er Krieger überrumpeln, und vielleicht würde er sogar seinen beiden Kollegen entkommen, die unten auf der Straße warteten. Aber das hier war die Wirklichkeit, kein Kriminalfilm, in dem er tagelang untertauchen und die Polizei zum Narren halten konnte. Er war einfach nicht der Typ für so was. Aber wenn er Krieger begleitete, dann war er praktisch tot. Und Katrin auch. In diesem Punkt stimmte er Krieger hundertprozentig zu: Vlad würde sie suchen und umbringen, nicht weil er glaubte, daß sie etwas wissen konnte, sondern einfach, weil er Spaß daran hatte.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Aber ich habe keine Wahl.«

Und damit warf er sich auf Krieger, riß ihn von den Füßen und packte sein linkes Handgelenk, um ihm den Arm auf den Rücken zu drehen.

Genauer gesagt: Er *versuchte* es. Blitzschnell tat Krieger irgend etwas, das Jan nicht einmal richtig *sah*, schlüpfte mit unerwarteter Geschmeidigkeit unter ihm hinweg und griff seinerseits nach Jans Arm. Jan keuchte vor Schmerz, als er plötzlich mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden lag und Krieger seinen Arm in den gleichen Griff drehte, den Jan eigentlich ihm zgedacht hatte.

»Das war ziemlich dumm von Ihnen, mein Junge«, sagte Krieger zornig. »Ich habe zwar gesagt, daß ich mich nicht mit Ihnen schlagen will, aber das heißt nicht, daß ich es nicht könnte! «

Er stand auf, wobei er Jan weitaus unsanfter als notwendig mit in die Höhe riß. Jan keuchte erneut vor Schmerz. Kriegers Griff machte es ihm nicht nur nahezu unmöglich, sich zu bewegen, er tat auch verdammt weh.

»Lassen Sie ihn los! « keuchte Katrin. »Bitte! «

»Kein Problem«, schnaubte Krieger. »Nur einen Moment noch. «

Jan ahnte, was kam. Krieger verdrehte seinen Arm mit einem harten Ruck noch weiter, so daß er glaubte, sein Schul-

tergelenk müsse aus der Pfanne springen. Der Schmerz explodierte nicht nur in seiner Schulter sondern loderte durch seinen gesamten Körper, und diesmal brüllte er vor Qual. Er hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Als das rote Lodern vor seinen Augen wieder erlosch, hatte Krieger ihm Handschellen angelegt und seine Gelenke damit hinter dem Rücken fixiert.

»Warum haben Sie das getan?« fragte Katrin aufgebracht.

»Dazu haben Sie kein Recht! «

»Ihr Freund ist ein wenig hitzköpfig«, sagte Krieger ruhig.

»Und im übrigen habe ich *jedes* Recht, um einen Gefangenen zu bändigen, der sich der Verhaftung widersetzt. Wäre es Ihnen lieber, ich hätte ihm ins Bein geschossen?«

»Sie ... Sie verstehen das nicht«, stöhnte Jan. »Ich bin in Gefahr! Er wird mich umbringen, wenn Sie mich mitnehmen! Und Katrin auch! «

»Er?« fragte Krieger. »Wer ist er?«

»Ich kenne seinen Namen nicht«, antwortete Jan. Er blinzelte, um wenigstens wieder halbwegs klar sehen zu können. Seine Schulter tat noch immer höllisch weh, und seine Knie zitterten so stark, daß er ein paar kleine, unsichere Schritte machen mußte, um nicht einfach umzufallen.

»Den finden wir schon heraus«, sagte Krieger. »Nur keine Angst. Sie bekommen eine Einzelzelle. Und jetzt gehen wir! «

Er griff nach Jans Arm und wollte ihn herumreißen, aber Katrin trat ihm in den Weg. »So geht das nicht! « sagte sie wütend. »Sie gehen nirgendwo hin, bevor ich nicht unseren Anwalt angerufen habe! «

Krieger verdrehte die Augen. »Sie können anrufen, wen Sie wollen«, sagte er. »Nachdem wir gegangen sind. Ihr Freund hat mich angegriffen. Das allein reicht, um ihn mitzunehmen. Und jetzt gehen Sie mir aus dem Weg, verdammt noch mal. Ich habe langsam keine Lust mehr auf diesen Kinderkram! «

Eine Sekunde lang rührte sich Katrin nicht von der Stelle. Ihre Augen blickten kampflustig, und Jan konnte sehen, wie sich ihre Schultern versteiften.

»Nicht«, sagte er rasch. »Er hat recht. Es war mein Fehler.«

»Dann komme ich mit«, sagte Katrin entschieden.

»Nein.« Jan schüttelte fast erschrocken den Kopf. »Bleib hier. Du mußt auf Vera warten. Erzähl ihr, was passiert ist. Sie ist die einzige, die dir helfen kann! «

»Vera? Aber - «

»Das reicht jetzt«, sagte Krieger barsch. Er gab Katrin keine Gelegenheit, erneut zu widersprechen, sondern versetzte Jan einen Stoß, der ihn haltlos auf sie zu stolpern ließ, so daß sie hastig beiseite trat, und zerrte ihn dann mit sich zur Tür. Katrin folgte ihnen, blieb aber dann wieder stehen, als Jan erneut den Kopf schüttelte.

»Warte auf Vera«, sagte er in fast beschwörendem Ton. »Sie wird dir alles erklären! «

»Ja, ja, schon gut!« knurrte Krieger. Er riß die Tür auf, bugsierte Jan schon fast brutal hindurch und warf die Wohnungstür dann so hart hinter sich ins Schloß, daß das Holz ächzte.

»Gott, wie ich diese Szenen hasse!« seufzte er. »Sie ändern nichts, aber sie kosten soviel Zeit und Energie! « Er funkelte Jan an. »Sind Sie jetzt vernünftig, oder muß ich Sie an den Haaren in den Aufzug schleifen?«

Jan zweifelte keine Sekunde daran, daß Krieger ganz genau das tun würde, wenn er ihm Anlaß dazu gab. Er nickte.

»Ich ... werde vernünftig sein«, sagte er stockend. »Ich verspreche Ihnen, keinen Widerstand mehr zu leisten. Aber Sie müssen mir auch etwas versprechen.«

»Und was?« Krieger hatte nicht die Absicht, ihm auch nur einen Millimeter entgegenzukommen, oder gar irgendeine Bedingung zu akzeptieren. Er wollte einfach nur wissen, was Jan von ihm wollte.

»Die beiden Beamten, von denen Sie gesprochen haben - warten Sie wirklich unten vor dem Haus?«

»Natürlich«, antwortete Krieger.

»Ich möchte, daß Sie sie raufschicken. Hierher. Sie müssen Katrin beschützen. «

»Beschützen«, wiederholte Krieger nachdenklich. »Vor wem?«

»Vor mir«, sagte Vlad und trat unmittelbar hinter Krieger aus der Wand heraus.

Jedenfalls sah es so aus. Natürlich stieg er nicht wirklich aus den Stein, und er erschuf diesmal auch nicht auf geheimnisvolle Weise eine Tür in das düstere Schattenreich, in dem er lebte. Er war die ganze Zeit über dagewesen und gab nun seine Tarnung auf. Jan hatte seine Nähe sogar gespürt. Aber wieso um alles in der Welt hatte er ihn nicht wenigstens im Sucher der Kamera gesehen?

Krieger fuhr auf dem Absatz herum. Jan konnte sein Gesicht nicht sehen, aber er hörte, wie er ein ungläubiges Stöhnen ausstieß, als die Gestalt des Dunklen praktisch aus dem Nichts entstand.

»Was -?! « krächzte er.

»Nicht, daß es etwas nützen würde«, führte Vlad seinen Gedanken zu Ende und grinste breit. »Aber einen Versuch war es immerhin wert. «

»Was ... wer sind Sie?« keuchte Krieger.

»Das braucht Sie nicht zu interessieren«, antwortete der Vampir. »Nicht mehr, um genau zu sein. Aber Sie hätten auf Jan hören sollen. Er hat recht, wissen Sie? Sie können ihn nicht schützen. Nicht vor mir. Niemand kann das.«

Krieger griff blitzartig unter seine Jacke, und Vlad schlug zu. Die Bewegung war so schnell, daß sich seine Hand in einen Schatten zu verwandeln schien, während sie sich von unten nach oben bewegte, und sie *veränderte* sich, während sie es tat. Was Krieger traf, war keine menschliche Hand mehr, sondern eine tödliche Klaue mit langen, rasiermesserscharfen Krallen und spitzen dornigen Fortsätzen, die den Polizisten zurücktaumeln und mit zerfetztem Gesicht und blutüberströmtem Hals gegen die Aufzugtür prallen ließ.

Praktisch noch in der gleichen Bewegung drehte sich Vlad herum und schlug auch nach Jan.

Der versuchte dem Hieb auszuweichen, spürte aber selbst, daß er viel zu langsam war. Vlads Hand traf ihn seitlich am Kopf und schleuderte ihn zurück. Der Vampir hatte seine Hand im letzten Moment gedreht, so daß es kein tödlicher Hieb mehr war, der ihn traf, sondern nur ein Faustschlag. Aber er hatte die Wucht eines Hammerschlages, der Jan drei, vier Meter weit zurückschleuderte und ihn halb bewußtlos gegen die Wand taumeln ließ.

Trotzdem sah er etwas schier Unglaubliches. Krieger war auf die Knie gesunken. Die linke Hälfte seines Gesichts war eine einzige, grauenhafte Wunde. Aus seiner zerfetzten Halsschlagader schoß Blut in einem daumendicken, pulsierenden Strahl. Und trotzdem besaß er noch die Kraft, die Waffe unter der Jacke hervorzuziehen, nach der er gerade gegriffen hatte, und sie auf Nosferatu zu richten.

Der Vampir schien die Gefahr irgendwie zu spüren, denn er wirbelte blitzartig wieder herum und versuchte sich auf Krieger zu stürzen. Gleichzeitig begann aber sein Körper zu verblassen und war einen Sekundenbruchteil später einfach verschwunden.

Krieger kippte nach vorne und gleichzeitig zur Seite, und falls er nicht schon tot und seine Bewegung nur noch ein Nervenzucken war, dann verwandte er seinen letzten Atemzug darauf, den Abzug seiner Pistole durchzuziehen.

Es war eine halbautomatische Waffe, die sich rasch hintereinander dreimal entlud. Die beiden ersten Kugeln bohrten sich in den Türrahmen, beziehungsweise die Wand daneben, aber das dritte Geschloß traf irgend etwas Unsichtbares zwischen dem sterbenden Polizisten und der gegenüberliegenden Wand. Blut spritzte buchstäblich aus dem Nichts, dann prallte etwas sehr Schweres gegen die Tür zu Jans Wohnung und riß sie halb aus den Angeln.

Irgendwie gelang es Jan, nicht das Bewußtsein zu verlieren. Mehr aber auch nicht. Die rechte Seite seines Gesichts, wo ihn Nosferatus Hand getroffen hatte, war taub. Er schmeckte sein

eigenes Blut und hatte alle Mühe, nicht daran zu ersticken, und sein Körper verweigerte ihm einfach den Dienst. Er wußte nicht, ob eine Sekunde oder eine Minute verging, in der er nur daliegen und hilflos zusehen konnte. Er war selbst zu schwach, um wirkliche Angst zu fühlen.

Kriegers - hoffentlich - endgültig lebloser Körper sackte vollends nach vorne und schlug mit einem sonderbar weichen, ekelerregenden Laut auf dem Boden auf. Die Pistole entglitt seinen Fingern und schlitterte ein Stück weit auf Jan zu, fast als hätte Krieger noch im Tode versucht, ihm die Waffe zuzuwerfen. Vor der halb aus den Angeln gerissenen Wohnungstür erschien Vlads verkrümmter Körper, aber nicht wirklich. Er ...

*flackerte.*

Jan versuchte sich in die Höhe zu stemmen, aber seine Kraft reichte nicht, und die auf den Rücken gefesselten Hände behinderten ihn zusätzlich. Er fiel wieder hin, zog die Knie an den Körper und versuchte sich so herumzuwälzen, daß er Vlad wenigstens *sehen* konnte. Die Pistole lag zwei Meter von ihm entfernt, aber sie hätte ebensogut auf dem Grund des Meeres liegen können.

Der Vampir hatte sich mittlerweile vollkommen materialisiert. Er war schwer verletzt. Kriegers Kugel hatte seinen Hals durchbohrt. Seine Atemzüge waren zu einem schrecklichen, nassen Röcheln geworden, und er blutete mindestens ebenso heftig wie Krieger. Seine Beine zuckten unkontrolliert.

Vielleicht hatte er eine Chance. Jan war klar, daß der Dunkle selbst an diesen gräßlichen Verletzungen nicht sterben würde, falls Krieger nicht zufällig Silberkugeln geladen hatte, aber er war geschwächt. Sogar sein phantastischer Metabolismus brauchte Zeit, um sich von dieser schweren Verwundung zu erholen. Vielleicht Minuten, vielleicht auch nur Sekunden, aber vielleicht lange genug.

Jan stemmte die Füße gegen den Boden und kroch mit mühsamen, abgehackten Bewegungen auf Krieger zu. Jeder Muskel in seinem Körper tat weh, und plötzlich *hatte* er Angst, ganz

unvorstellbare Angst. Trotzdem kroch er weiter, schlängelte und schob sich auf Kriegers Leichnam zu und erreichte ihn schließlich. Seine Finger tasteten blind durch warme Nässe, suchten Kriegers Taschen und wühlten sich hinein, suchten, gruben ... sinnlos.

Er mußte den Schlüssel für die Handschellen finden. Irgendwie. Er suchte weiter, grub durch seine Jackentaschen und versuchte, den leblosen Körper umzudrehen, um irgendwie an Kriegers Hosentasche zu kommen. Dieser verdammte Schlüssel *mußte* doch irgendwo sein!

Und schließlich fand er ihn - einen dicken, schweren Bund mit mindestens einem Dutzend Schlüsseln, wahrscheinlich mehr, der seinen Fingern zwei-, dreimal entglitt, ehe er ihn ungeschickt so zu fassen bekam, daß er die einzelnen Schlüssel irgendwie in das Schlüsselloch der Handschellen hineinfummeln konnte.

Er hatte schier unvorstellbares Glück. Schon der zweite Schlüssel paßte, und die Handschellen sprangen mit einem hellen Klicken auf. Jan riß die Arme hinter dem Rücken hervor und warf sich herum. Er verschwendete keine Zeit damit, nach Nosferatu zu sehen oder gar nach Krieger, sondern hechtete mit weit nach vorne gestreckten Armen nach der Pistole und bekam sie zu fassen.

Vlad wartete, bis er die Pistole ergriffen und halb in die Höhe gerissen hatte, dann trat er ihm mit solcher Wucht auf die Hand, daß sein Mittelfinger brach.

Der Schmerz ließ Jan schrill aufheulen und trieb ihm die Tränen in die Augen. Er wollte die Pistole fallenlassen, aber sein Zeigefinger hatte sich hinter dem Abzug verhakt und der Dunkle nützte die Gelegenheit, seinen Fuß erneut auf Jans Hand zu senken und ihm mit einer genüßlichen Drehung des Absatzes noch einen weiteren Finger zu brechen; vielleicht auch mehr als einen.

»Das war gar nicht schlecht«, sagte Vlad. Jedenfalls nahm Jan an, daß er das sagte. Seine Stimme war ein gräßliches,



feuchtes Blubbern, das kaum zu verstehen war. »Wenigstens für ein Stück Vieh.«

Jan drehte sich mühsam auf den Rücken. Vlads Gesicht verschwamm immer wieder vor seinen Augen. Es war kaum noch menschlich, sondern die Fratze eines ... Dings, für das es kein Wort gab, weil er kein Teil der menschlichen Welt war, für das menschliche Worte geschaffen worden waren.

»Mach endlich ... Schluß«, stöhnte Jan. »Du hast gewonnen. Was willst du noch?«

»Gewonnen?« Der Dunkle fuhr sich mit den gespreizten Fingern der linken Hand über den Hals und betrachtete anschließend eine Sekunde lang stirnrunzelnd seiner Fingerspitzen. Jan konnte nicht sagen, ob seine Grimasse Schmerz, Überraschung oder Wut ausdrückte. Schließlich schüttelte er den Kopf. »Gewonnen? Nein. So einfach ist das nicht, fürchte ich.« Er beugte sich vor, lächelte Jan an und schlug ihm dann mit solcher Wucht ins Gesicht, daß einer seiner Schneidezähne abbrach.

»Aber vielleicht hast du recht«, fuhr Nosferatu fort. »Unser Spielchen beginnt mich zu langweilen. Ich gebe dir eine faire Chance: Wenn du mich und die Schlampe bis Mitternacht findest, machen wir die Sache unter uns aus, wie Männer.« Er lachte glucksend.

»Nur du und ich. Ich komme ohne Waffe, aber du darfst dir was aussuchen. Ich schlage etwas aus Silber vor. Und noch ein Tip: Vergiß den Scheiß mit dem Holzpflöck. Das funktioniert nicht.«

Und damit verschwand er. Jan konnte nicht sagen, ob er wirklich von einem Sekundenbruchteil auf den anderen verschwand oder er selbst für eine oder zwei Sekunden das Bewußtsein verlor. Das nächste, das er bewußt wahrnahm, waren zwei Geräusche, die praktisch gleichzeitig erfolgten: Das Splittern von Holz und das leise Summen, das die Ankunft der Aufzugkabine ankündigte.

Obwohl halb bewußtlos, realisierte er instinktiv, was diese

beiden Laute bedeuteten: Vlad hatte die Tür eingeschlagen - aus keinem anderen Grund als dem, die »Schlampe« zu holen (Katrin! Großer Gott, er hatte Katrin) -, und in der Liftkabine mußte sich einer von Kriegers Kollegen befinden. Zweifellos hetzte der andere in genau diesem Moment die Treppe herauf, um ihm diesen Fluchtweg abzuschneiden. Die beiden mußten die Schüsse gehört haben; vielleicht hatte Krieger auch die ganze Zeit über per Funk mit ihnen in Verbindung gestanden. Egal. Die Polizei war sein kleinstes Problem. Jan stemmte sich auf Hände und Knie hoch, tastete, blind und ohne eigentlich zu wissen, warum nach Kriegers Pistole und bekam sie mit der linken Hand zu fassen; seine rechte war ein einziger nutzloser Klumpen voll pulsierendem Schmerz. Als er sich auf die Knie erhob, ertönte hinter ihm ein elektronisches »Plink«, das die Ankunft der Liftkabine ankündigte. Fast gleichzeitig flog die Tür am anderen Ende des Korridors auf, und ein uniformierter Polizist mit gezückter Waffe stürmte herein. Jan mußte sich nicht umdrehen, um zu wissen, daß hinter ihm ein zweiter Beamter aus dem Lift trat, der ebenfalls die Waffe auf ihn gerichtet hatte. »Nicht schießen! « rief er hastig. »Es ist nicht so, wie es aussieht! « Wie sah es denn aus? Er saß auf den Knien, hatte Kriegers Pistole in der linken Hand und war über und über mit Blut besudelt. Der Leichnam des toten Kriminalbeamten lag neben ihm, und von einer weiteren Person (er konnte den Staatsanwalt regelrecht hören, wie er hämisch von dem »großen Unbekannten« sprach!) war weit und breit nichts zu sehen. Er war nicht überrascht, als ihn ein Fußtritt zwischen die Schulterblätter traf und ihn mit solcher Wucht zu Boden schleuderte, daß auch noch seine Nase zu bluten begann. »Keine Bewegung! « drohte eine Stimme. Sie klang scharf, wütend und befehlsgewohnt, aber sie zitterte auch ganz leicht. Er wußte nicht, was stärker war: Der Schrecken, dem der Poli-

zeibeamte empfinden mußte, oder der Zorn, den der Anblick über ihn wachrief. Er wußte nicht, was gefährlicher war!

»Verdammte Scheiße, was ist hier los? Was hast du getan, du verdammtes Arschloch?!«, <

»Nicht schießen!« keuchte Jan. »Katrin. Er ... er hat Katrin. Bitte!«

Er lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden. Alles, was er sehen konnte, waren zwei Paar glänzend polierter, schwerer Schuhe.

»Sieh in der Wohnung nach! Vielleicht ist da noch einer!«

»Bist du sicher?«

»Keine Angst - wenn der Kerl auch nur furzt, schieße ich ihm die Rübe weg!«

Die Worte klangen bitter ernst. Sie waren ernst gemeint, begriff Jan. Der Polizist *wartete* nur darauf, daß er ihm einen Vorwand gab, ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen. Er konnte ihn sogar verstehen.

Schritte entfernten sich, dann erscholl ein dumpfer, weicher Laut, gefolgt von einem schweren Aufprall und - vielleicht - etwas wie einem keuchenden Schrei, und Jan vergaß seine Todesangst und drehte sich auf den Rücken, gerade noch im richtigen Moment, um zu sehen, wie Vera unmittelbar vor dem zweiten Polizisten vom Schemen zur Realität wurde und ihn mit zwei schnellen, unglaublich präzisen Schlägen zuerst entwaffnete und dann zu Boden schlug. Es ging so schnell, daß er nicht einmal richtig *sah*, was sie tat.

So wenig wie ihm bewußt war, daß er nicht aus eigener Kraft auf die Füße kam, sondern von Vera in die Höhe gezogen wurde, und das ohne die geringste Mühe.

»Alles in Ordnung?« fragte sie.

»Das ist die dämlichste Frage, die ich je gehört habe«, murmelte Jan benommen.

Vera lachte leise. »ja. Es ist alles in Ordnung.« Sie grinste noch einen Moment lang breit, dann wurde sie übergangslos wieder ernst. »Was ist passiert?«

Jan hatte Mühe, seine Gedanken wenigstens so weit wieder zu ordnen, daß er antworten konnte. Alles drehte sich um ihn.

»Vlad«, sagte er mit schwerer Zunge.

»Das ist kaum zu übersehen«, sagte Vera. »Ich habe nicht angenommen, daß du für diese Schweinerei hier verantwortlich bist.« Sie seufzte. »Mist!« sagte sie inbrünstig.

»Katrín«, murmelte Jan. Er richtete sich mühsam vollkommen auf - er merkte nicht einmal, daß er sich dabei schwer auf Veras Schulter aufstützte - und starrte die zertrümmerte Wohnungstür an. Sie sah aus, als wäre ein Panzer hindurchgefahren! Mindestens viermal, aus vier verschiedenen Richtungen.

»Er hat -«

»Katrín, genau«, fiel ihm Vera ins Wort. »Aber das ist nicht unser Problem, weißt du? In spätestens zehn Minuten taucht garantiert eine ganze Meute von diesen Typen hier auf.« Sie versetzte einem der bewußtlosen Polizisten einen Fußtritt, was Jan mit dumpfer Benommenheit zur Kenntnis nahm. Werschwinden wir von hier.«

Jan schüttelte den Kopf. Die kleine Bewegung kostete fast seine gesamte Kraft. »Ich muß ... zurück. Etwas ... holen.« Er wußte nicht einmal, was. Aber es war wichtig. Vielleicht lebenswichtig.

Vera verdrehte die Augen, widersprach aber zu seiner Überraschung nicht mehr. »Also gut«, sagte sie. »Aber beeil dich. Ich habe keine Lust, hier eine Neuverfilmung von Bonnie *and* Clyde zu inszenieren.«

Was sie allerdings nicht daran hinderte, ihm endgültig auf die Füße zu helfen und anschließend mit einem langen, sehr hektischen Blick zu mustern.

»Andererseits kannst du in diesem Zustand sowieso nicht auf die Straße«, sagte sie. »Also los. Aber beeil dich.« Sie griff ihn bei den Schultern, drehte ihn herum und bugsiierte ihn mit schon deutlich mehr als sanfter Gewalt wieder in die Wohnung hinein. »Wasch dich«, befahl sie. Und zieh dich um. Aber beeil dich, um Himmels willen! «

Jan stolperte durch die Wohnung und ins Bad. Unterwegs begann er bereits, sich die Kleider vom Leib zu reißen. Seine Bewegungen waren fahrig und so chaotisch und wenig zielgerichtet wie seine Gedanken. Noch halb angezogen, stolperte er unter die Dusche und drehte den Kaltwasserhahn auf.

Das Wasser wirkte wie ein Schock. Er begann am ganzen Leib zu zittern, aber die erhoffte Wirkung auf seine Gedanken blieb aus. In seinem Kopf war noch immer ein einziges kreischendes Durcheinander. Er tastete blind nach dem Warmwasserhahn, fand ihn erst nach dem dritten oder vierten Versuch, und dann reichte seine Kraft nicht, um ihn aufzudrehen. Nicht einmal, nachdem er beide Hände zu Hilfe nahm.

Die Tür der Duschkabine flog auf, und Vera blickte herein. Sie sah, was er tat, runzelte die Stirn und drehte dann mit einer einzigen Bewegung das heiße Wasser auf. Er hatte den Hahn in die falsche Richtung gedreht.

»Ich habe hier frische Kleider«, sagte sie. »Beeil dich.

Deine Nachbarin hat die Polizei gerufen- und außer ihr wahrscheinlich auch noch ein halbes Dutzend anderer aufrechter Bürger. Die Schüsse müssen noch unten auf der Straße zu hören gewesen sein.«

Jan stieg aus der Dusche, tastete blind nach dem Handtuch, das Vera ihm hinhielt, und begann sich abzutrocknen. Nach zwei Sekunden registrierte er den Blick, mit dem Vera ihn dabei maß, und hörte wieder damit auf. Er hatte Hemd und

Schuhe zwar ausgezogen, trug aber noch immer seine Hose und einen Strumpf. Hastig ließ er das Handtuch fallen und zog sich vollends aus. Dabei musterte er aus den Augenwinkeln die Kleider, die Vera mitgebracht hatte: Jeans, dunkler Rollkragenpulli und feste Schuhe. Vera hatte nicht wahllos zugegriffen.

Sie hatte gewußt, welche Art von Kleidung er benötigte.

»Er hat Katrin«, sagte er, während er sich nach dem Handtuch bückte, um sich zu Ende abzutrocknen. »Er hat gedroht, sie umzubringen, wenn ich nicht zu ihm komme.«

»Ich habe sie gewarnt«, sagte Vera. »Sie hätte überhaupt

nicht hier sein dürfen. Warum, zum Teufel, hast du das nur zugelassen?

«

Das war nicht die Art von Antwort, die er hatte hören wollen. Er ersparte es sich, Vera zu erklären, daß *niemand* in der Lage war, Katrin von etwas abzubringen, das sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte.

»Du mußt mir helfen, ihn zu finden«, sagte er.

»Nichts lieber als das«, antwortete Vera. In leicht spöttischem Ton fügte sie hinzu: »Ich suche ihn selbst, weißt du?

Unglücklicherweise habe ich nicht die geringste Ahnung, wo er ist. «

»Wie kommt es nur, daß es mir so schwer fällt, dir zu glauben?

« fragte Jan böse. »Ich meine, wo wir doch beide wissen, daß du mich niemals anlügen -«

Er verstummte mitten im Satz. Mit einer Bewegung, die ebenso wütend wie der Klang seiner Stimme war, hatte er das Handtuch davongeschleudert und nach dem Pullover gegriffen, und obwohl sich ihre Finger dabei nur ganz sacht berührten, war es, als hätte er glühenden Stahl angefaßt. Jan krümmte sich. Der Schock pulsierte bis in die entferntesten Nervenenden seines Körpers, und das Gefühl war im ersten Moment so intensiv, daß es die Grenzen zu echtem, körperlichem Schmerz weit überschritt.

Es war das Gegenteil; ein Verlangen von solcher Macht, daß er ihm nichts entgegensetzen hatte. Jan krümmte sich vor Lust, packte Vera und riß sie mit einem solchen Ungestüm an sich, daß sie einen kleinen, überraschten Schrei ausstieß. Ohne weitere Umschweife warf er sie auf den Boden und begann ihr die Kleider vom Leib zu reißen.

Die Situation war ... grotesk. Aberwitzig, grotesk und durch und durch irrsinnig, aber er war unfähig, irgend etwas anderes zu tun. Es war, als stünde er außerhalb seines eigenen Körpers und sähe sich selbst dabei zu, wie er hier auf dem Badezimmerboden über Vera herfiel und sie wie ein Tier bestieg. Mit dem kleinen Rest von klarem Denken, der ihm geblieben war,

empfand er nicht nur Entsetzen, sondern schon fast Ekel vor sich selbst. Was sie taten, hatte nichts mit Liebe zu tun, nicht einmal mit Sex. Es war ein Zwang, ein Befehl, der tief aus seinem Inneren kam und nicht einmal den Gedanken an Widerspruch zuließ, stärker als seine Vernunft, stärker als sein bewußtes Denken, ja, stärker sogar als sein Selbsterhaltungstrieb. Es war so schnell vorbei, wie es begonnen hatte. Nach kaum einem halben Dutzend tiefer, wütender Stöße ergoß er sich mit einer Urgewalt in sie, wie er es noch nie zuvor erlebt hatte, blieb einen kurzen Moment reglos liegen und wälzte sich dann zitternd auf die Seite. Sein Herz jagte. Sein Atem ging so schnell, daß er schon fast hyperventilierte und Mühe hatte, überhaupt Luft zu bekommen, und er zitterte am ganzen Leib. Vera setzte sich neben ihm auf, zog ihren Slip in die Höhe und betrachtete ihn dabei stirnrunzelnd.

»Ich nehme an, du hast dich ganz besonders beeilt, weil du weißt, daß die Polizei bald hier sein muß«, sagte sie tadelnd.

»Ich meine: Wenn nicht, dann müßte ich unsere Übereinkunft möglicherweise noch einmal überdenken.«

»Was ... was hast du mit mir gemacht?« fragte er schwer atmend. »Verdammt noch mal, was hast du getan?«

»Ich?« Vera spielte perfekt die Naive. »Also - wenn ich mich richtig erinnere, dann hast du etwas mit mir gemacht. Ich weiß nur noch nicht genau, ob es mir gefallen hat.«

Sie hatte ihn verhext. Schlimmer noch. Ganz plötzlich wußte er die Antwort auf seine eigene Frage: Sie hatte ihn süchtig gemacht. Mit der Vampirin zu schlafen, war mehr als ein Seitensprung gewesen. Sie war wie Crack: Sie ein einziges Mal zu probieren machte ihn für den Rest seines Lebens abhängig.

»Verdammt noch mal, was hast du mit mir gemacht?« murmelte er noch einmal. »Warum?! «

»He - immerhin habe ich mich gewehrt!« protestierte

Vera. »Wenigstens habe ich es versucht. «

Das war lächerlich. Sie war zehnmal so stark wie er. Minde-

stens. Er hatte ganz genau das getan, was sie von ihm erwartet hatte. Was sie ihm *befohlen* hatte.

Vera stand mit einer eleganten Bewegung auf.

»Wir sollten jetzt wirklich verschwinden«, sagte sie. »Wenn uns die Polizei hier überrascht, dann sehe ich für die nächsten Jahre schwarz für deine Libido.«

Jan stand auf, aber er war so schwach, daß Vera ihm dabei helfen mußte.





Wäre dies eine verrückte Kriminalgeschichte gewesen, dann wäre das Hotel klein, schmutzig und ziemlich verschwiegen. Aber dies war die Wirklichkeit, und so war das Hotel groß, teuer und *überaus* verschwiegen. Es hatte Vera nicht die geringste Mühe bereitet, ein Zimmer anzumieten und ihn mit hineinzuschmuggeln. »Wir können nicht lange hierbleiben«, sagte Jan. »Die Hotels werden sie als erstes überprüfen.« »Wenn du die Polizei meinst, mach dir keine Sorgen.« Veras Stimme drang gedämpft aus dem Bad herüber. Er wunderte sich, daß sie seine Worte gehört hatte, weil er nicht mehr die Kraft hatte, laut zu reden. Seine Energie reichte kaum aus, um auf der Bettkante zu sitzen, ohne nach vorne zu kippen. Jan konnte nicht sagen, wie oft sie miteinander geschlafen hatten, seit sie hereingekommen waren - vier-, fünf-, sechsoder auch ein dutzendmal. Auf jeden Fall aber ungleich öfter, als er es jemals nacheinander mit Katrin oder sonst irgendeiner Frau zustande gebracht hätte. Er fühlte sich so leer und ausgelaugt wie niemals zuvor in seinem Leben, und das nicht nur in körperlicher Hinsicht. Etwas in ihm war ... nicht mehr da. Vera kam aus dem Bad und führte den begonnenen Gedanken zu Ende. »Niemand weiß, daß du hier bist. Das Mädchen an der Rezeption erinnert sich nur an mich. Und der Liftboy nur an das außergewöhnlich hohe Trinkgeld, das er bekommen zu haben glaubt.«

Jan mußte trotz allem über diese Formulierung lächeln. In manchen Punkten schien der Unterschied zwischen Menschen und Vampiren gar nicht so groß zu sein.

Vera sah auf die Uhr, trat dann ans Fenster und warf einen langen, nachdenklichen Blick in den Himmel.

»Noch eine gute Stunde, bis die Sonne untergeht. So lange müssen wir auf jeden Fall hierbleiben. Aber das macht nichts.

Wir haben noch eine Menge zu tun.«

Sie drehte sich um, lehnte sich mit verschränkten Armen gegen die Fensterscheibe und streifte das zerwühlte Bett mit einem spöttischen Blick. »Nicht, was du glaubst. «

Jan sah sie nur aus ausdruckslosen, leeren Augen an. Was geschah mit ihm?

»Du mußt das nicht tun«, fuhr Vera fort, als er nicht antwortete.

»Was?«

»Dich Vlad stellen.« Sie stieß sich von der Fensterscheibe ab, durchquerte mit schnellen Schritten das Zimmer und bückte sich nach den Einzelteilen seiner Kleidung, die auf dem Weg zwischen der Tür und dem Bett verstreut waren.

»Dir ist doch klar, daß du in eine Falle läufst, wenn du zu ihm gehst. «

»Er wird Katrin töten, wenn ich nicht gehe«, sagte er.

»Er wird sie auch töten, *wenn* du gehst«, antwortete Vera, während sie ihm seine Sachen zuwarf. »Und dich auch.«

»Und was soll ich deiner Meinung nach tun?« fragte er.

»Sie einfach im Stich lassen?«

Vera seufzte.

»Ist das jetzt typisch für euch Menschen? Treu bis in den Tod und all der Unsinn?« Sie setzte sich neben ihm, stand sofort wieder auf und nahm auf der am weitesten entfernten Kante des Bettes wieder Platz.

Offensichtlich war sie nicht sicher, ob sie der Geister, die sie gerufen hatte, auch wirklich wieder Herrin werden würde.

»Ich meine: Das klingt ja ganz romantisch, aber nicht beson-

ders klug. Du glaubst doch nicht wirklich, daß du auch nur den Hauch einer Chance hast?»

»Nein«, sagte er offen. Er glaubte es nicht, er *wußte* es.

»Aber wenn du das weißt, warum, zum Teufel, hast du mich dann überhaupt in diese Geschichte hineingezogen?»

»Vielleicht, weil du mir damals noch nichts bedeutest hast.«

»Noch?»

Vera lächelte flüchtig. »Wie willst du vorgehen?« fragte sie.

Jan schlüpfte umständlich in seine Kleider. Seine Gedanken bewegten sich so träge, als wäre sein Kopf halb mit Pech gefüllt. Alles lief aus dem Ruder. Er fragte sich, was er hier tat - und ob Vera möglicherweise recht hatte. Er konnte Katrin nicht retten. Und selbst wenn: Wie sollte er ihr jemals wieder in die Augen sehen, nach dem, was zwischen Vera und ihm gewesen war?»

»Wie kann ich ihn töten?« fragte er.

»Du erwartest wirklich, daß ich dir das sage?« Veras Stimme klang ehrlich überrascht. »Ich meine, du weißt, was du da verlangst? Du willst nicht nur wissen, wie du ihn töten kannst. Du erwartest, daß ich dir verrate, wie du uns alle auslöschen kannst. Ich glaube nicht, daß ich das tun werde.«

»Du vertraust mir noch immer nicht.« Jan warf einen mißtrauischen Blick auf das zerwühlte Bett, aber Vera schürzte nur abfällig die Lippen.

»Das bedeutet gar nichts«, sagte sie. »Es bedeutet nichts für euch - wie kommst du also auf die Idee, daß es etwas für uns bedeuten könnte?« Ihre Stimme wurde kälter, und - er war sicher, ganz bewußt - verletzender. »Du warst nicht besonders gut, weißt du?«

»Warum hast du es dann zugelassen?«

»Nicht besonders gut bedeutet nicht automatisch schlecht. Jedenfalls nicht für einen von deiner Rasse.« Sie hob die Schultern. »Nimm es nicht persönlich. Ich habe einfach viel mehr Zeit zum Üben gehabt.«

»Wie viel mehr Zeit? Hundert Jahre? Fünfhundert? Oder tausend?«

Vera setzte zu einer Antwort an, hob dann plötzlich die Hand und drohte ihm spielerisch mit dem Finger. »Guter Versuch«, sagte sie. »Aber trotzdem - es ist besser, wenn du nicht zu viel weißt.«

»Dann hör auf, so blöde Anspielungen zu machen«, antwortete Jan. »Ich mag das nicht.«

»Ganz wie du meinst«, antwortete Vera. »Also gut. Ich sage dir alles, was du wissen muß. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.«

»Ich verstehe«, sagte Jan erbost. »Dieser Kerl will mich umbringen, aber ich brauche nicht zu wissen, wie ich mich gegen ihn verteidigen kann. Wozu auch.«

»Ich werde ihn unschädlich machen«, sagte Vera.

»Wie beruhigend«, sagte Jan spöttisch. »Dann wollen wir nur hoffen, daß er das nicht voraussieht. Irgendwie habe ich das Gefühl, daß er nicht allzu überrascht wäre, wenn du plötzlich neben mir stehst.«

»Ich werde nicht allein sein«, sagte Vera ernst. »Wir sind mehr als alle anderen daran interessiert, ihn zu kriegen, vergiß das nicht. Es reicht, wenn du ihn für eine Weile ablenkst. «

»Du meinst, wenn ich den Köder spiele?« Jan machte eine ärgerliche Geste. »Mach mir doch nichts vor! Er ist vielleicht ein psychopathischer Mörder, aber er ist nicht dumm! Sag mir, wie ich mich gegen ihn wehren kann, oder -«

»Oder?« fragte Vera spöttisch. »Legst du mich übers Knie? Oder rührst du dich nicht von der Stelle und bleibst hier sitzen, bis die Polizei kommt und dich abholt?« Sie sah ihn einige Sekunden lang fast traurig an, dann schüttelte sie den Kopf und seufzte tief. Als sie weitersprach, hatte sich etwas in ihrer Stimme geändert.

»Entschuldige«, sagte sie. »Du hast recht. Ich kann nicht von dir verlangen, daß du deinen Hals für mich riskierst, ohne dir gleichzeitig zu sagen, wie du dich schützen kannst.« Sie

stand auf und begann mit verschränkten Armen und kleinen, nervösen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, während sie weitersprach. »Du kannst ihn nicht töten. Selbst wenn ich dir verraten würde wie, könntest du es nicht. Aber du kannst ihn verletzen. Du hast es bereits getan.«

»Silber.«

»Silber.« Vera nickte. »Es tötet uns nicht, aber es bereitet uns Schmerzen. Große Schmerzen. Vergiß all den anderen Unsinn von Weihwasser, Kruzifixen oder Knoblauch. Silber ist das einzige was hilft! Es gibt andere Methoden, uns zu töten, aber sie zu erklären wäre viel zu kompliziert. Du kannst ihn mit Silber verletzen. Vielleicht reicht das, um ihn lange genug zu beschäftigen.

«

»Falls ich ihn sehe.«

»Das wirst du«, behauptete Vera. »Wir sind nicht wirklich unsichtbar. Es kostet große Kraft, unser Bild vor euch zu verbergen. Er wird sie nicht haben, dafür werden wir sorgen. «

Jan stand auf. Vera wirkte für einen Sekundenbruchteil fast erschrocken, und obwohl es nur ein winziger Moment war, war er sich vollkommen sicher, daß die Angst in ihren Augen echt war.

Aber wieso sollte sie ihn fürchten?

»Hat deine Kamera funktioniert?« fragte Vera. Ihre Worte kamen eine Spur zu hastig, fand Jan. Als hätte sie krampfhaft nach irgend etwas gesucht, um ihn abzulenken.

Jan schüttelte den Kopf, stand auf und nahm die Digitalkamera zur Hand, die er am Vormittag gekauft und zusammen mit einigen anderen Gegenständen (die meisten bestanden aus Silber) aus seiner Wohnung mitgebracht hatte.

»Ich fürchte, nein.«

»Das ist schade«, sagte Vera. »Ich meine: Es beruhigt mich. Ich war richtig erschrocken, als ich die Bilder auf deiner Rechenmaschine gesehen habe. Es wäre wirklich ein Problem, wenn uns diese Dinger so leicht enttarnen könnten. Aber es hätte dir eine bessere Chance gegeben.«

Hatte sie nicht gerade gesagt, daß Vlad nicht dazu kommen würde, seine unheimlichen Kräfte einzusetzen? Jan schwieg. Er schaltete die Kamera ein und betrachtete Vera eine oder zwei Sekunden lang auf dem winzigen Bildschirm, dann drückte er die Taste, welche die bereits aufgenommenen Bilder Revue passieren ließ.

Er konnte selbst spüren, wie ihm das Blut aus dem Gesicht wich.

»Was hast du?« fragte Vera.

Jan antwortete nicht. Er starrte das Bild an, das er von Krieger gemacht hatte. Er zeigte den Kriminalbeamten vor seiner Küchentür. Als Jan das Foto gemacht hatte, war Krieger allein auf dem kleinen Monitor erschienen. Jetzt stand eine hochgewachsene, schattenhafte Gestalt hinter ihm. Sie war kaum mehr als ein Schemen, trotzdem aber deutlich genug zu erkennen, um ihr Gesicht zu identifizieren.

»Was ist los?« fragte Vera noch einmal. Sie stand auf, noch während sie diese Frage stellte, und eilte mit raschen Schritten auf ihn zu. Jan drückte rasch hintereinander zwei Knöpfe und löschte das Foto. Das zweite, verbliebene Bild zeigte Katrin, die allein - gottlob allein! - in seinem Wohnzimmer stand.

»Nichts, sagte er. Seine Stimme zitterte. Die Hände, welche die Kamera hielten, ebenfalls.

Vera sah stirnrunzelnd auf die Kamera und dann lange und eindeutig mißtrauisch in sein Gesicht.

»Nichts? Du bist kreidebleich.«

»Ich bin nur ... mir ist alles wieder eingefallen«, sagte Jan mühsam. »Es tut mir leid. Bitte entschuldige.«

Vera schwieg wieder einige Sekunden. Das Mißtrauen verschwand in dieser Zeit von ihrem Gesicht, aber nur sehr langsam und nicht vollkommen.

»Du liebst sie wirklich, wie?« fragte sie schließlich.

Jan senkte die Kamera und versuchte, jedes bißchen Verachtung in seine Stimme zu legen, das er nur aufbringen konnte.

»Ich weiß, daß du das nicht verstehen kannst. Schließlich ist sie nur eine Sterbliche, wie ich. Und sie hatte auch nicht so viel Zeit zum Üben wie du. Aber sie hat etwas, von dem du wahrscheinlich nicht einmal weißt, was das Wort bedeutet. Sie hat eine Seele.«

»Eine Seele ... « Vera kam näher, nahm ihm die Kamera aus der Hand und ließ sie achtlos fallen. Ihr Blick bohrte sich in seine Augen, und es war etwas darin, was ihn erschauern ließ. Sie suchte. Sie suchte etwas ganz Bestimmtes, grub, wühlte, bohrte ... Aber sie durfte es nicht finden.

Jans Hände glitten über ihre Schultern, tasteten nach den Knöpfen ihrer Bluse und begannen sie ungeschickt zu öffnen. Sein Atem begann sich zu beschleunigen, und er spürte, wie sein Körper schon wieder auf ihre Nähe zu reagieren begann. Seine Seele und jedes Quentchen seiner Gedanken schrien nein, aber sein Körper und etwas, das millionenmal stärker war als sein bewußtes Denken, verlangten das Gegenteil.

»Wir haben noch eine Stunde Zeit, hast du gesagt?« flüsterte er, während er sie rückwärts zum Bett zurückdrängte. Vera lachte leise.

»Eine Stunde? Nein. Wir haben alle Zeit der Welt.«

Er dachte nicht über diese Worte nach, sondern drückte sie mit sanfter Gewalt auf das Bett nieder und begann, sich die Kleider vom Leib zu reißen, die er gerade erst angezogen hatte. Der Zauber wirkte auch dieses Mal. Sein Körper, der mehr gegeben hatte, als er nach jeder Logik zu leisten imstande war, verweigerte ihm auch diesmal nicht seinen Dienst, und sie verbrachten fast die gesamte Zeit, die ihnen noch bis zum Dunkelwerden blieb, im Bett.

Und trotzdem: Während sie eng umschlungen dalagen und ihre Körper von einem Höhepunkt zum nächsten trieben, sah er die ganze Zeit dieses eine, gräßliche Bild vor seinem inneren Auge. Das Foto, auf dem Krieger und der unheimliche Schatten hinter ihm zu sehen waren.

Der Schatten, der Veras Gesicht hatte.



Die Erklärung war im Grunde simpel. Vera hatte es ihm ja selbst gesagt: Die Macht ihres Volkes reichte nicht aus, um die Wirklichkeit zu verändern, sondern allenfalls das *Bild*, das die Menschen davon sahen. Sie konnte durchaus verhindern, daß er sie sah, selbst wenn er direkt in ihre Richtung blickte, selbst wenn er dies durch den Sucher einer Kamera oder über einen Bildschirm hinweg tat, aber das hinderte die Kamera oder den Bildschirm offensichtlich nicht daran, die Wirklichkeit festzuhalten. Er *konnte* Vlad - und jeden, der so war wie er - mit Hilfe seiner Kamera enttarnen, nur nicht sofort. Sein Vorteil war noch kleiner, als er ohnehin schon angenommen hatte. Trotzdem war die kleine Kamera, die er jetzt in der rechten Jackentasche trug, vielleicht das einzige, was zwischen ihm und dem sicheren Tod stand.

»Sind sie ganz sicher, daß Sie hier aussteigen wollen?« fragte der Taxifahrer. Er warf Jan einen schrägen Blick durch den Rückspiegel zu. Einen Blick, der Jan ganz und gar nicht gefiel. Der Mann hatte ihn nicht erkannt, aber er war mißtrauisch geworden. Vermutlich würde er nach seinem Funkgerät greifen und die Zentrale über die beiden sonderbaren Fahrgäste unterrichten, kaum daß sie bezahlt und den Wagen verlassen hatten.

»Warum nicht?« fragte Jan.

»Es ist eine einsame Gegend«, antwortete der Taxifahrer.

»Und heute steht irgendwie die ganze Stadt kopf.«

Zumindest was die einsame Gegend anging, hatte er zweifellos recht. Sie befanden sie nicht einmal weit von der Stadt entfernt - die Anzeige auf dem Taxameter hatte die 20-Mark-Grenze noch nicht erreicht -, und rings um sie herum erstreckte sich nichts als Wildnis. Die Dunkelheit, die vor einer halben Stunde hereingebrochen war, ließ die Bäume und das Unterholz, welches die schmale Straße flankierte, zu bizarren Drahtskulpturen werden, und selbst die Lichter der Stadt wirkten seltsam unreal. Als wären sie nichts mehr als Boten aus

einer fremden Welt, die in diesem archaischen Universum keinen Bestand mehr hatte.

»Wir sind hier verabredet«, sagte Vera. »Aber Sie haben schon recht - es *ist* eine komische Gegend. Was haben Sie damit gemeint: Die Stadt steht kopf?«

»Hören Sie kein Radio?« fragte derTaxifahrer. »Ganz Neuss ist im Belagerungszustand. Die Bullen drehen jeden Stein um. Irgend so ein Dreckskerl hat heute morgen drei Polizisten umgelegt.

«

»Drei?« Jan richtete sich kerzengerade in seinem Sitz auf.

»Sagten Sie *drei*?«

»Drei«, bestätigte der Taxifahrer. Er zog eine Grimasse.

»Aber keine Angst. Die kriegen den Kerl. Die ganze Stadt ist auf der Jagd nach ihm.«

*Drei? Wieso drei?* Jan starrte Vera an, aber auf ihrem Gesicht zeigte sich nicht die geringste Regung. »Weiß man denn, wer es war?« fragte er stockend.

»Ja«, antwortete derTaxifahrer. Etwas an der Art, auf die er Jan über den Spiegel hinweg musterte, änderte sich. »Wie gesagt, sie kriegen ihn. Ich gehe jede Wette ein, daß der Kerl in vierundzwanzig Stunden sitzt.« Er lachte hart. »Ich möchte dann nicht in seiner Haut stecken. Unsere Polizisten mögen es nicht besonders, wenn man ihre Kollegen umlegt.«

Jan wollte antworten, aber Vera kam ihm zuvor.

»Na, dann können wir ja ganz beruhigt sein«, sagte sie.

»Ich meine, wenn die Polizei im Moment so aufmerksam ist, kann uns ja nichts passieren. Halten Sie da vorne an.«

»Hier?« Die Blicke desTaxifahrers sprachen Bände, aber er lenkte den Wagen gehorsam an den Straßenrand, kuppelte aus und tippte auf eineTaste am Armaturenbrett; Jan wußte nicht, was sie bewirkte.

»Warum steigst du nicht schon einmal aus und siehst nach, ob unsere Freunde da sind?« fragte Vera. Es war keine Bitte. Etwas in dem Blick, der diese Worte begleitete, machte sie zu einem Befehl. Er wußte nicht einmal, ob er sich ihm hätte

widersetzen können, aber er versuchte es erst gar nicht. In ihm, irgendwo sehr, sehr tief in ihm, war eine neue Stärke, deren ganzes Ausmaß er noch nicht einmal ahnte, aber dies war nicht der Moment, sie zu erproben. Vielleicht hatte er nur diese eine Chance. Er mußte sie klug nutzen. Ohne ein weiteres Wort stieg er aus, entfernte sich ein paar Schritte vom Wagen und drehte sich fröstelnd wieder herum. Er konnte die Insassen des Taxis nur noch als Schattenumrisse hinter den Scheiben erkennen. Vera hatte sich nach vorne gebeugt, vermutlich, um den Fahrer zu bezahlen, aber er fand, daß sie viel zu lange dafür brauchte. Etwas *geschah* im Inneren des Wagens. Er wollte in diesem Moment nicht einmal wissen, was, aber er konnte es spüren.

Schauernd drehte er sich einmal im Kreis. Es war sehr kalt, eigentlich viel zu kalt für diese Jahres- und Tageszeit. Rings um ihn herum war nichts als Dunkelheit und Wildnis, der die Nacht die Farben gestohlen hatte. In einiger Entfernung erhob sich ein Umriß, der zu symmetrisch und zu eckig war, um von der Hand der Natur erschaffen zu sein. Was, um alles in der Welt, taten sie hier? Er lebte seit fünfzehn Jahren in dieser Stadt, aber er wußte nicht einmal, wo sie genau waren. Geschweige denn, was sie hier suchten.

Er drehte sich wieder zum Taxi um. Der Wagen stand noch immer mit laufendem Motor da, und Vera schien noch immer mit dem Fahrer zu reden. Falls sie nicht um den Preis feilschten, gab er keinen Grund dafür. Keinen, den er wissen wollte. Gerade, als er dazu ansetzte, wieder zum Wagen zurückzugehen, ging die Tür auf, und Vera stieg aus. Der Wagen blieb mit laufendem Motor stehen. Der Schatten hinter dem Steuer bewegte sich nicht.

»Was hast du mit ihm gemacht?« fragte er mit belegter Stimme.

»Er hat dich erkannt«, antwortete Vera ernst. »Wahrscheinlich haben Sie Fotos von dir verteilt - und jetzt erzähl mir nicht, daß du es nicht gemerkt hättest! «

»Das ist keine Antwort auf meine Frage«, sagte Jan. »Was hast du mit ihm gemacht?«

»Gemacht? Nichts! « Vera wirkte irritiert. Dann nickte sie.

»Oh, ich verstehe - keine Angst, ich habe ihm kein Haar gekrümmt. Er wird eine halbe Stunde schlafen und dann ziemlich verwirrt aufwachen.«

Ihre Erklärung überzeugte ihn nicht im geringsten, und anscheinend sah sie ihm das sehr deutlich an, denn sie runzelte tief die Stirn und fragte: »Was, zum Teufel, soll das?«

»Drei«, sagte er. »Der Mann hat von *drei* toten Polizisten gesprochen. Vlad hat nur Krieger umgebracht.«

Wenn Veras Fassungslosigkeit nur geschauspielert war, dann hatte sie vermutlich gute Chancen, für den nächsten Oscar nominiert zu werden.

»Und jetzt denkst du, daß ich ...?«

Immerhin war sie auf dem Foto gewesen, nicht Nosferatu. Er sprach auch das nicht aus, aber Vera las offenbar in seinem Gesicht wie in einem offenen Buch.

»Du hast es immer noch nicht begriffen, wie?« fragte sie zornig. »Ich habe sie nicht angerührt!«

»Jemand hat sie getötet!« beharrte Jan.

»Aber ich war es nicht! « schnappte Vera.

»Wer dann?«

»Woher soll ich das wissen, verdammt?« Vera schrie fast.

»Vielleicht ist er zurückgekommen und hat die beiden Männer getötet, während du im Badezimmer über mich hergefallen bist! «

Zumindest die letzte Bemerkung hatte keinen anderen Sinn als den, ihm weh zu tun, aber er ignorierte sie. »Warum sollte er das tun?«

»Woher soll ich das wissen?« fragte Vera herausfordernd.

»Vielleicht, damit genau das passiert, was jetzt passiert ist. Vielleicht wollte er dir noch mehr Schwierigkeiten bereiten. Vielleicht wollte er auch nur, daß du anfängst, mir zu mißtrauen! «

Ihre Augen blitzten. »Was schlägst du jetzt vor? Sollen wir wei-

ter hier herumstehen und uns gegenseitig Vorwürfe machen, oder versuchen wir, diesen Mistkerl zu kriegen und das Leben deiner Freundin zu retten?«

Jan antwortete nicht gleich. Er sah an Vera vorbei zum Taxi hin. Der Fahrer war über dem Lenkrad zusammengesunken.

Was hinderte ihn eigentlich daran, hinzugehen und sich davon zu überzeugen, daß der Mann wirklich nur schlief?

Er las die Antwort in Veras Augen, und er fand eine zweite, vollkommen andere in sich selbst, kaum daß er diese Frage gestellt hatte. Die erste Antwort war, daß er das ohnehin brüchig gewordene Vertrauen zwischen ihnen vollkommen und unwiderruflich zerstören würde, wenn er jetzt dorthin ging. Die

zweite - schlimmere - war, daß er seine letzte Chance verspielen würde, wenn er den Wagenschlag öffnete und den Fahrer tatsächlich tot fand. Wenn Vera wirklich das war, wofür er sie hielt, war er im gleichen Moment tot, in dem sie begriff, daß er die Wahrheit kannte.

»Entschuldige«, sagte er. »Ich bin anscheinend schon leicht paranoid. Du hast vollkommen recht: Wir haben Wichtigeres zu tun.« Er machte eine vage Geste in die Runde.

»Wieso sind wir hier heraus gefahren?«

»Weil er hier ist.« Vera deutete auf den Boden zwischen ihren Füßen. »Ganz in unserer Nähe.«

»Hier?! «

»Wir leben im Untergrund«, bestätigte Vera. »Anders als du wahrscheinlich glaubst, aber trotzdem: Er ist hier. Ich kann seine Nähe spüren.«

»Hier?« fragte Jan noch einmal. Es fiel ihm schwer, Vera zu glauben. Es war nicht nur so, daß er nicht einmal genau wußte, wo sie sich befanden; sie waren kilometerweit von jeder Stelle entfernt, an der er Vlad auch nur vermutet hätte.

Vera machte eine Bewegung auf den kantigen Umriß hinter sich. »Der Einstieg ist gleich dort hinten«, sagte sie. »Ich zeige dir den Weg - aber ich werde nicht bei dir sein, wenn du hinuntersteigst. Du bist wirklich sicher, daß du es tun willst?«

Jan nickte, aber die Bewegung war nur eine Reaktion auf ihre Stimme, nicht wirklich eine Antwort. Etwas ... stimmte nicht. Vlad war gewiß kein Gegner, der ihn zu einem ritterlichen Zweikampf herausforderte, vermutlich wußte er nicht einmal, was das Wort >Fairneß< bedeutete. Aber er war auch nicht dumm. Er würde ihn nicht zu einem Ort bestellen, den er gar nicht finden konnte.

Es sei denn, er hatte gewußt, daß er Hilfe haben würde ...

Er nickte nur.

»Also gut«, sagte Vera. »Komm mit.«

Sie drehte sich um und ging mit schnellen Schritten voraus.

Ihre Art, sich zu bewegen, machte Jan klar, daß sie sich hier entweder gut auskannte oder in der Dunkelheit sehr viel besser sehen konnte als er. Er selbst sah noch immer nicht mehr als Schatten und ein paar große, kantige Umrisse, aber plötzlich erklang vor ihm das charakteristische schrille Quietschen von Scharnieren, die selten bewegt und noch seltener geölt wurden. Dann fiel ein blasser, breiter werdendes Dreieck aus Licht auf den Boden. Sie hatte eine Tür geöffnet.

»Beeil dich«, zischte sie. »Wahrscheinlich gibt es irgendeine Alarmanlage, die jetzt schon losheult. Wir haben nicht viel Zeit! «

Jan beschleunigte seine Schritte und schlüpfte hinter ihr durch die Tür. Das blasse Licht, das sie empfing, stammte aus zwei trüben Glühbirnen, die hoch unter der Decke eines weitläufigen, mit Metallgittern und klobigen Maschinen vollgestopften Raumes brannten. Wenn schon nicht die Maschinen, die er sah, ihm verriet, wo sie sich befanden, so tat dies doch ganz zweifelsfrei der vorherrschende Geruch.

»Das ist ... eine Kläranlage! « sagte er überrascht.

»Ich habe es mir nicht ausgesucht.« Veras Antwort erfolgte unüberhörbar im Tonfall einer Verteidigung. »Frag mich nicht, warum er hier ist. Vielleicht ziehen ihn Abfälle an. «

Jan zog die Tür hinter sich zu und sah sich aus eng zusammengekniffenen Augen um. Er gewöhnte sich allmählich an

das schwache Licht, und was er sah ... erstaunte ihn. Er war niemals hiergewesen - er hatte nicht einmal gewußt, daß es so etwas in seiner Heimatstadt gab -, aber alles war ganz anders, als er es erwartet hätte, hätte er es erwartet. Der Raum war sehr groß und vom summenden Vibrieren schwerer Maschinen erfüllt, die irgendwo tief unter ihren Füßen laufen mußten. Unter der Decke liefen eine Anzahl breiter, geländergefaßter Laufstege aus metallenen Gittern entlang, und der Geruch nach Fäulnis und Fäkalien war im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubend. Jan verspürte fast sofort einen heftigen, immer stärker werdenden Brechreiz. Er schluckte ein paarmal, um ihn zu unterdrücken, aber er war nicht einmal sicher, ob er ihn damit nicht nur schlimmer machte.

»Hier?« fragte er. »Ich meine, du ... du bist ganz sicher, daß er ... hier ist?«

»Nicht sehr weit entfernt«, bestätigte Vera. Sie wirkte sehr ernst, angespannt. »Und ich fürchte, er weiß, daß wir kommen.

« Sie schwieg einen Moment. »Mein Fehler. Ich spüre seine Nähe ...«

»Und er deine, ich verstehe«, murmelte Jan. Er war nicht einmal wirklich erschrocken oder gar zornig. Vielleicht, weil er sich einfach damit abgefunden hatte, daß ohnehin das Schlimmstmögliche passieren würde. Wie konnte ihn jetzt noch etwas überraschen.

»Ich kann nicht bei dir bleiben«, sagte Vera. »Es war dumm von mir, überhaupt herzukommen. «

»Du willst mich doch jetzt nicht hier allein lassen«, sagte er stockend.

»Nicht für lange«, antwortete Vera. »Es muß sein. Keine Angst. Ich habe noch eine kleine Überraschung für ihn vorbereitet. Aber ich kann dich nicht begleiten. Nicht jetzt. Wenn er spürt, daß ich in der Nähe bin, dann wird er sich niemals zeigen. Er wird Katrin töten und auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Willst du das?«

»Nein«, antwortete Jan.

»Er ist nicht weit weg«, fuhr Vera fort. »Ich kann ihn spüren ... «

Nachdenklich drehte sie sich einmal im Kreis, machte zwei Schritte nach links und ging dann in die entgegengesetzte Richtung. Jan folgte ihr, bis sie vor einer schmalen, graugestrichenen Feuerschutztür angekommen waren. Sie war verschlossen. Jan wollte sich schon wieder umdrehen, aber Vera schüttelte hastig den Kopf, legte beide Hände auf den Türgriff und spannte die Muskeln an. Ein helles, scharfes Krachen ertönte, und in der nächsten Sekunde schwang die Tür auf. Der daumendicke Riegel aus Metall war glatt durchgebrochen.

Vera streckte die Hand aus. Jan zog die Taschenlampe hervor, die er mitgenommen hatte und reichte sie ihr. Vera schaltete die Lampe ein und ließ den Strahl in die Dunkelheit jenseits der Tür fallen. Jan erkannte nackte Betonwände und die ersten Stufen einer schmalen Treppe, die steil in die Tiefe führte. Ein muffiger, von Fäulnis durchtränkter Geruch schlug ihnen entgegen. Allein bei dem Gedanken, dort hinunterzusteigen, drehte sich Jan schier der Magen um.

»Dort«, sagte Vera. Sie reichte ihm die Lampe. »Geh. Ich komme nach, sobald ich kann. «

Jan griff ganz automatisch zu, und Vera drehte sich ohne ein weiteres Wort um und verschwand. Jan blieb allein zurück. Er hätte erleichtert sein sollen, aber das Gegenteil war der Fall. Er fühlte sich nicht unbedingt einsam, aber vollkommen hilflos. Seine linke Hand glitt in die Tasche und schloß sich um den Griff des silbernen Steak-Messers, das er darin trug. Die Berührung spendete keinen Trost. Sie gab ihm nicht einmal das Gefühl wenigstens trügerischer Sicherheit. Dieses Messer war lächerlich. Er hatte Vlad einmal mit einer Waffe aus Silber überrascht, aber darauf würde der Vampir bestimmt nicht noch einmal hereinfallen. Vlad würde ihn töten, so schnell und mühelos, wie er selbst ein Insekt zerquetschte.

Aber er hatte keine Wahl.

Jan trat auf die oberste Treppenstufe und zog die Tür hinter



sich ins Schloß, soweit es der zerbrochene Riegel zuließ. Im blaßweißen Licht der Taschenlampe konnte er erkennen, daß die Treppe gute zehn oder zwölf Meter weit in die Tiefe führte, wo sie vor einer weiteren Metalltür endete. Wenn sie ebenfalls verschlossen war, dann war seine Rettungsexpedition zu Ende, noch bevor sie richtig begonnen hatte.

Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden. Jan lief mit schnellen Schritten die Treppe hinunter, legte die Hand auf den Türgriff und versuchte ihn herunterzudrücken. Er bewegte sich nur einen knappen Zentimeter weit und blockierte dann. Die Tür war abgeschlossen.

Für einen kurzen Moment war Jan regelrecht verzweifelt.

So grausam konnte das Schicksal nicht sein! Er rüttelte noch einmal und mit größerer Kraft an der Tür. Diesmal bewegte sich der Griff ein kleines Stück weiter, und er glaubte zu spüren, wie sich im Innern der Tür etwas bewegte, knirschend und widerwillig, aber spürbar. Möglicherweise war sie gar nicht verschlossen, sondern lediglich so lange nicht mehr benutzt worden, daß der Mechanismus eingerostet war.

Jan legte die Taschenlampe auf den Boden, griff mit beiden Händen zu und versuchte mit aller Kraft, die Türklinke hinunterzudrücken.

Im ersten Moment rührte sich das rostige Metall nicht, aber in seiner gebrochenen rechten Hand erwachte ein scharfer Schmerz. Jan ignorierte ihn, biß die Zähne zusammen und verdoppelte seine Anstrengungen, und das Schloß - vielleicht auch die Knochen in seiner rechten Hand - zersprang mit einem peitschenden Knall, und Jan stürzte haltlos durch die aufschwingende Tür und fiel hart auf die Knie. Der Schmerz in seiner rechten Hand war grauenhaft. Jan krümmte sich, preßte die Hand gegen den Leib und versuchte die Übelkeit niederzukämpfen, die mit dem Schmerz gekommen war.

Er wartete eine Weile, aber es wurde nicht besser. Nach zwei oder drei Minuten war er wenigstens wieder in der Lage, sich aufzurichten und seine Hand in den Lichtstrahl der Taschenlampe zu halten.

Der Anblick erschreckte ihn, aber in vollkommen anderer Hinsicht, als er erwartet hatte.

So, wie sich seine Hand anfühlte, hätte sie ein aufgedunsener Fleischklumpen sein sollen, der zu nichts anderem Nütze war, als ihm Qual zu bereiten.

Sie war es nicht.

Seine Hand war vollkommen unversehrt. Als er die Finger bewegte, tat es weh, bereitete ihm aber nicht die geringste Mühe.

Aber Vlad hatte ihm mindestens zwei, wenn nicht sogar mehr Fingerknochen gebrochen ... und das Unheimlichste war: Er hatte es vollkommen vergessen. Er hatte nicht nur keinen Schmerz gefühlt - das wäre vielleicht noch erklärbar gewesen -, er hatte es *einfach vergessen!*

Was um alles in der Welt hatte Vera mit ihm gemacht?

Jan schloß die Finger ein paarmal hintereinander zur Faust.

Der Schmerz ebte rasch ab und war am Schluß praktisch verschwunden.

Vergessen oder auf unheimliche Weise geheilt -

seine Hand funktionierte hundertprozentig, und das allein war jetzt wichtig.

Er nahm die Taschenlampe wieder zur Hand, stand auf und zog auch die zweite Tür hinter sich wieder ins Schloß. Falls Vera mit ihrem Einbruch tatsächlich irgendeine Art von Alarm ausgelöst hatte, mußte er seine Verfolger ja nicht so offensichtlich auf seine Spur stoßen.

Der Gang, der sich nun vor ihm erstreckte, unterschied sich vollkommen von dem Treppenschacht, durch den er hereingekommen war. Die Wände bestanden aus uraltem Mauerwerk, in dessen Ritzen sich Feuchtigkeit und Schimmel eingenistet hatten, und auf dem Boden stand eine zentimetertiefe Wasserschicht.

Es war kalt, sehr feucht, und nachdem er ein paar

Schritte weit gegangen war, wurde die Decke so niedrig, daß er nur noch gebückt vorwärts kam. Nach ein oder zwei Dutzend

Schritten gelangte er an eine weitere, diesmal aber nicht verschlossene Tür.

Dahinter lag kein weiterer Gang, wie er erwartet hatte, sondern ein hoher, finsterner Saal, der so weitläufig war, daß sich das Licht der Taschenlampe darin verlor, ehe es die gegenüberliegende Wand erreichte. Der Boden war mit Wasser bedeckt.

Ein ganzer Wald aus fast mannsdicken runden Betonsäulen stützte die Decke, die sich mindestens fünf Meter über seinem Kopf erhob. Es war ein Siel, ein unterirdisches Überflutungsbecken, wie es sie in jeder Stadt mit einer halbwegs anständigen Kanalisation gab. Jan wußte nicht genau, welchem Zweck es diente, aber wie fast jeder hatte er schon Fotos und Filmaufnahmen davon gesehen. Sie vermochten die Wirklichkeit jedoch noch nicht einmal annähernd zu erfassen. An dieser modernen Katakombe war etwas Unwirkliches, das ihm angst machte - so, als hätte sich die Wirklichkeit ein ganz kleines Stückchen weit in die Richtung verschoben, in der der Irrsinn und die Schatten wohnten.

Jan versuchte, den Gedanken abzuschütteln und sich auf die Realität zu konzentrieren, die schlimm genug war; aber ganz gelang es ihm nicht. Er fühlte sich nach wie vor unwirklich. Vielleicht war er es. Vera hatte ihm einen Teil ihrer Kraft übertragen, damit er in diesem ungleichen Kampf überhaupt eine Chance hatte, und vielleicht hatte sie ihm dabei auch noch mehr gegeben. Vielleicht war das, was er jetzt fühlte, auch das, was sie waren.

Er schwenkte die Taschenlampe von links nach rechts und wieder zurück, ohne mehr als schwarzes Wasser und naß glänzenden Beton zu sehen. Vlad war nicht hier - selbstverständlich nicht. Er würde kaum hier unten im eiskalten Wasser sitzen und auf ihn warten.

Vorsichtig ging er weiter. Die Treppe führte direkt ins Wasser hinab, und als er hineintrat, war es wie ein elektrischer Schlag. Das Wasser war so kalt, daß er im ersten Augenblick keine Luft mehr bekam. Er begann am ganzen Leib zu zittern, ging aber trotzdem weiter. Das Wasser stieg über seine Waden, kroch seine Kniekehlen hinauf und umspülte schließlich seine

Oberschenkel, dann hatte er das Ende der Treppe erreicht. Wenigstens würde er nicht schwimmen müssen. Wahrscheinlich hätte er das in diesem eiskalten Wasser gar nicht gekonnt. Warum verdammt noch mal hatte ihn Vera hier heruntergeschickt? Der Dunkle war nicht hier. Selbst ein Vampir fand diesen Ort ganz bestimmt nicht gemütlich. Jan legte etwa zwanzig Schritte in dem eiskalten Wasser zurück, dann blieb er abermals stehen und hielt seine Lampe in die Höhe. Diesmal traf der bleiche Strahl auf eine Fläche. Nach vielleicht noch einmal zwanzig oder dreißig Schritten endete das Siegel an einer Wand aus massivem Beton. Jan ging weiter und ließ den Strahl der Taschenlampe dabei beständig von links nach rechts pendeln. Es gab einen schmalen Sims, der sich etwa in Mannshöhe um den gesamten Raum zu erstrecken schien und dessen Funktion ihm verborgen blieb. Aber allem Anschein nach gab es keinen weiteren Ein- oder Ausgang. Die einzigen Öffnungen waren eine Anzahl vergitterter Zuflüsse, die aber allesamt viel zu klein waren, als daß ein Mensch hindurchgepaßt hätte. Ohne im Grunde genau zu wissen, warum, zog er die Kamera aus der Tasche und machte eine Anzahl Aufnahmen von der Wand vor sich. Es würde sowieso nichts darauf zu erkennen sein; nicht bei diesem Licht. Als er die Kamera wieder einsteckte, hörte er ein Geräusch hinter sich, das er im ersten Moment nicht richtig einordnen konnte, das ihn aber alarmierte. Er drehte sich um, ließ den Lichtstrahl über die Wasseroberfläche huschen und versuchte die Dunkelheit dahinter mit Blicken zu durchdringen. Es gelang ihm nicht. Aber das Geräusch wiederholte sich, und es kam ihm jetzt eindeutig näher vor. Es war ein Platschen. Das Geräusch, das ... ein Mensch verursachen mochte, der durch hüfthohes Wasser lief ... Die Erkenntnis kam zu spät. Jan ortete das Geräusch nun eindeutig und wollte herumfahren, aber er kam nicht mehr dazu, die Bewegung zu Ende zu führen. Etwas prallte mit großer

Wucht gegen ihn, riß ihm die Lampe aus der Hand und schleuderte ihn zurück. Die Taschenlampe flog in hohem Bogen durch die Luft, prallte gegen einen der Betonpfeiler und zerbrach klirrend. Jan stürzte mit einem halb erstickten Schrei ins Wasser und wurde unter die Oberfläche gedrückt.

Er kam nicht wieder hoch. Im ersten Moment glaubte er allen Ernstes, es wäre die Kälte, die ihn gelähmt hatte, aber das stimmte nicht.

Jemand hockte auf seinem Rücken und preßte ihn gegen den Boden.

Jan geriet in Panik. Seine Lungen rangen nach Luft. Er war erst seit einer oder zwei Sekunden unter Wasser, aber er hatte geschrien und dabei ausgeatmet, als er gestürzt war, und er würde diese unglückliche Lage weder länger als ein paar Sekunden aushalten, noch hatte er die Kraft, sich selbst daraus zu befreien.

Natürlich versuchte er es trotzdem, aber seine Energie reichte nicht. Seine Lungen schienen explodieren zu wollen. Noch wenige Augenblicke, und er würde dem Drang zu atmen nachgeben, und dann war es aus. Ein Freund hatte ihm einmal erklärt, was beim Ertrinken geschah. Es war nicht etwa so, daß sich die Lungen mit Wasser füllten und man langsam erstickte. Vielmehr geriet Wasser in die Stimmritze, was zu einem Schock und - in den meisten Fällen - zu sofortigem Tod führte. Wenigstens würde er nicht leiden.

Aber nicht einmal diese Gnade wurde ihm zuteil.

Buchstäblich im allerletzten Moment verschwand der tödliche Druck von seinem Rücken. Gleichzeitig krallte sich eine Hand in sein Haupthaar und riß ihn mit so brutaler Gewalt in die Höhe, daß schon sein erster, keuchender Atemzug zu einem qualvollen Schrei wurde.

Vlad ließ ihm gerade genug Zeit für einen einzigen, tiefen Atemzug, ehe er ihn nach vorne und wieder unter die Wasseroberfläche drückte.

Er wehrte sich nicht. Vlad hatte seinen linken Arm gepackt

und mit brutaler Kraft auf den Rücken gedreht und die andere Hand in sein Haar gekrallt; selbst ein Mann mit normalen menschlichen Kräften hätte in dieser Haltung leichtes Spiel mit ihm gehabt.

Kurz bevor Jan das Bewußtsein verlor, riß Vlad ihn wieder in die Höhe, schüttelte ihn ein paarmal und warf ihn dann mit solcher Gewalt gegen einen Betonpfeiler, daß ihm schon wieder die Luft aus den Lungen getrieben wurde. Seine Beine gaben nach, und er fiel nur aus dem Grund nicht, daß er bis zu den Hüften im Wasser stand. Alles drehte sich um ihn. Er wußte nicht mehr, warum er hier war; wo er war; vielleicht nicht einmal mehr, wer er war.

Vlad ohrfeigte ihn, mehrmals hintereinander, so hart, daß seine Lippen zu bluten begannen.

»Es gibt nur einen einzigen Grund, aus dem ich dich nicht auf der Stelle ersaube«, sagte er kalt. »Ich will wissen, wieso du hier bist! «

Jan hätte nicht einmal antworten können, wenn er es gewollt hätte. Sein Schädel dröhnte. Sein ganzer Körper war ein einziger durchdringender Schmerz, und Vlads bloße Nähe erfüllte ihn mit einer Furcht, die ihn fast in den Wahnsinn trieb.

Vlad schlug ihn erneut. »Antworte! Du stirbst sowieso, aber es liegt ganz bei dir, ob es eine Sekunde oder zwei Stunden dauert! «

Jan stöhnte und hob schwächlich die Hand, als Vlad ihn wieder schlug. »Mitternacht«, murmelte er. »Du hast gesagt ... bis ... Mitternacht.«

Diesmal explodierte Vlads Faust in seinem Magen.

»Falsche Antwort«, sagte der Vampir. »Wie kommst du hierher? Wer hat dir gesagt, wo ich bin? Die Schlampe?«

Natürlich wußte er die Antwort längst. Es gab nur diese eine. Und trotzdem spürte Jan, daß er großen Wert darauf legte, es aus Jans Mund zu hören. Vielleicht, weil er Angst hatte, daß es nicht so war ...

»Vera«, murmelte er. Seine Arme sanken kraftlos herab und

tauchten wieder ins Wasser, und seine rechte Hand tastete unauffällig nach der Jackentasche. Er betete, daß Vlad nichts davon merkte.

»Vera ...«, wiederholte er mühsam. »Vera hat mir ... geholfen.

«

»Geholfen!« Vlad lachte schallend. »O ja, und wie sie dir geholfen hat, du Narr! Du hast ja nicht einmal eine *Vorstellung* davon, wie sehr!«

Jan verstand nicht, was er damit meinte. Es spielte auch keine Rolle. Alles, was zählte, war das Messer in seiner Tasche. Seine Finger tasteten danach, schlossen sich um den massiven Silbergriff.

»Du bist ein solcher Dummkopf, daß ich fast schon wieder in Versuchung bin, dich am Leben zu lassen«, sagte Vlad. »Du glaubst wirklich, was sie dir erzählt, wie? Was hat sie dir denn noch so alles gesagt?«

»Nicht viel«, antwortete Jan schleppend. »Außer vielleicht ... dem hier.«

Er riß das Messer aus der Tasche und stieß zu, ohne sich die Mühe zu machen, die Hand vorher aus dem Wasser zu heben. Vlad schien die Gefahr im allerletzten Moment zu spüren, denn er prallte zurück und drehte sich gleichzeitig zur Seite. Er entging der Attacke dadurch nicht ganz, aber statt in seinen Leib bohrte sich die Klinge des Steak-Messers nur in seinen Oberschenkel.

Vlad kreischte vor Schmerz und torkelte mit wild rudernden Armen zurück. Jan folgte ihm, hielt das Messer mit aller Gewalt fest und versuchte zugleich, die Klinge herumzudrehen. Er hatte nur diese eine Chance. Vlad war im Moment halb wahnsinnig vor Schmerzen und vor allem vollkommen überrascht. Er würde ihm keine weitere Gelegenheit geben, ihn zu überraschen. Jan trieb ihn vor sich her, schmetterte ihn mit der Schulter gegen einen Betonpfeiler und klammerte sich mit aller Kraft an den Messergriff.

Neben Vlads Beinen begann das Wasser zu brodeln. Dampf

stieg von seiner Oberfläche auf, und Vlad kreischte noch lauter. Jan spürte, wie das Messer in seiner Hand heiß wurde, und Vlads Gesicht ... entgleiste. Wurde zu etwas Anderem. *Un*menschlichem. Vlad packte zu, umklammerte Jans Hand, die das Messer hielt, und drückte sie mit unerbittlicher Gewalt zusammen. Gleichzeitig zog er das Messer Millimeter für Millimeter aus seinem Bein.

Die Klinge wurde immer heißer, als das Silber ebenso heftig auf den Vampir reagierte wie der Vampir umgekehrt auf das tödliche Metall. Selbst als Vlad das Messer ganz aus seinem Bein herausgezogen hatte, stieg die Temperatur des Griffes immer noch weiter, und das rasend schnell. Vielleicht lag es einfach an Vlads Hand, die seine eigene umklammerte, vielleicht war es auch eine simple chemische Reaktion - das Ergebnis war auf jeden Fall katastrophal, sowohl für Vlad als auch für Jan selbst. Der Vampir riß Jans Arm in die Höhe. Als ihre Hände aus dem Wasser tauchten, sah Jan grauen Qualm zwischen seinen Fingern hervorquellen. Der Gestank von schmorendem Fleisch stieg ihm in die Nase, und die Schmerzen waren unbeschreiblich. Er konnte fühlen, wie sich das glühende Metall in seine Hand fraß.

Endlich ließ Vlad los. Jan torkelte zurück und öffnete die Finger, aber das Messer fiel nicht herunter. Griff und Klinge glühten mittlerweile in einem dunklen, drohenden Rot, und das heiße Metall hatte sich tatsächlich in seine Haut gefressen und klebte daran fest.

Vlad torkelte heulend davon, aber Jan nahm es in diesem Moment nicht einmal zur Kenntnis. Er schlenkerte den rechten Arm verzweifelt hin und her, griff schließlich in höchster Not mit der anderen Hand zu und riß den Messergriff von seiner Hand. Das Messer war mittlerweile so heiß, daß er sich auch noch die Finger der Linken verbrannte, ehe es ihm gelang, es zu packen und im hohen Bogen davonzuschleudern. Keuchend vor Schmerz tauchte er die Hand ins Wasser. Er verschwendete keinen Gedanken an den Schmutz und die



Bakterien, die sich ausgerechnet in *diesem* Wasser befinden mochten. Sein Arm schien in Flammen zu stehen. Alles, was unterhalb seiner Schulter war, war purer Schmerz, als hätte er die Hand in kochende Lava getaucht. Er wagte sich nicht einmal *vorzustellen*, was Vlad empfunden haben mochte, wenn er schon so reagierte, obwohl er quasi nur die Nebenwirkung zu spüren bekam.

Es dauerte gute fünf Minuten, bis der Schmerz in seiner Hand so weit nachließ, daß er es wagte, sie aus dem Wasser zu heben und anzusehen.

Der Anblick war schlimmer, als er erwartet hatte. Seine Handfläche war eine einzige, heftig blutende Wunde. Der Schmerz war einer dumpfen Betäubung gewichen, die mittlerweile sein Handgelenk erreicht hatte und rasch weiter nach oben kroch.

Jan schloß die Hand zu einer lockeren Faust, lehnte sich erschöpft gegen einen Pfeiler und versuchte zu begreifen, was überhaupt geschehen war. Er hatte Vlad abermals geschlagen, und das war - Silbermesser hin oder her - eigentlich nicht möglich. Vlad war nicht einfach nur ein wahnsinniger Killer. Er war ein Vampir; ein Wesen, das zehnmal so stark und mindestens hundertmal so boshaft wie jeder normale Mensch war.

Er hätte die Nähe des Messers *spüren* müssen.

Was aber nützte ihm dieser Sieg? Vlad war verletzt, aber das machte ihn nicht weniger gefährlich. Im Gegenteil. Und vor allem: Er war *verschwunden*, und ein zweites Mal würde er es ihm ganz bestimmt nicht so leicht machen, ihn zu finden, zumal es jetzt niemanden mehr gab, der ihm helfen konnte.

Jan sah sich mit einer dumpfen Mischung aus Mutlosigkeit und Verzweiflung um. Die Taschenlampe war zerbrochen und irgendwo im Wasser verschwunden, und nach dem Messer brauchte er erst gar nicht zu suchen; er erinnerte sich nicht einmal genau, in welche Richtung er es geworfen hatte. Zu allem Überfluß hatte er auch noch seine einzige Waffe eingebüßt, und wieso -

*Wieso konnte er überhaupt sehen?*

Nicht besonders gut, zugegeben. Seine Welt hatte keine Farben mehr, und alles, was weiter als drei oder vier Meter entfernt war, war nur noch schemenhaft wahrzunehmen ... aber er *konnte* sehen.

Vielleicht, dachte er nervös, hatten sich seine Augen einfach an die schwache, natürliche Helligkeit gewöhnt, die hier unten herrschen mochte. Der Raum befand sich mindestens zehn Meter tief unter der Erde, und es gab keinerlei Lampen. Aber er hatte gehört, daß gerade Fäulnisbakterien manchmal die Eigenheit entwickelten, im Dunkeln zu leuchten, und von denen gab es hier unten nun weiß Gott genug.

Ja, so mußte es gewesen sein. Es gab keine andere Erklärung. Es *konnte* keine andere Erklärung geben.

So oder so - er mußte sich damit abfinden, daß er seine einzige wirklich effektive Waffe verloren hatte. Bei ihrer nächsten Konfrontation würden die Kräfte anders verteilt sein. Und nicht unbedingt zu seinen Gunsten anders.

Er hob die Hand aus dem Wassers und bewegte prüfend die Finger. Es tat weh, ging aber trotzdem besser, als er zu hoffen gewagt hatte. Offensichtlich war die Verletzung doch nicht so schlimm, wie er im ersten Moment angenommen hatte. Wie hätte er sie auch richtig einschätzen können? Er war schließlich kein Notarzt. Und schon gar kein *Vampirjäger*.

Der Gedanke kam ihm für einen Moment so grotesk vor, daß er nicht anders konnte, als in ein schrilles, hysterisches Lachen auszubrechen. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich wieder so weit beruhigt hatte, daß er anfangen konnte, einigermaßen sachlich über seine Lage nachzudenken.

Sie war nicht besonders rosig. Vlad war so spurlos verschwunden, wie er aufgetaucht war, und auch wenn er jetzt - warum auch immer - sehen konnte, so zeigte ihm diese neugewonnene Fähigkeit doch nur, daß es tatsächlich keinen weiteren Ausgang aus diesem unterirdischen Überflutungsbecken gab.

Er hatte keine Wahl: Er mußte zurück und versuchen, Vera zu finden. Und er brauchte, verdammt noch mal, eine Waffe! Er grub mit klammen Finger in seiner Jacke, aber das einzige, was er fand, waren in Plastik eingeschweißte Batterien und die Kamera. Als er sie aus der Tasche zog, lief Wasser aus dem Gehäuse. Er wollte gerade ausholen, um sie im hohen Bogen davonzuschleudern, überlegte es sich dann aber doch noch einmal und schaltete sie ein.

Das Wunder geschah. Die beiden Kontrolleuchten blieben tot, aber nach etwa einer Sekunde leuchtete der kleine Monitor auf. Ein Hoch auf die japanische Mikroelektronik, dachte Jan spöttisch.

Er ließ die vier Fotos, die er vorhin gemacht hatte, in rascher Folge über den Bildschirm laufen, und bei der letzten Aufnahme wurde er tatsächlich fündig, wenn auch nicht so, wie er gehofft hatte. Er sah Vlad auf keiner der Aufnahmen, aber er entdeckte etwas anderes: Eine Tür, die eigentlich nicht da war.

Sie befand sich nicht einmal weit von seinem augenblicklichen Standpunkt entfernt und war nicht besonders groß. Ein halbrunder, gemauerter Torbogen, der aus einem längst vergangenen Jahrhundert zu stammen und für Zwerge gemacht zu sein schien. Selbst ein Mann von Jans durchschnittlichem Wuchs würde sich auf Hände und Knie hinunterlassen müssen, um hindurchzukriechen. Trotzdem war es kein Abwassertunnel, wie Jan im ersten Moment annahm, sondern eindeutig ein Tor; ein zweiflügeliges, aus schweren Bohlen gefertigtes und mit eisernen Beschlägen versehenes Tor.

Jan starrte die Wand an und sah doch nichts als nackten Beton, obwohl die Fotografie noch immer beharrlich ein fünfhundert Jahre altes Zwergentor präsentierte. Vielleicht hatte er es im gleichen Moment fotografiert, in dem Vlad es erschaffen hatte. Der Vampir hatte ihm ja schon einmal bewiesen, daß es ihm keine besondere Mühe machte, Türen zu benutzen, die es nur aus dem einzigen Grund gab, weil er es *wollte*.

Das war *eine* Erklärung.

Die andere war ...

Jan steckte die Kamera ein, watete durch das hüfthohe Wasser und hob die Hand. Er sah noch immer nichts anderes, als nassen, von Schimmelflecken und Schmutz bedeckten Stein, aber was er *fühlte*, war nasses Holz, das im Laufe der Jahrhunderte so hart wie Stein geworden war. Die Tür war nicht verschwunden. Vlad hatte sie getarnt, aber nicht entfernt. Immerhin hatte er den Rückzug in ziemlicher Hast angetreten. Aber vielleicht hatte er auch vor, zurückzukommen. Jan hatte ihn verletzt, aber er wußte weder genau, wie schwer noch wie lange der Vampir brauchen würde, um sich von dieser Verletzung zu erholen.

Es war ein verwirrendes Gefühl, über Beton zu tasten und Holz zu fühlen, so irritierend, daß er nach einem Moment die Augen schloß, um sich ganz auf die Informationen zu konzentrieren, die ihm seine Fingerspitzen übermittelten.

Der Trick funktionierte. Er nahm die Erinnerung an die Fotografie zu Hilfe, und zusammen mit dem, was er ertastete, bereitete es ihm keine besondere Mühe, den richtigen Punkt zu finden und den Griff zu umklammern.

Er öffnete die Augen und sah etwas sehr Erstaunliches: Er konnte das rostige Eisen nicht nur deutlich spüren, sondern konnte auch tatsächlich *sehen*, daß seine Hand etwas Unsichtbares umklammerte. Langsam drückte er es hinunter, spannte die Muskeln an und versuchte, die Tür in der gleichen Bewegung aufzuziehen.

Es gelang. Die Tür, die angesichts ihrer Größe erstaunlich schwer war, schwang langsam nach außen. Dahinter kam allerdings kein Gang oder Tunnel zum Vorschein. Der rauhe Beton der Wand blieb, was er war. Jan hob die andere Hand und sah ohne besondere Überraschung zu, wie sie widerstandslos in den scheinbar massiven Beton eintauchte. Vielleicht erlebte er das alles ja wirklich. Vielleicht verlor er auch allmählich den Verstand ... welchen Unterschied machte das schon, zumindest

für ihn? Alles, was zählte, war, daß er Vlads Spur gefunden hatte.

Auf den ersten zwei- oder dreihundert Metern hatte er tatsächlich kriechen müssen, dann erweiterte sich der Stollen zu seiner Erleichterung, so daß er, anfangs noch geduckt, nach einigen Dutzend weiteren Schritten endlich in normaler, aufrechter Haltung gehen konnte.

Jan war auch ziemlich sicher, daß er die unbequeme, kriechende Haltung nicht mehr allzulange durchgehalten hätte.

Sein Rücken und seine verbrannte rechte Hand schmerzten um die Wette, und er merkte erst jetzt, als er draußen war, wie kalt das Wasser wirklich gewesen war. Er zitterte am ganzen Leib. Auch hier unten im Tunnel war die Luft so kalt, daß sein Atem als grauer Dampf vor seinem Gesicht in der Luft erschien. Wenn er nicht bald hier raus kam, würde er erfrieren oder zumindest so steifgefroren sein, daß Vlad leichtes Spiel mit ihm hatte.

Aber um hier herauszukommen, hätte er erst einmal wissen müssen, wo er überhaupt war.

Wenigstens wußte er, wo er nicht mehr war: im Kanalisationsnetz der Stadt. Der Tunnel, durch den er sich nun schon mindestens einen Kilometer weit schleppte, war viel älter als die Kanäle. Die Wände bestanden aus handgeformten Lehmziegeln und stammten vermutlich noch aus der Zeit, in der römische Besatzungstruppen sich in dieser Gegend Scharmützel mit germanischen Barbarenhorden geliefert hatten. Bisher war er weder auf eine Abzweigung noch auf irgend etwas gestoßen, das auch nur Ähnlichkeit mit einem Ausgang hatte. Und er spürte, daß er auf dem richtigen Weg war. Vlad war genau hier entlanggegangen, und das vor noch nicht allzulanger Zeit. Er hatte nicht heftig genug geblutet, um eine brauchbare Spur zu hinterlassen, aber das schien auch gar nicht mehr nötig. Etwas in ihm hatte die Witterung des Vampirs aufgenommen. Er war ihm nahe, und er kam ihm langsam, aber beständig näher. Jan

hatte vor nichts mehr Angst als vor dem Moment, in dem er Vlad eingeholt hatte, und trotzdem beschleunigte er seine Schritte mehr und mehr, denn er wußte zugleich auch, daß seine einzige Chance darin bestand, ihn schnell einzuholen; so lange er noch verwundbar und geschwächt war.

In mehr oder weniger regelmäßigen Abständen blieb Jan stehen, machte eine Aufnahme von dem Gang vor sich und kontrollierte sie sofort, aber seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Der unterirdische Gang blieb genau das, wonach er aussah. Er entdeckte keine weitere getarnte Tür.

Er fragte sich, wo er war. Das Taxi hatte sie ein gutes Stück stadtauswärts befördert, aber er hatte unglücklicherweise nicht einmal eine vage Vorstellung davon, in welche Richtung er sich bewegte.

Irgendwann war er so erschöpft, daß er sich an der Wand hinunter zu Boden sinken ließ und für einen Moment die Augen schloß. Als er die Lider wieder hob, stand der Junge vor ihm.

Er hatte das Gesicht des jungen eigentlich niemals wirklich deutlich gesehen, aber er mußte es sein; so viele halbwüchsige Vampire, die auf seiner Seite standen, gab es in dieser Stadt vermutlich nicht. Er sagte auch diesmal nichts, sondern stand einfach nur da und sah auf ihn herab. Aber allein die Art, auf die er es tat, war beredt genug.

Jan streckte ihm die Hand entgegen. Er war nicht sicher, ob seine Kraft noch reichte, um aufzustehen. Der Junge starrte seinen ausgestreckten Arm eine Sekunde lang an, als wäre er etwas Feindseliges, ja Gefährliches, dann trat er zwei Schritte zurück, drehte sich um und ging, ohne auch nur einmal zu ihm zurückzublicken.

Obgleich in einem Gang, der keine Abzweigungen hatte, kaum die Gefahr bestand, den Anschluß an den Jungen zu verlieren, sprang Jan in die Höhe und lief hinter ihm her, so schnell er konnte - was in diesem Moment nicht besonders

schnell war. Die kurze Pause hatte ihm nicht gutgetan. Im Gegenteil: Er fühlte sich immer schlechter. Seine Beine schienen mit Blei gefüllt zu sein, und seine rechte Hand tat höllisch weh und pochte, als wollte sie jeden Moment explodieren. Er wagte es nicht, seine Hand auch nur anzusehen.

Wieder wankte er für eine Zeit, die ihm wie eine Ewigkeit vorkam, durch den unterirdischen Stollen. Er hatte das Gefühl, daß der Weg allmählich abwärts und somit tiefer in die Erde hineinführte.

Schließlich stand er vor einem hohen, geschlossenen Tor.

Es sah auf den ersten Blick massiv aus, war aber so morsch, daß das Holz unter seinen Fingern zu bröckeln begann, als er es berührte. Er lehnte sich mit der Schulter dagegen und drückte das Tor behutsam auf. Die rostigen Scharniere knarrten. Das war seltsam: Wenn der Junge durch diese Tür gegangen wäre, dann hätte er ihn hören müssen. Er hatte den Jungen für einen Moment aus den Augen verloren.

Jan drehte sich unschlüssig einmal im Kreis, ging aber schließlich weiter. Wenn der Junge den Gang auf einem jener unheimlichen Wege verlassen hatte, die nur ihm offenstanden, dann hatte er sowieso keine Chance, ihn wiederzufinden. Man konnte die Mitglieder von Veras Volk nur finden, wenn sie sich finden lassen *wollten*.

Unangenehmerweise galt das auch für Vlad. Aber diesen Gedanken verscheuchte Jan hastig.

Hinter dem Tor begann eine Treppe, die gute fünfzig Stufen weit steil in die Tiefe führte. Die Wände waren eine sonderbare Mischung aus Beton und uralten Ziegelsteinen, die es eigentlich gar nicht geben durfte, und am Ende der Treppe angelangt, fand er endlich, wonach er bisher vergeblich gesucht hatte: eine Abzweigung. Sogar mehr Abzweigungen, als er eigentlich haben wollte. Der Raum war von asymmetrischem Grundriß und so hoch, daß Jan die Decke über sich nicht mehr sehen konnte, und es gab mindestens ein halbes Dutzend Ausgänge. Halbrunde, gemauerte Tunnel gleich dem, durch den er bisher

gegangen war, aber auch metergroße, glatte Betonröhren, durch die übelriechendes Wasser floß und vergitterte Tunnel, in deren Tiefe sich Schatten bewegten.

Jetzt hörte Jan das Scharren harter Pfoten auf dem Boden, manchmal ein leises Quieken und Fiepen, und einmal sah er einen pelzigen Körper mit einem absurd langen, nackten Schwanz davonhuschen. Winzige schwarze Knopfaugen starrten ihn aus der Dunkelheit heraus an. Ratten. Hier unten gab es Ratten. Selbstverständlich. Was hatte er erwartet?

Zu seiner Erleichterung schienen die ekelhaften kleinen Biester noch mehr Angst vor ihm zu haben, denn keines davon kam ihm auch nur nahe.

Er überlegte, welchen Tunnel er nehmen sollte, zog schließlich die Kamera wieder aus der Tasche und machte einige Aufnahmen.

Auf der dritten fand er, wonach er gesucht hatte: Einen Gang, den ihm seine Augen nicht zeigten. Ein weiteres Hoch auf die moderne Technik!

Während er sich dem Stollen näherte, dachte er darüber nach, daß Veras Sorge vielleicht berechtigter war, als auch sie selbst ahnen mochte. Dinge wie Digitalkameras, Videoüberwachung und vollcomputerisierte Gebäude waren vielleicht noch nicht die Norm, aber sie befanden sich eindeutig auf dem Vormarsch.

In den vergangenen Jahrhunderten hatte Veras Spezies nur das Problem gehabt, Spiegeln aus dem Weg zu gehen, und selbst das war ihnen nicht immer gelungen, wie unzählige Mythen und Legenden berichteten. In einer Welt, die von Computern, Infrarot-Schranken und digitaler Bilderfassung beherrscht wurde, hatten sie praktisch keine Chance, länger unerkannt zu bleiben. Vampire paßten nun einmal nicht ins einundzwanzigste Jahrhundert.

Nachdem er dem Gang ungefähr hundert Schritte weit gefolgt war, sah er Licht vor sich; nicht den unwirklichen, grauen Schimmer, der hier überall herrschte, sondern einen flackernden, rötlich-gelben Schein. Feuer. Dort vorne brannte ein Feuer oder eine Fackel.



Er beschleunigte seine Schritte, erreichte das Ende desTunnels und fand sich unversehens in einer hohen, rechteckigen Halle wieder, in deren Wände zahlreiche Vertiefungen, Nischen und Alkoven eingelassen waren. In zweien davon brannten tatsächlich Feuer, und in mehreren weiteren entdeckte er heruntergebrannte Gluthäufchen, offenbar hatte dort vor kurzer Zeit noch Feuer gebrannt. Der Anblick erinnerte ihn an etwas, aber er wußte nicht genau, woran.

Jan zog die Kamera heraus, machte eine einzelne Aufnahme und drückte den Wiedergabeknopf.

Er erstarrte.

Der Raum war nicht leer.

Aber er sah auch nicht den Jungen, oder Vlad. Vielmehr entdeckte er auf dem Foto gleich Dutzende, wenn nicht Hunderte von zerlumpten Gestalten: Männer, Frauen, Kinder, Alte - der Anblick erinnerte Jan mehr als alles andere an eine Zigeunersippe; nicht daran, wie sie wirklich aussahen, sondern daran, wie man sie sich *vorstellen* mochte, wenn man von der Wirklichkeit keine Ahnung hatte. Die Frauen trugen zum Großteil bunte Kopftücher und lange, bauschige Kleider, dazu farbenfrohe Accessoires und ein Übermaß an Schmuck. Die Männer waren einfach, aber zweckmäßig gekleidet - schwere Wollhosen und grobes Schuhwerk, viele trugen auch Stiefel, dazu weiße Hemden mit bauschigen Ärmeln und grobe Westen. Viele trugen Messer in den Gürteln, und zumindest bei einem entdeckte Jan sogar einen Krummsäbel, an dessen Griff eine bunteTroddel befestigt war.

Das Bild flackerte, verschwand für einen Moment ganz und stabilisierte sich dann wieder. Die Feuchtigkeit begann allmählich ihrenTribut zu fordern.

Jan drehte sich auf den Absatz um, machte eine Aufnahme von einer der beiden Nischen, in der ein Feuer brannte, und war nicht besonders überrascht, auf dem Monitor nicht nur das Feuer zu sehen, sondern auch drei Gestalten, die sich an den prasselnden Flammen wärmten. Es waren zwei Frauen unter-

schiedlichen Alters, sowie ein hochgewachsener Mann mit strähnigem, langem Haar, der in seine Richtung blickte. Er steckte die Kamera ein, ging auf den Alkoven zu und hoffte inständig, daß er sich die Position der drei Menschen (*Menschen?!*) gut genug eingeprägt hatte, um niemandem aus Versehen auf die Füße zu treten. Er trat gebückt unter dem steinernen Torbogen hindurch. Neben, vor, hinter dem Feuer flackerte etwas. Schatten erschienen aus dem Nichts und versuchten, Form anzunehmen. Nicht unbedingt menschliche Schatten. Ihre Umrisse waren grob menschlich, aber mehr auch nicht. Er versuchte nicht, Einzelheiten zu erkennen.

»Was willst du hier?«

Eigentlich waren es nicht wirklich Worte, so wie die Stimme, die sie sprach, nicht wirklich eine menschliche Stimme war. Es war ein Zischeln und Pfeifen, wie das Geräusch einer Schlange, oder ein Laut, wie es ein großes Insekt verursachen mochte. Es erinnerte ihn an die Art, auf die Vera ihren Namen ausgesprochen hatte, als er sie das erstemal traf. Seltsamerweise verstand er den Sinn der Frage trotzdem. Er wollte antworten, aber ein anderes, nicht minder unheimliches Zischeln kam ihm zuvor.

»Was soll diese Frage? Du siehst doch, daß er naß und erschöpft ist. Hast du die Regeln der Gastfreundschaft vergessen? Setz dich, Fremder. An unserem Feuer ist für jeden Platz, der Wärme und einen Ort zum Ausruhen sucht.«

Jan setzte sich, und kaum hatte er es getan, da gerannen die Schatten ringsum zu Gestalten - Gottlob denen, die ihm der Fotoapparat gezeigt hatte, nicht den unheimlichen, insektenäugigen ... *Kreaturen*, die er für einen kurzen Moment gesehen hatte. Neben ihm saß eine alte Frau - sie konnte ebensogut sechzig wie zweihundert sein - in bunter Zigeunerkleidung. Ihre Nachbarin zur Rechten war jung genug, um ihre Enkelin sein zu können, aber nicht besonders hübsch, und der Langhaarige auf der anderen Seite des Feuers sah aus der Nähe be-

trachtet noch finsterer aus. Alle drei hatten die gleichen unheimlichen Augen wie Vera und der Junge.

»Danke«, murmelte Jan. »Ich möchte mich nur ... einen Moment wärmen.«

»Trockne deine Kleider, Fremder, und streck deine müden Füße aus.« So, wie die alte Frau die Worte aussprach, klangen sie nach einer zeremoniellen Begrüßungsformel. Wahrscheinlich waren sie es. Jan kam sich mit jedem Moment ... unwirklicher vor. Wie in einem surrealistischen Traum gefangen.

»Danke«, murmelte er noch einmal. Er beugte sich vor, streckte die Hände über die prasselnden Flammen und genoß für einen Moment die Wärme, die sich in seinen klammen Fingern ausbreitete. Aber wirklich nur für einen Moment, denn die Wärme weckte auch den Schmerz in seiner rechten Hand. Er biß die Zähne zusammen und versuchte einen Schmerzenslaut zu unterdrücken. Offensichtlich hatte er sich aber nicht besonders gut in der Gewalt, denn die alte Frau griff wortlos nach seinem Arm, drehte sein Handgelenk herum und blickte stirnrunzelnd auf seine Handfläche.

Jan erschrak selbst bei dem Anblick. Die Wunde sah viel schlimmer aus als noch vorhin. Sie war größer geworden, und das Fleisch schien sich irgendwie ... in Auflösung zu befinden, als hätte eine tückische Säure es berührt, die sich nun tiefer und tiefer in seine Hand hineinfräß.

»Das sieht nicht gut aus«, sagte die Alte. »Silber?«

Jan nickte. »Es fühlt sich auch nicht gut an«, murmelte er. Seine Stimme bebte, und schon der bloße Anblick seiner Hand drehte ihm fast den Magen um. Trotzdem triumphierte er innerlich. Wenn seine Hand schon so aussah, welchen Anblick mochte dann erst Vlads Bein bieten?

»Ich muß das behandeln«, sagte die alte Frau. »Es wird nicht weh tun.« Es war keine Frage, und Jan nickte auch nur. Jede Hilfe war ihm im Moment recht. Schmerz? Warum erzählte sie ihm nicht etwas Neues?

Er sah ganz bewußt nicht hin, während die Alte in ihren

Habseligkeiten zu kramen begann und sich anschließend an seiner Hand zu schaffen machte. Was immer sie tat, es tat weh, aber gleichzeitig spürte er auch, daß es ihm half. Die Schmerzen in seiner Hand waren fast unerträglich, aber das verzehrende Feuer tief in seinem Fleisch begann zu erlöschen.

Der Langhaarige auf der anderen Seite des Feuers sah dafür um so genauer hin, was die alte Frau tat. Nach einer Weile fragte er: »Wie ist das passiert?«

Jans Gedanken überschlugen sich. Da er weder wußte, wo er war, noch wer diese Leute waren, wußte er auch nicht, was er sagen sollte. Er konnte noch so vorsichtig sein; alles, aber auch wirklich alles, was er sagte, mochte sich als falsch erweisen.

»Es war ... ein Versehen«, sagte er schließlich. »Ich war ungeschickt.«

»Ungeschickt?« Der Langhaarige lachte. Er hörte sich nicht besonders amüsiert an. »Ja, so kann man es auch ausdrücken. Lüg mich nicht an, Kerl! «

»Mäßige dich!« sagte die Alte scharf. »Der Fremde steht unter dem Schutz des Gastrechtes! «

»Desselben Rechtes, das von ihm verlangt, die Wahrheit zu sagen«, antwortete der Langhaarige gereizt. »Und er lügt. Das da war Silber! Der Griff eines silbernen Messers! Ich habe solche Wunden schon zur Genüge gesehen. Und du auch!« Er machte eine heftige Geste. »Ich habe keine Lust, in etwas hineingezogen zu werden, womöglich in einen Krieg! Von welcher Sippe bist du, Bursche? Wie ist dein Name? Gegen wem habt ihr gekämpft?«

Jan verstand kein Wort. Er sah den Langhaarigen nur verständnislos an, was dessen Verdacht allerdings nur neue Nahrung zu geben schien. Er wandte sich mit einem fast zornig wirkenden Blick an die junge Frau.

»Hast du etwas von einer anderen Sippe in der Nähe gehört? Einem Krieg, oder einem Streit?«

»Nicht einmal von einem Zweikampf«, antwortete das Mädchen.

»Da hörst du es«, sagte der Langhaarige aggressiv. »Er lügt. Jedenfalls verschweigt er uns etwas. Jetzt sprich endlich, Kerl. Wie ist dein Name?«

»Jan«, antwortete Jan.

»Und von welcher Sippe bist du?«

»Keine Sippe«, antwortete Jan. Es war gleich, was er sagte. Selbst wenn er gar nichts sagte, machte er damit alles nur schlimmer.

»Keine Sippe. Also ein Läufer.« Der Langhaarige nickte einigermaßen zufrieden, aber keineswegs beruhigt. »Du mußt verschwinden. Wir wollen hier keinen Ärger. «

»Er kann bleiben, solange er will«, sagte die Alte, aber Jan hob rasch die unversehrte Hand und sagte: »Schon gut. Ich wollte sowieso gehen. Ich ... ich bin auf der Suche nach jemandem.

«

Der Langhaarige deutete auf Jans Rechte. »Dem, der das passende Gegenstück dazu hat?«

»Ich hoffe, er sieht schlimmer aus«, grollte Jan.

»Wir werden dir bestimmt nicht helfen, wenn du darauf hinauswillst«, sagte der Langhaarige. »Wir mischen uns nicht in Dinge, die uns nichts angehen. Aber ich bin einfach neugierig: Mit wem hast du eine Fehde und warum?«

»Er hat meine Frau«, antwortete Jan. »Er hat gedroht, sie zu töten, wenn ich mich ihm nicht bis Mitternacht zum Kampf stelle.«

»Bis Mitternacht ...«, sagte der Langhaarige und griff dann so schnell zu, daß Jan die Bewegung nicht einmal wirklich *kommen* sah. Seine Hand packte Jans Unterkiefer mit der Gewalt eines Schraubstocks und zwang seinen Kopf in den Nacken. Blitzschnell beugte er sich vor, so daß sich nicht nur sein Arm, sondern auch seine Brust und ein Teil seines bloßen Halses über den prasselnden Flammen befanden. Er schien es nicht einmal zu merken. Für die Dauer von ungefähr zehn Sekunden befanden sich ihre Gesichter nur wenige Zentimeter voneinander entfernt, und für die gleiche Zeitspanne bohrte sich der

Blick seiner sonderbaren Augen direkt in den Jans. Es war ein unangenehmes, fast quälendes Gefühl - als würde sein Innerstes nach außen gekehrt. Der Blick des Vampirs schien ohne die geringste Mühe bis auf den Grund seiner Seele zu reichen und selbst seine allergeheimsten Wünsche und Gedanken zu erkennen.

Endlich lockerte der Langhaarige seinen Griff und ließ sich wieder zurücksinken. Die alte Frau strafte ihn mit Blicken, beließ es aber bei einem mißbilligenden Kopfschütteln und wandte sich statt dessen an Jan.

»Ich habe deine Hand verbunden, aber du solltest sie ein paar Tage lang schonen. Und gib in Zukunft darauf acht, mit welchem Besteck du ißt.«

Etwas geschah.

Jemand kam.

Jan sah an dem Langhaarigen vorbei und versuchte, die Dunkelheit außerhalb der Nische mit Blicken zu durchdringen, aber es gelang ihm nicht. Zwar glaubte er, Schatten zu sehen, aber er war zugleich auch ziemlich sicher, daß sie nicht wirklich da waren, sondern nur ein Produkt seiner Einbildung, die Hand in Hand mit seiner Angst arbeitete. Seine neuerworbene Fähigkeit, die Vampire zu erkennen, schien sich auf seine unmittelbare Umgebung zu beschränken. Und er wagte es nicht, die Kamera zu benutzen. Das hätte dem Mißtrauen des Langhaarigen nur neue Nahrung gegeben.

»Du bist also ein Läufer«, fuhr der Langhaarige nachdenklich fort. Jan hatte nicht die geringste Ahnung, was ein Läufer überhaupt war, aber in diesem Moment hielt er es für eine gute Idee zu nicken.

»Ich habe eine Menge über euch gehört, aber mir scheint, ihr habt wirklich seltsame Bräuche. Er hat deine Frau, sagst du? Warum?«

»Das ist ... eine persönliche Angelegenheit«, antwortete Jan. »Zwischen ihm und mir.«

»Dann wirst du auch verstehen, daß wir uns nicht einmi-

schen können«, fuhr der Langhaarige fort. »Du stehst unter unserem Schutz, solange wir dasselbe Feuer teilen, aber danach gehst du deiner Wege.«

»Mehr verlange ich nicht«, antwortete Jan. Er war weit davon entfernt, wirklich zu verstehen, worüber sie sprachen, glaubte aber zumindest gewisse Verhaltensmuster zu erkennen. Diese bizarre, unterirdische Gesellschaft schien nur äußerlich ziemlich archaisch zu sein. »Es wird ohnehin Zeit für mich, zu gehen.«

Höchste Zeit sogar. Die Präsenz, die er fühlte, wurde immer stärker. Vielleicht war es nur Vera oder der junge, aber vielleicht

-

Das Feuer flog auseinander, als hätte jemand eine Granate hineingeworfen. Brennendes Holz, Funken und Flammen spritzten in alle Richtungen, und unmittelbar vor Jan materialisierte ein riesiger, verzerrter Schatten. Alles schien plötzlich unglaublich schnell zu gehen, und gleichzeitig war es, als wäre die Zeit erstarrt, als hätte sich seine Wahrnehmungen von seinen Handlungen gelöst und als liefe nun alles auf einer anderen Zeitebene ab. Funken regneten auf die beiden Frauen herab und setzten ihre Kleider und ihr Haar in Brand. Die beiden Frauen rissen schützend die Arme vor die Gesichter und warfen sich zur Seite, und der Langhaarige wurde von einem besonders großen, brennenden Scheit im Gesicht getroffen und kippte schreiend nach hinten, als sein Haar Feuer fing. Das alles geschah in dem Bruchteil einer Sekunde, den Vlad brauchte, um vollends zu materialisieren, die Arme auszustrecken und Jan in die Höhe zu reißen.

Jan griff instinktiv nach seinen Handgelenken, aber er hatte keine Chance. Vlad riß ihn einfach in die Höhe, drehte sich mit den Absätzen, noch immer in der spritzenden Glut stehend, herum und schleuderte ihn mit einem wütenden Schrei davon.

Jan überschlug sich mindestens zweimal in der Luft, prallte gegen etwas Weiches und versuchte instinktiv, die Arme hoch-

zureißen und sich zu einem Ball zusammenzurollen, um dem erwarteten Aufprall die schlimmste Wucht zu nehmen.

Trotzdem verlor er fast das Bewußtsein. Er überschlug sich ein gutes halbes Dutzend Mal, prallte mit entsetzlicher Wucht gegen eine Wand und sah für einen Moment nur bunte Sterne.

Als er die Augen wieder öffnete, konnte er sie sehen: Dutzende von Gestalten, die in einem weiten Kreis um ihn herumstanden und aus nichtmenschlichen, gebrochenen Augen auf ihn herabstarrten.

Dann sah er Vlad. Der Vampir war aus dem Alkoven herausgetreten und humpelte auf ihn zu -, allerdings humpelte er schneller, als die meisten Menschen zu rennen imstande gewesen wären. Er erreichte Jan, noch bevor der sich auch nur halb in die Höhe stemmen konnte, riß ihn erneut in die Höhe und schmetterte ihn mit brutaler Kraft gegen die Wand.

Jan spannte alle Muskeln an, um nicht mit dem Hinterkopf gegen die Wand zu prallen und womöglich das Bewußtsein zu verlieren, was seinen sicheren Tod bedeutet hätte. Trotzdem war der Anprall so gräßlich, daß er das Gefühl hatte, sich jeden einzelnen Knochen im Leibe zu brechen und haltlos wieder in sich zusammensackte.

Vlad half noch ein wenig nach, indem er ihn in den Leib boxte und ihm so auch noch das letzte bißchen Luft aus den Lungen trieb. Jan fiel und registrierte nur noch am Rande, wie Vlad ihm ins Gesicht trat.

Er wußte, daß Vlad ihn jetzt töten würde und daß es nichts gab, was er noch dagegen tun konnte. Er hatte zu hoch gepokert und verloren. Vlad war verletzt, schlimm verletzt sogar. Sein rechter Oberschenkel war eine einzige, schwärende Wunde. Er war nicht in der Lage still zu stehen, und sein Gesicht zuckte vor Schmerz.

Aber er war kein normaler Mensch. Die Verletzung, die jeden anderen umgebracht hätte, bereitete ihm entsetzliche Pein, aber sie machte ihn zugleich auch zu einem um so gefährlicheren Raubtier.



Vlad war einen Schritt zurückgetaumelt. Jetzt kam er wankend und mit zusammengebißenen Zähnen wieder heran und holte aus, um Jan erneut ins Gesicht zu treten.

Jan nahm den Tritt hin, drehte aber im letzten Moment das Gesicht zur Seite, so daß Vlads Schuhspitze nicht seine Schläfe traf, sondern die Mitte seiner Stirn. Gleichzeitig riß er den Arm in die Höhe und schlug mit aller Gewalt nach Vlads Schienbein; dem des rechten, verletzten Beines.

Der Vampir heulte vor Schmerz und Wut, kippte zur Seite und schrie noch schriller, als er genau auf sein verletztes Bein fiel. Er brüllte und kreischte, und er hatte jetzt auch äußerlich nicht mehr viel Ähnlichkeit mit einem Menschen.

Jan sah kaum hin. Vielleicht hatte er doch noch eine Chance. Mit einer Kraft, die er eigentlich kaum noch haben könnte, kroch er auf Vlad zu, stemmte sich in die Höhe und schlug ihm die Faust zweimal mit aller Gewalt auf das verletzte Bein. Vlads Schreie wurden zu einem Japsen. Er bäumte sich auf, schlug in blinder Agonie um sich und erwischte Jan mehr durch Zufall so hart, daß Jan meterweit davonkugelte.

Stöhnend richtete er sich auf. Alles drehte sich um ihn.

Der Kreis der Zuschauer hatte sich enger um Vlad und ihn geschlossen, und er las in allen Gesichtern dasselbe: völlige Teilnahmslosigkeit. Keiner von ihnen würde eingreifen. Keiner von ihnen zeigte auch nur eine Spur von Mitleid, weder mit ihm noch mit Vlad. Wenigstens ergriff somit auch keiner von ihnen Partei.

Dann sah er Vera. Sie stand zwischen den anderen, ein kleines Stück weiter hinten, so daß er sie nicht sofort erkannt hatte, und in direkter Linie hinter Vlad.

Und auch sie würde nicht eingreifen, das war ihm im gleichen Moment klar, in dem er in ihre Augen blickte. Sie stand mit vor der Brust verschränkten Armen da und sah mit dem gleichen Desinteresse auf ihn herab wie alle anderen. Er kämpfte eindeutig ihren Kampf, aber sein Ausgang war ihr vollkommen egal.

Er war es immer gewesen.

Und endlich begriff er. All die Geschichten, die sie ihm über Vlad erzählt hatte, mochten wahr sein oder auch nicht -, aber sie waren niemals der Grund gewesen, aus dem sie Vlad und ihn aufeinander gehetzt hatte.

Der Vampir stemmte sich keuchend hoch. Sein verletztes Bein versagte ihm den Dienst. Er fiel wieder auf die Seite, biß die Zähne zusammen und kroch Zentimeter für Zentimeter auf Jan zu. Seine Hand schloß sich um Jans Fußgelenk und hielt es mit der Gewalt eines Schraubstocks fest.

Jan wehrte sich, so gut er konnte, aber Vlad war selbst in seinem Zustand viel zu stark für ihn. Er riß ihn mit brutaler Kraft zurück, drehte ihn auf den Rücken und schob sich über ihn. Sein Gesicht war zu einer Grimasse geworden, in der sich unvorstellbare Qual und ein böser, lodernder Triumph mischten. Seine Hände schlossen sich um Jans Hals und drückten zu.

»Verdammt ... Idiot«, keuchte er. »Hast du es endlich kapiert? Du warst die ganze Zeit nur ein ... Spielzeug für sie. Genau wie ... ich.«

Seine Hände drückten weiter zu. Jan bekam keine Luft mehr. Vlad hätte ihn im Bruchteil einer Sekunde töten können. Seine Kraft reichte noch immer aus, Jans Genick einfach zu brechen. Aber das wollte er nicht. Er wollte sehen, wie er litt. Die Qual anderer war sein Lebenselixier.

Die Atemnot wurde immer schlimmer. Vlad's Gesicht begann vor seinen Augen zu verschwimmen, und aus dem Schmerz in seinen Lungen wurde ein dumpfes, betäubendes Gefühl, das ihn mit jedem Schlag ein Stückchen näher an die letzte Grenze heranbrachte, hinter der es kein Zurück mehr gab.

Er hatte nicht einmal mehr Angst. Wenn Furcht neben Leid die zweite Essenz war, von der sich Nosferatu nährte, so würde er diesen zweiten Gang nicht bekommen. Alles, was er spürte, war ein rasch schwächer werdender körperlicher Schmerz und eine stumme Trauer, daß es nun doch so enden

sollte. Auch Katrin würde sterben, und es gab nichts mehr, was er noch für sie tun konnte.

»Warum wehrst du dich nicht endlich?« fragte Veras Stimme in seinem Kopf.

Wehren? Wollte sie ihn in seinen letzten Sekunden noch verspotten? Wie sollte er sich wehren, ohne Waffen und gegen ein Geschöpf, das zehnmal so stark war wie ein Mensch, hundertmal so schnell und beinahe unverwundbar?

Aber er hatte es schon einmal geschafft. Es war noch nicht einmal lange her. Er hatte damals nicht genau gewußt, was er getan hatte, und er wußte es im Grunde auch jetzt nicht. Er griff einfach in sich hinein, suchte und fand das Reservoir verborgener Kraft und bediente sich seiner. Mit einem Mal bereitete es ihm nicht mehr die geringste Mühe, Vlads Handgelenke auseinanderzubiegen und seinen tödlichen Würgegriff zu sprengen.

Aus dem höhnischen Triumph in Vlads Augen wurde Überraschung und dann bodenloses Entsetzen. Jan bog seine Arme weiter auseinander, stemmte sich in die Höhe und zerrte den Vampir mit sich, ohne die Anstrengung auch nur zu merken. Vlad keuchte. Er war vermutlich noch immer stärker als Jan, aber nun, als sie beide auf dem gleichen Niveau kämpften, machte sich seine schwere Verletzung bemerkbar. Er versuchte die Beine in den Boden zu stemmen, um festen Stand zu haben, stieß einen wimmernden Schmerzenslaut aus und wäre gestürzt, hätte Jan ihn nicht festgehalten. Aus dem Entsetzen in seinem Blick wurde blanke Panik, und Jan begriff, daß der Vampir in diesem Moment etwas für ihn vollkommen Neues kennenlernte: Todesangst.

Jan wirbelte ihn herum, stieß ihn mit brutaler Kraft gegen die gleiche Wand, gegen die Vlad ihn Augenblicke zuvor geschleudert hatte, und ließ sein rechtes Handgelenk los. Nur einen Moment später krallte er die Finger der Rechten mit aller Gewalt in die Wunde in Vlads Oberschenkel, und aus Vlads Schreien wurde etwas Neues, etwas wofür das Wort Schrei

nicht mehr ausreichte, weil es Laute waren, wie sie vielleicht noch kein lebender Mensch jemals zuvor gehört hatte. Der Vampir litt unvorstellbare Qualen, und etwas in Jan spürte diese Pein und labte sich daran. Vlads Schmerz war plötzlich zu seinem Genuß geworden. jede Sekunde des Leidens, die der Vampir nun durchlitt, ließ Jans neuerworbene Kraft weiter anwachsen. Und plötzlich wurde ihm klar, was er da tat.

Jan schrie auf - diesmal vor lauter Entsetzen und Ekel über sich selbst -, wirbelte Vlad abermals herum und schleuderte ihn dann in hohem Bogen davon. Vlad flog mit kraftlos pendelnden Gliedern über die Köpfe der gaffenden Menge und schlug mindestens zwanzig Meter entfernt, mit einem dumpfen Geräusch auf. Seine Schreie verstummten.

Jan fiel wimmernd auf die Knie, geschüttelt von entsetzlichem Schrecken und noch immer unfähig zu begreifen, was er gerade getan hatte - oder zumindest, es sich *einzugestehen*. Tief in sich wußte er es. Innerlich wußte er es schon lange, aber er weigerte sich einfach, diesen Gedanken zu mehr als einer diffusen Ahnung werden zu lassen. Es durfte nicht sein.

Jemand berührte ihn an der Schulter, und als er aufsah, blickte er direkt in Veras Gesicht. Sie lächelte ein grausames, durch und durch böses Lächeln, aber so absurd es ihm auch selbst vorkam, machte sie dieser Ausdruck fast noch schöner. Nein. Jan verbesserte sich. Nicht schöner. Anziehender. Er mußte wieder an ihre letzten Stunden im Hotelzimmer zurückdenken.

Vera schüttelte den Kopf, und ihr Lächeln wurde spöttisch. Wie auch immer, sie hatte seine Gedanken gelesen, erraten oder sonstwas. »Nicht jetzt«, sagte sie. »Später. Wenn wir Vlad erledigt haben. Du lernst wirklich schnell.«

Jan senkte schuldbewußt den Blick, versuchte die unzüchtigen Gedanken ebenso wie das kalte Entsetzen aus seinem Kopf zu verbannen und setzte sich weiter auf. Vera hatte recht: Sie hatten im Moment wirklich Wichtigeres zu tun. Vlad war

mehr als angeschlagen. Aber er war noch nicht tot, und er stellte selbst in diesem Zustand noch eine tödliche Gefahr dar. Er versuchte, an Vera vorbei zu blicken, um nach Vlad Ausschau zu halten, aber das einzige was er sah, waren bunt gekleidete Gestalten, die sich in diesem Moment wie auf ein unhörbares Kommando umdrehten und davongingen.

»Wieso ... gehen Sie?« murmelte er.

»Wieso nicht?« Vera hob die Schultern. »Es ist nicht ihr Kampf«

»Weil wir nicht zu ihrer Sippe gehören. Was soll das bedeuten - Sippe? Du hast gesagt, ihr wärt nur wenige. Das hier ist ein ganzes Volk, verdammt noch mal! Und es gibt noch mehr als diese eine Sippe, habe ich recht?!«

»Versuch nicht etwas zu verstehen, was du nicht verstehen kannst«, sagte Vera. »Noch nicht. Alles, was du im Moment wissen muß, ist, daß niemand von diesen Leuten hier dir helfen wird. Aber sie werden dich auch nicht aufhalten.« Sie sah rasch über die Schulter zurück, und für einen kurzen Moment schien sich ihre Silhouette dabei zu verändern, zu etwas Dunklem, fast Fledermausartigem zu werden.

Der Moment verging, bevor er sicher sein konnte, ob er nun Wirklichkeit oder bloß eingebildet gewesen war.

»Er beginnt sich bereits wieder zu erholen«, sagte sie.

»Noch ist er schwach, aber dir bleibt nicht mehr sehr viel Zeit.«

»Mir«, murmelte er. »Und ich dachte, es wäre unsere Jagd.«

»Er hat deine kleine Freundin, nicht meine«, antwortete

Vera achselzuckend. »Keine Angst. Ich bleibe die ganze Zeit in deiner Nähe.«

So, wie du es die ganze Zeit über schon gewesen bist, wie?

dachte Jan. Er sprach es nicht aus. Vielleicht las Vera die Worte in seinen Gedanken, vielleicht auch nicht, aber das war ihm mittlerweile egal. Er stemmte sich weiter hoch, schaffte es mit einiger Mühe, auf die Füße zu kommen, und sah sich nach Vlad um. Der Vampir war verschwunden.

Er griff in die Tasche, zog die Kamera heraus und schaltete ihn ein, und noch während er ein Stoßgebet zum Himmel schickte, daß er wenigstens noch dieses eine Mal funktionieren möge, schüttelte Vera den Kopf und sagte mißbilligend: »Aber das hast du doch wirklich nicht mehr nötig, oder?«

Jan drehte die Digitalkamera herum, blickte genau in das winzige Objektiv und drückte den Auslöser. Ein ganz leises Summen erklang. Jan starrte den Apparat noch eine weitere Sekunde lang an, dann steckte er ihn mit einem Achselzucken wieder ein und wandte sich direkt an Vera. »Wahrscheinlich hast du recht.«

»Ich habe immer recht«, antwortete Vera. Sie machte eine entsprechende Geste. »Also - worauf warten wir?«

Sie hatte recht gehabt: Er brauchte keine technischen Hilfsmittel mehr, um Vlads Spur aufzunehmen. Der Vampir hatte eine breite, unregelmäßige Spur aus Blutstropfen und -flecken hinterlassen, und viel deutlicher noch als diese sichtbare Fährte war das, was Jan witterte. Jan fiel kein besseres Wort dafür ein. Vera hatte behauptet, daß der Teil der Vampirlegenden, in dem es um menschliches Blut ging, pure Phantasie wäre, aber so ganz konnte das nicht stimmen. Er konnte die Blutspur, die der Vampir hinterlassen hatte, ganz deutlich riechen. Und es war sogar noch schlimmer: Er hatte nicht nur Witterung aufgenommen wie ein Bluthund, der Geruch machte ihn auch fast wahnsinnig vor Gier. Noch vor wenigen Minuten hatte er geglaubt, daß es keinen stärkeren Drang für ihn geben konnte als sein Verlangen nach Veras Körper, aber die Blutrünstigkeit, die er nun spürte, war mindestens ebenso stark, wenn nicht stärker. Er mußte Vlad finden. Ihn töten. Seine Krallen in das Fleisch des Vampirs graben und ihn in Stücke reißen. Töten. Töten.

War das die Zukunft, die Vera ihm zgedacht hatte? Sex und Gewalt und wieder Sex und noch mehr Gewalt und Tod? Er verscheuchte den Gedanken. Er war irrelevant. Wenn er

Vlad nicht fand, bevor er sich von der Verletzung erholt hatte, dann hatte er überhaupt keine Zukunft mehr.

Sie hatten die Sippe und die unterirdische Höhle, in der sie lebte, längst hinter sich gelassen, und Jan fand sich wieder in einem schier endlosen Labyrinth aus Gängen, Treppenschächten und Tunnels, das wirklich gigantische Ausmaße zu haben schien. Es hatte kaum noch Ähnlichkeit mit dem Kanalisationssystem, durch das er in diese unterirdische Welt eingedrungen war; aber auch mit nichts anderem, was er jemals gesehen hätte. Es war einfach ein verwirrendes Gebilde aus unterschiedlichsten Baustilen, einer bizarren, durch und durch fremdartigen Architektur. Als hätte jemand verschiedene Ebenen der Zeit und der Wirklichkeit genommen und so lange ineinander verschachtelt und zusammengepreßt, bis ein sinnverwirrendes Escher-Universum dabei herausgekommen war.

Mehrmals war er auf Spuren von Menschen gestoßen: aufgegebene Lagerplätze, erloschene Feuer, achtlos liegengelassene Kleider oder Gegenstände des täglichen Bedarfs. Manchmal *spürte* er auch einfach nur, daß er an einem Ort war, an dem sich vor kurzem noch Menschen aufgehalten hatten. Vera blieb die ganze Zeit über unsichtbar, aber er spürte ihre Nähe. Zumindest jetzt hielt sie Wort.

All diese Gedanken beanspruchten jedoch nur einen winzigen Teil seiner Aufmerksamkeit. Fast sein gesamtes Denken war auf Vlad konzentriert, die warme Spur, die er hinterlassen hatte, und das rote Versprechen, das an ihrem Ende wartete. Er war dem Vampir jetzt nahe. Und er konnte spüren, daß Vlad sich immer schneller erholte. Er hatte nicht mehr viel Zeit. Plötzlich brach die Spur ab. Vor ihm lag jetzt nur noch ein leerer Gang, der nach Alter, Verfall und Fäulnis roch. Kein Blut mehr.

Jan blieb stehen, drehte sich um und sog die Luft durch die Nase ein. Hätte er sich in diesem Moment selbst gesehen, wäre er erschrocken, denn sein Anblick glich jetzt mehr dem eines Raubtiers als einem Menschen: Er stand weit nach vorne ge-

beugt da, schnüffeln, mit halb geschlossenen Augen und Händen, die zu Klauen verkrümmt waren.

Der Blutgeruch war hier noch intensiver, und er kam direkt aus dem Boden.

Jan ließ sich auf die Knie sinken, fuhr mit der Hand über den Boden und verzog abfällig den Mund, als quasi aus dem Nichts ein rostiger Kanaldeckel vor ihm auftauchte. Vlad wurde nachlässig, oder seine Kraft reichte einfach nicht mehr, um eine gute Tarnung aufrechtzuerhalten. Jan packte den zentnerschweren Kanaldeckel mit der linken Hand, schleuderte ihn achtlos davon und beugte sich über die Öffnung, die darunter zum Vorschein kam.

Wie der Deckel selbst sah auch der Schacht aus wie der Einstieg zu einem ganz normalen Kanal, nur daß er zehn oder möglicherweise auch hundert Meter unter der nächsterreichbaren

Straße lag. Er war vielleicht acht oder zehn Meter tief, und in die Wände waren rostige Trittstufen eingelassen. Jan konnte nicht genau erkennen, was an seinem unteren Ende lag, aber dafür spürte er es um so deutlicher. Vlad war dort unten. Und er hielt sich nicht einfach nur dort unten auf, er *lauerte* auf ihn. Der Schacht war eine Falle. Jan war nicht in der Lage, die Gedanken des anderen zu lesen, aber er spürte ganz deutlich seine Absichten. Vlad wußte, daß er kam, und er wartete irgendwo dort unten auf ihn, um ihn zu töten. Und Jan spürte noch mehr: Katrin war dort unten.

Diese Erkenntnis brachte die Entscheidung. Er war trotz allem in einer furchtbaren Zwangslage: Vlads Kraft wuchs mit jeder Sekunde, die er verstreichen ließ. Und er mußte davon ausgehen, daß er Katrin aus purer Bosheit tötete, einfach nur so, weil ihm danach war.

Jan schwang sich in den Schacht, kletterte rasch drei der eisernen Tritte hinunter und ließ dann einfach los.

Er fiel wie ein Stein. Schon nach einer halben Sekunde war ihm klar, daß er sich überschätzt hatte. Der Schacht war weitaus tiefer, als er geglaubt hatte. Vlad schien seine Gedanken sehr



wohl gelesen zu haben, er wartete am unteren Ende des Schachtes auf ihn, hatte sich so gegen die Wand gelehnt, daß er sein verletztes Bein möglichst entlastete, und hielt ein Stück rostiges, rasiermesserscharfes Eisen in beiden Händen.

Jan spürte die Gefahr im letzten Moment und warf sich herum. Vlags improvisiertes Schwert erwischte ihn trotzdem, aber es zerteilte ihn nicht in zwei Hälften, wie der Vampir offenbar geplant hatte, sondern fügte ihm nur eine tiefe, heftig blutende Wunde zu, die vom Oberschenkel bis unter seine Achselhöhle reichte. Er fiel, spürte, wie ihm die enorme Wucht des Aufpralls das linke Bein brach und rollte weiter. Noch während er über den Boden rollte, spürte er, wie die Wunde an seiner Seite schon wieder aufhörte zu bluten und sich sein gebrochenes Bein von selbst wieder richtete. Es war kein Silber gewesen, das ihn verletzt hatte.

Vlad wußte das so gut wie er, denn er setzte ihm auf der Stelle nach und hackte mit seiner Eisenstange nach Jans Bein. Er verfehlte ihn. Funken stoben aus dem Stein neben Jans Oberschenkel, und Vlags verletztes Bein gab unter der heftigen Bewegung abermals nach, und er fiel. Jan trat ihm ins Gesicht, registrierte voll grimmiger Befriedigung, daß Vlad nicht nur ein paar Zähne verlor, sondern auch seine improvisierte Waffe fallen ließ und sich krümmte. Jan kroch hastig ein Stück von dem Vampir fort.

Das einzig Vernünftige, was er in diesem Moment hätte tun können - das *einzige*, was Sinn machte -, wäre gewesen, sich unverzüglich auf Vlad zu stürzen und seine momentane Schwäche auszunutzen.

Statt dessen kroch er noch ein weiteres Stück zurück, richtete sich auf und sah sich wild um.

Katrin lag in einer gemauerten Nische, vielleicht zwanzig Meter entfernt. Er konnte nicht sagen, ob sie noch lebte und nur ohne Bewußtsein war, aber sie lag da wie tot, und allein dieser Anblick ließ ihn Vlad für einen Moment vergessen. Er sprang auf, rannte zu ihr hin und hob sie auf die Arme.

Sie schien nichts zu wiegen. Aber sie lebte. Ihr Kopf rollte haltlos hin und her, und ihre Augenlider flatterten, öffneten sich aber dann doch nicht. Sie stöhnte leise. Ein Speichelfaden lief aus ihrem Mundwinkel und zeichnete eine glitzernde Spur über ihre Wange und ihren Hals. Sie lebte, aber er konnte spüren, wie das Leben aus ihr wich. Was immer Vlad ihr angetan hatte, er *hatte* sie bereits getötet.

Jan hatte etwas Neues gelernt. Nicht bewußt - er tat es instinktiv. Behutsam ließ er Katrin zu Boden sinken, öffnete ihre Bluse und legte die flache Hand auf ihr Herz ... und spendete ihr Leben.

Etwas floß durch seine Hand in ihren Körper, vielleicht ein Teil seiner eigenen Lebenskraft, vielleicht etwas von der, die er Vlad gestohlen hatte, vielleicht auch etwas vollkommen anderes, was er in diesem Moment noch nicht kannte - aber was immer es war, es tat seinen Dienst. Er konnte spüren, wie der erlöschende Lebensfunke in Katrin wieder zu pulsieren begann und wie aus dem Funken ein winziges Flämmchen und schließlich ein helles Feuer wurde.

Vorsichtig zog er die Hand zurück. Katrins Haut war heiß. Seine Finger hatten deutlich sichtbare, rote Abdrücke auf ihrer Brust hinterlassen. Sie zitterte am ganzen Leib, und ihr Atem ging so schnell, daß sie fast hyperventilierte. Dann öffnete sie die Augen und sah ihn an.

Im allerersten Moment war ihr Blick trüb; so verschleiert wie der eines Menschen, der brutal aus dem tiefsten Schlaf gerissen worden war und noch Mühe hatte, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Dann klärte sich ihr Blick, und sie erkannte ihn.

Nicht einmal in Vlags Augen vorhin hatte er ein so abgrundtiefes Entsetzen gesehen wie jetzt in denen Katrins. Und er wußte auch, warum.

Er wußte, was sie sah.

»Nicht jetzt«, sagte er rasch. »Vielleicht ... kann ich dir alles erklären, aber jetzt habe ich noch etwas zu erledigen.«

Er lächelte Katrin zu - er versuchte es. Aber er wußte nicht einmal, ob er wirklich noch in der Lage war, zu lächeln - richtete sich auf und drehte sich zu Vlad um.

Der Vampir hatte die Zeit genutzt, um sich weiter zu erholen und seine Kräfte zu regenerieren. Sein Gesicht war noch immer grau, aber das Lodern in seinen Augen war nun wieder mörderische Wut. Selbst wenn er diesen Kampf nicht gewann, dachte Jan, hatte er dem Vampir doch seine Grenzen aufgezeigt. Vlad hatte gelernt, daß auch er nicht unbesiegbar war.

»Das war beeindruckend«, sagte Vlad, während er spöttisch in die Hände klatschte. »Zugegeben, nicht besonders klug, aber sehr edelmütig. Richtig rührend.«

Er klatschte erneut in die Hände. Der Laut brach sich dutzendfach an der gewölbten Decke und kehrte als verzerrtes

Echo zurück, und Jan starrte Nosferatus Hände einen Moment lang fast entsetzt an. Es waren keine menschlichen Hände mehr. Sie hatten sich verändert, und sie veränderten sich immer noch weiter: Die Finger waren kräftiger geworden und hatten sich gleichzeitig auf fast das Doppelte ihrer normalen Länge gestreckt. Die Nägel waren zu mörderischen Krallen geworden, jede einzelne so scharf und tödlich wie eine Messerklinge, und die Handrücken waren jetzt mit grauem, drahtig-kurzem Fell bedeckt. Und die furchtbare Veränderung beschränkte sich keineswegs nur auf Vlads Hände: Seine gesamte Gestalt schien sich zu dehnen und zu recken, begann auf eine kaum in Worte zu fassende Weise zu ... *zerfließen* und sich neu zu formen, wobei sie gleichzeitig an Massigkeit gewann.

Jan wußte nicht, was am Ende dieser fürchterlichen Transformation stehen würde, aber eines wußte er mit hundertprozentiger Sicherheit: Daß er gegen das Geschöpf, dem er gegenüberstand, nicht die Spur einer Chance hatte.

Er rannte los und stürzte sich mit einem gellenden Schrei auf Vlad.

Der Angriff war unkoordiniert und hastig, so daß es dem Vampir keine große Mühe breitete, ihm auszuweichen und Jan

noch dazu die Faust in den Nacken zu schlagen, als er an ihm vorüberstolperte. Immerhin gelang es Jan, Vlad aus dem Gleichgewicht zu bringen, so daß sie beide stürzten. Sie kamen auch nahezu gleichzeitig wieder auf die Füße. Jan griff sofort wieder an. Die Zeit des Abtasten und gegenseitigen Kräftemessens war vorbei. Sie würden die Sache hier und jetzt zu Ende bringen. Vlad versuchte seinem Angriff auf die gleiche Weise zu begegnen wie das erste Mal, nämlich indem er sich im letzten Moment zur Seite drehte und ihn an sich vorbeistürmen ließ, aber diesmal war Jan darauf vorbereitet. Er schwenkte in der letzten Sekunde herum, täuschte einen Angriff gegen Vlads Kopf vor und traf dann zweimal hintereinander und sehr hart sein Lieblingsziel: Vlads verwundeten Oberschenkel. Der Vampir kreischte vor Schmerz, aber er fiel nicht. Jan setzte ihm nach, landete einen Fußtritt in Vlads Magen und riß das Knie in die Höhe, als Vlad sich krümmte. Der Kopf des Vampirs wurde zurückgerissen; er stolperte nach hinten, prallte gegen die Wand und brach benommen in die Knie. Jan setzte ihm abermals nach, riß ihn in die Höhe und schleuderte ihn quer durch den Raum. Vlad prallte mit einem dumpfen Laut gegen die Wand, sackte daran hinunter und blieb reglos liegen.

Zu leicht. Es war viel zu leicht. Selbst wenn Jan unterstellte, daß er über die gleichen übermenschlichen Fähigkeiten verfügte wie Vlad, hätte er ihn niemals so leicht besiegen dürfen.

Der Vampir war Jahrhunderte alt. Er hatte jahrhundertlang Zeit gehabt, das Kämpfen zu lernen. Es war einfach unmöglich, daß er ihn so leicht besiegte. Vlad hatte sich bisher praktisch nicht gewehrt. Er hatte ... es gar nicht gekonnt.

Weil er jedes bißchen Kraft für etwas anderes gebraucht hatte ...

Das formlose Bündel, zu dem der Vampir zusammengesunken war, begann sich zu regen. Etwas raschelte; ein Laut, wie nasses, schweres Leder, das über Stein geschleift wurde, dann hob die Kreatur langsam den Kopf, stemmte die Krallen in den

Boden und richtete sich fast behäbig zu ihrer vollen Größe von mehr als zwei Metern auf. Jan erstarrte.

Es war nicht wirklich eine Fledermaus, aber die Ähnlichkeit war groß genug, um alle Mythen und Legenden zu erklären, die sich um Vampire rankten. Seine Schwingen mußten ausgebreitet eine Spannweite von mindestens drei Metern haben und waren mit gebogenen, rasiermesserscharfen Krallen versehen. Was er von seinem Körper erkennen konnte, war von dichtem, graubraunem Fell bedeckt, und der Kopf mit den spitzen Ohren und der langen, spitz zulaufenden Schnauze sah tatsächlich ein wenig aus wie der einer Maus - allerdings einer Maus, wie man sie in einem fiebergeschüttelten Alptraum erblicken mochte. Einzig die Augen hatten sich nicht verändert.

Es waren noch immer die unheimlichen, fahlblassen Augen, wie sie sich auch hinter Veras Sonnenbrille verbargen. Sie starrten mit einer Mischung aus Haß und bösem Triumph, die Jan bis ins Mark erzittern ließ, auf ihn herab.

»Das hat sie dir nicht gesagt, wie?« zischte Vlad. »Du verdammter Narr! Begreifst du jetzt endlich, worauf du dich eingelassen hast?«

Er schlug ohne Vorwarnung zu. Seine Größe ließ ihn schwerfällig und träge aussehen, aber er war keines von beidem. Die Bewegung war so schnell, daß Jan sie nicht einmal wirklich sah. Die Schwinge des Vampirs traf ihn mit unvorstellbarer Wucht und schleuderte ihn quer durch den Raum.

Jan brach blutend zusammen, wälzte sich auf den Rücken und riß instinktiv die Arme vor das Gesicht, als das Ding, das einmal Vlad gewesen war, auf ihn zustürmte.

Der Vampir versetzte ihm einen Tritt, und Jan brüllte vor Schmerz, denn auch seine Füße hatten sich verändert und waren nun grauenerregende Raubvogelklauen, die zu nichts anderem als zum Töten und Zerreißen gut waren. Trotzdem warf er sich herum, krallte beide Hände in Vlads Flügel und riß ihn mit einem harten Ruck auf die Knie. Vlad ächzte überrascht auf, und Jan schlug ihm die Handkante gegen den Kehlkopf.

Einen Menschen hätte dieser Hieb vermutlich auf der Stelle getötet, und auch der Vampir zeigte sich entsprechend angeschlagen. Er keuchte, rang würgend und vergeblich nach Luft und übergab sich qualvoll. Jan ließ seinen Flügel los, war mit einem einzigen Satz hinter ihm und schlang den Arm um seinen Hals. Mit aller Gewalt drückte er zu, preßte die andere Hand gegen Vlads Schläfe und spannte jeden Muskel in seinem Körper bis zum Zerreißen an, um Vlad auf diese Weise das Genick zu brechen.

Seine Kraft reichte nicht.

Vlads Nackenmuskeln hielten dem Druck stand. Der Vampir richtete sich mit einem wütenden Brüllen auf, und Jan wurde einfach in die Höhe gerissen. Er hielt verzweifelt fest, hörte aber auf, vergeblich gegen die Kraft von Vlads Nackenmuskeln anzukämpfen, sondern tastete statt dessen nach seinen Augen, um sie ihm auszudrücken. Vlad drehte sich brüllend im Kreis, spreizte die Schwingen und versuchte ihn abzuschütteln, aber Jan hielt sich mit verzweifelter Kraft fest. Vlad würde ihn töten, wenn er ihn jetzt losließ.

Seine Finger tasteten weiter, fanden Vlads linkes Auge und gruben sich erbarmungslos hinein. Der Vampir heulte schrill auf, als sein Augapfel platzte und Jans Finger sich erbarmungslos tiefer in die blutige Augenhöhle gruben. Kreischend warf er sich zurück, schmetterte Jan gegen die Wand, und dieser neuerliche Anprall war zu viel. Jans Kräfte versagten. Er ließ los, rutschte hilflos an der Wand hinab und mußte für einen Moment mit aller Macht gegen die aufkommende Bewußtlosigkeit ankämpfen.

Vlad torkelte mit einem schrillen, pfeifenden Schrei nach vorne, spreizte die Flügel und schien vorzukippen, stieß sich dann aber plötzlich ab und erhob sich wie ein bizarres Segelflugzeug in die Luft. Seine ausgebreiteten Flügel füllten den Gang beinahe aus. Er schrie noch immer, schrill, laut und in einer Tonlage, die weit in den Ultraschallbereich hinein reichen mußte und die in Jans Zähnen schmerzte. Er schlug zwei-

mal träge mit den Flügeln, gewann taumelnd an Höhe und war nach einem Augenblick in der Dunkelheit am Ende des Tunnels verschwunden.

Jan quälte sich mühsam in die Höhe und taumelte auf die Nische zu, in der er Katrin zurückgelassen hatte. Er blutete aus einem Dutzend Wunden, aber das spielte keine Rolle. Die Verletzungen, die Vlad ihm zugefügt hatte, waren nicht wirklich gefährlich, aber sie schwächten ihn, und Jan war ziemlich sicher, daß sich Vlad weitaus schneller erholen würde als er. Der Vampir würde zurückkommen, und noch einmal würde er ihn nicht aufhalten können.

In Katrins Augen flackerte die nackte Panik, als er auf sie zutrat. Sie stieß einen kleinen, spitzen Schrei aus, kroch so weit von ihm fort, wie sie es in der schmalen Nische konnte, und zog wimmernd vor Furcht die Knie an den Körper.

»Hab keine Angst«, sagte er. Selbst in seinen Ohren klangen die Worte einfach nur lächerlich. Wie sollte sie keine Angst haben, bei dem, was sie gerade mit angesehen hatte! »Nein!« wimmerte sie. »Nicht! Komm ... mir nicht zu nahe! «

Jan blieb stehen. Er fühlte sich hilflos, und die lodernde Furcht, die er in Katrins Augen las, tat *weh*. Aber sie hatten so entsetzlich wenig Zeit!

»Hör mir zu, Katrin«, sagte er hastig. »Hör mir einfach zu! Wir haben keine Zeit. Er wird zurückkommen, und ich weiß nicht, wie lange ich ihn aufhalten kann. Du mußt schnellstens verschwinden! «

Katrin schien seine Worte nicht einmal zu hören. »Was ... was war das für ein Ding?« stammelte sie. »Was ist das? Was bist du?«

»Ich erkläre dir alles später«, sagte Jan gehetzt. »Nicht jetzt. Du mußt weg, versteh doch! Lauf weg! «

Katrin schien tatsächlich antworten zu wollen, aber dann stieß sie statt dessen einen weiteren, keuchenden Schrei aus. Das Entsetzen in ihren Augen steigerte sich zu einer nie ge-

kannten Intensität, während sie auf einen Punkt hinter ihm starrte.

Jan fuhr herum, und obwohl er ganz genau gewußt hatte, was er sehen würde, lähmte ihn der Anblick für einen Moment. Der Vampir kam mit schlagenden Flügeln herangerast. Er hatte die Krallen gierig nach vorne gestreckt. Sein Gesicht war blutüberströmt und zu einer Grimasse absoluten Hasses verzerrt. Sein verbliebenes Auge schien vor Mordlust zu lodern. Jan riß die Arme in die Höhe und spreizte die Beine, um gegen den Aufprall gewappnet zu sein, aber es war sinnlos; genausogut hätte er versuchen können, einen vollbeladenen Sattelschlepper mit bloßen Händen aufzuhalten. Vlad traf ihn mit unvorstellbarer Wucht, schleuderte ihn quer durch den Tunnel bis an die gegenüberliegende Wand, und während er sich herumwarf und mit heftig schlagenden Flügeln auf der Stelle zu wenden versuchte, rissen seine Klauen Jans Rücken auf. Er fiel, rollte haltlos herum und sah Vlad wie den leibhaftigen Todesengel auf sich herabsinken. Die gewaltigen Schwingen des Vampirs schlossen sich wie zu einer tödlichen Umarmung um ihn, und die fürchterlichen Klauen der Bestie tasteten nach seinem Hals.

So also endet es. Jan dachte diesen Gedanken vollkommen ohne Furcht, oder Bitterkeit. Im Gegenteil - während sich Vlads Klauen um seinem Kehlkopf schlossen und damit begannen, ganz langsam das Leben aus ihm herauszupressen, mußte er beinahe gegen ein hysterisches Lachen ankämpfen, als ihm klar wurde, auf welche fast schon groteske Weise sich der Kreis schloß. Es hatte im Kino begonnen, mit einem lächerlichen Vampir, der gegen Kronleuchter flog und von seinem eigenen Schatten bedroht wurde, und nun lag er hundert Meter unter der Erde auf dem Rücken, und auf seiner Brust hockte ein *echter* Vampir, ein Geschöpf, dessen bloße Existenz er noch vor wenigen Tagen als lächerlich abgetan hätte, und preßte das Leben aus ihm heraus.



Aber eigentlich *hatte* es nicht im Kino angefangen. Es hatte in der Toilette des »Cinedom« angefangen, während er auf dem Rücken lag und Vlad über ihm stand, und -

Jan riß den rechten Arm in die Höhe und griff nach Nosferatus Herz. Er spürte nicht den geringsten Widerstand, als seine Hand in den Brustkorb des Vampirs eindrang, nach seinem Herzen tastete und sich darum schloß.

Vlad keuchte. Sein einzelnes Auge weitete sich in purem Entsetzen, als er erkannte, was Jan tat und, viel schlimmer noch, als er begriff, daß Jan *dazu in der Lage war*. Er bäumte sich auf, griff mit beiden Händen nach Jans Arm und versuchte, ihn von sich wegzustoßen, aber Jan hielt mit erbarmungsloser Kraft fest. Seine Finger preßten Vlads schlagendes Herz zusammen, und etwas in ihm riß das Leben aus seinem Gegner heraus. Er spürte die absolute Todesangst des Vampirs, seine Schmerzen und das abgrundtiefe Entsetzen, als der begriff, daß die Ewigkeit doch nicht ganz so lang war, wie er bisher angenommen hatte.

Vlad wehrte sich mit verzweifelter Kraft, aber es war ein unfairer Kampf, denn während seine Kraft mit jedem Augenblick abnahm, wuchs die Jans in gleichem Maße. Jede Anstrengung des Vampirs, jedes verzweifelte Aufbäumen steigerte nur den Strom brodelnder Lebensenergie, den Jan an sich riß. Es war nicht nur die Kraft des Vampirs selbst. Es war die gestohlene Lebensenergie Hunderter, vielleicht Tausender von Menschen, welche die Bestie während ihrer jahrhundertlangen Existenz getötet hatte. Etwas von jeder verlorenen Seele, die ihm zum Opfer gefallen war. Es waren viele. So unendlich viele. Aber schließlich war es vorbei, und der Vampir starb.

Nach allem war sein eigentlicher Tod seltsam und dramatisch.

Der Vampir schloß einfach das Auge und hörte auf zu atmen. Auf Jan lag nur noch eine tote Last.

Ächzend rollte er den toten Vampir von sich herunter, kroch hastig ein Stück zur Seite und sprang in die Höhe, ehe er es wagte, sich wieder umzudrehen. Er wußte selbst nicht genau,

was er erwartet hatte, aber es geschah gar nichts. Vlad löste sich weder in Rauch und Flammen auf, noch tat sich die Erde unter ihm auf, um ihn zu verschlingen. Er verwandelte sich auch nicht zurück in seine menschliche Gestalt, sondern blieb einfach, was er vielleicht schon immer gewesen war: Ein großes, häßliches und ziemlich bizarres Ding.

»Was für ein Kampf«, sagte Vera hinter ihm. Jan drehte sich um und sah sie keine zwei Meter neben der Nische stehen, in die sich Katrin verkrochen hatte. »Ich habe schon viele gesehen, aber die wenigsten waren so gut - vor allem für einen Anfänger.« Sie nickte anerkennend. »Wir werden eine interessante Zeit zusammen haben, glaube ich.«

Jan sah flüchtig zu Katrin hin. Sie hatte sich zu einem Ball zusammengerollt, die linke Hand zur Faust geballt und die Zähne hineingegraben; so tief, daß ein dünnes Rinnsal Blut an ihrem Handgelenk herunterlief, ohne daß sie es auch nur wahrgenommen hatte. In ihrem Blick flackerte der beginnende Wahnsinn.

Jan riß seinen Blick fast gewaltsam von ihr los und sah wieder zu dem toten Vampir hin. »Eine interessante Zeit«, murmelte er. »So wie mit ihm?«

Vera machte sich nicht einmal die Mühe, aus Anstand zu leugnen. »Er war ganz amüsant«, sagte sie achselzuckend. »Für eine Weile.«

Ihre Worte erfüllten Jan mit einer Mischung aus ohnmächtiger Wut und Resignation. Statt jedoch zu antworten, zog er die Kamera aus der Jackentasche und schaltete sie ein. Er suchte das letzte Bild, das er gemacht hatte, nach seinem Kampf mit Vlad in der Halle. Das Gesicht, das ihm aus dem winzigen Monitor entgegenstarb, war sein eigenes, erschöpft, ausgezehrt und grau vor Schrecken, nur, daß er jetzt mit eigenen Augen sah, was Katrin so abgrundtief erschreckt hatte: Er hatte jetzt die gleichen fahlen Augen wie Vera und die anderen. Der Anblick erschreckte Jan nicht. Er hatte gewußt, was er sehen würde - nicht geahnt oder gefürchtet, er hatte es *gewußt*.

Und trotzdem hatte es dieses sichtbaren Beweises einfach bedurft, damit er bereit war, es auch vor sich selbst zuzugeben.

»Dieses Spielzeug brauchst du jetzt aber wirklich nicht mehr«, sagte Vera spöttisch.

Jan ließ die Fotos zurücklaufen, bis er die Aufnahme erreichte, die Krieger in seiner Wohnung zeigte; und hinter ihm eine schemenhafte, aber nichtsdestotrotz deutlich erkennbare Vera. Wortlos reichte er ihr die Kamera.

Vera warf einen flüchtigen Blick darauf, zuckte mit den Schultern und schloß die Hand um die Kamera. Sie zerbarst.

»Ich habe immer gesagt, ich bin nicht besonders fotogen«, sagte sie, während sie die Plastik- und Metallteile achtlos fallen ließ. »Ich sollte anfangen, auf meine eigenen Ratschläge zu hören. «

»Du warst die ganze Zeit über da, habe ich recht?« fragte Jan. »Nicht nur, während er Krieger getötet hat. Auch vorher. Ununterbrochen.«

»Du hättest nicht einen Tag überlebt ohne mich«, sagte Vera lächelnd. »Und jetzt hör auf, so viel zu reden. Komm lieber her und hol dir deine Belohnung ab. «

Sie begann langsam ihre Bluse aufzuknöpfen, und Jan mußte zu seinem grenzenlosen Entsetzen feststellen, daß ihm schon diese kleine Bewegung wieder in sexuelle Erregung versetzte. Er ekelte sich vor sich selbst. Das war ... pervers. Durch und durch abartig. Und er war vollkommen hilflos dagegen. Nur mit äußerster Kraft gelang es ihm, wenigstens stehenzubleiben, wo er war, und sich nicht sofort auf sie zu stürzen, um sie auf der Stelle zu nehmen.

»Du bist langweilig.« Vera zog einen Schmollmund, drehte sich zur Seite und streckte den Daumen der linken Hand in den Mund. »Ich will jetzt spielen«, sagte sie mit komisch verstellter Kleinmädchenstimme. Jan hatte niemals irgendwelche Neigungen zu kleinen Mädchen gehabt, aber dieser Anblick trieb ihn fast in den Wahnsinn.

»Hast du das nicht die ganze Zeit über sowieso schon ge-

tan?« fragte er mühsam. Seine Erektion hatte eine Härte erreicht, die weh tat. Er zitterte am ganzen Leib.

Vera nahm den Finger aus dem Mund und blickte ihn eine Sekunde lang stirnrunzelnd an. »Du solltest acht geben, daß du nicht anfängst, mich *wirklich* zu langweilen«, sagte sie.

»Warum? Bringst du mich sonst auch um?«

»Umbringen? Ich?« Vera wirkte ehrlich verletzt, als sie auf den toten Vampir deutete. »Du hast ihn getötet, wenn ich mich richtig erinnere, nicht wahr.«

»Nachdem du uns aufeinandergehetzt hast, ja! «

»Ich habe nichts dergleichen getan.« Vera seufzte, schüttelte den Kopf und wechselte dann zu einem resignierendoberlehrerhaften Ton. »Also gut, ich werde es versuchen. Ich war schon lange auf der Suche nach einem neuen Gefährten. Und du warst der vielversprechendste Kandidat seit langer Zeit. Nicht viele haben Vlads erste Attacke überlebt. Ich bin erst auf dich aufmerksam geworden, nachdem dir das ganz alleine gelungen war.«

»Und da hast du beschlossen, dir einen neuen Spielgefährten zu suchen«, sagte Jan bitter. »Warum? Hat er angefangen, dich zu langweilen?«

»Oh, Vladimir hatte durchaus seine Qualitäten«, sagte Vera spöttisch. »Aber er war ein Dummkopf. Ein größenwahnsinniger Narr, der viel zu große Risiken einging. Ich habe ihn gewarnt. Aber er wollte nicht auf mich hören. Früher oder später hätte er sich zu einer Gefahr für uns alle entwickelt.« Sie hob die Schultern. »So war er schon immer.«

»Und deshalb hast du uns aufeinandergehetzt. Um zu sehen, wer besser ist. «

»Ich habe dir eine Chance gegeben, am Leben zu bleiben«, sagte Vera eindringlich. »Betrachte es als ... als gewaltigen Sieg! Ich glaube, du weißt immer noch nicht, wen du da getötet hast! «

»Spielt das eine Rolle?«

»Nicht, wenn man nicht an Vampire glaubt. Wenn doch ... «

Vera hob die Schultern und öffnete gleichzeitig zwei weitere Knöpfe ihrer Bluse. Der Anblick trieb ihn fast in den Wahnsinn.

»Fast alles, was ihr über unser Volk wißt oder zu wissen glaubt, geht auf ihn zurück. Sein Name sagt dir nichts? Tepes? Baron Vladimir Tepes?

Jan schüttelte den Kopf, und Vera verdrehte die Augen und öffnete gleichzeitig die restlichen Knöpfe ihrer Bluse. Mit einer einzigen, fließenden Bewegung streifte sie das Kleidungsstück ab und lächelte ihm zu. »Früher hatten die Leute noch andere Namen für ihn. Vlad der Pfähler. Er war schon ein Ungeheuer, als er noch ein Mensch war. Als er gegen die Türken kämpfte, war er wahnsinnig grausam -dracul, in seiner Muttersprache.

« Sie fuhr sich mit einer lasziven Bewegung über Bauch und Brüste, befeuchtete die Lippen mit der Zunge und schnurrte mit einer samtweichen Stimme: »Du hast niemand anderen als Graf Dracula getötet, mein Held. Und jetzt komm her, und hol dir deine Belohnung.«

Diesmal reichte Jans Kraft nicht mehr, sich ihr zu widersetzen. Stöhnend machte er einen Schritt auf sie zu, blieb stehen und machte einen weiteren Schritt. Katrin stieß ein verzweifelteres Wimmern aus. Der Laut brach den Bann nicht ganz, aber immerhin weit genug, um ihn noch einmal stehenbleiben und zu ihr hinübersehen zu lassen. Katrin zitterte am ganzen Leib. Sie hatte ihre Hand mittlerweile bis auf den Knochen blutiggebissen, und auch ihr Mund war voller Blut. In ihren Augen loderte der Wahnsinn.

»Ach ja, die Kleine«, seufzte Vera. »Du kannst dich vielleicht noch nicht wirklich entscheiden, wie? Warte, ich helfe dir.« Sie lächelte, ging ohne Hast zu Katrin hin und brach ihr mit einer fast beiläufigen Bewegung das Genick.

»Nein!« schrie Jan - jedenfalls wollte er schreien. Aber alles, was er zustande brachte, war ein wimmerndes, kaum verständliches Schluchzen. »Nein. Katrin. Warum ... warum hast du das getan?«

»Weil sie unser Geheimnis kannte. Außerdem habe ich sie

nur erlöst. Oder hättest du es ihr gewünscht, den Rest ihres Lebens in einer Anstalt zu verbringen?» Sie tat das Thema mit einer unwilligen Handbewegung ab, trat einen Schritt zurück und schlüpfte aus ihren Jeans. Darunter trug sie nichts. »Also?« Jan starrte Katrins leblosen Körper an, dann den dergestaltgewordenen Göttin vor sich und begann langsam auf Vera zuzugehen.

»Was ... was hast du mit mir gemacht?« stöhnte er.

»Fragen, Fragen, Fragen.« Vera lachte, schmiegte sich an ihn und küßte ihn zärtlich auf den Hals. »Aber die wichtigste Frage überhaupt hast du mir noch nicht gestellt. Soll ich sie dir verraten?«

Jan konnte nicht antworten. Er war gelähmt, geschüttelt von einer Mischung aus Lust und Qual, die jeden Nerv in seinem Körper in Brand setzte.

»Du hast mich niemals gefragt, wie ein Mensch eigentlich zum Vampir wird. Diese dumme Geschichte mit dem Blut und dem Biß in die Halsschlagader ist eine Erfindung von euch Menschen. Die richtige Methode ist viel, viel angenehmer.« Sie lachte gurrend. Ihre Lippen glitten an seinem Körper hinauf und suchten seinen Mund. »Komm. Ich zeige sie dir ... « Sie brauchte nicht weiterzureden. Er wußte genug. Er riß sie an sich, preßte seine Lippen so fest auf Veras Mund, daß es weh tat, und begann sich mit der freien Hand die Kleider vom Leib zu reißen.

»Hast du keine Angst, daß ... ich ... mich rächen könnte, wenn ich ... erst so stark geworden bin wie ... wie du?« keuchte er atemlos.

»Rächen? Du willst mich töten?« Vera lachte, biß ihn so kräftig in die Unterlippe, daß sie zu bluten begann, und ließ sich langsam vor ihm hinabsinken. Ihre Zunge wanderte seinen Hals hinab, seine Brust und weiter, über seinen Bauch und tiefer. »Wer weiß, vielleicht versuchst du es ja eines Tages wirklich. Es könnte eine interessante Herausforderung sein. Aber bis dahin haben wir noch viel Zeit für andere Dinge.« Jan hörte endgültig auf zu denken, und irgendwann, wäh-

rend sie von Höhepunkt zu Höhepunkt trieben und dem Wort  
>Lust< eine vollkommen neue Dimension verliehen, hörte er  
auch endgültig und unwiderruflich auf, Mensch zu sein.  
Aber tief, tief in ihm, so unendlich tief in seinem Inneren  
verborgen, daß er selbst sich seiner Existenz nicht einmal bewußt  
war, blieb ein winziger Rest von dem, was einst seine  
Menschlichkeit ausgemacht hatte. Und dieser Rest dachte an  
Katrín, den Schmerz und das Entsetzen in ihren Augen, und  
er wußte, daß er sein Versprechen eines Tages wahr machen  
würde.  
Nicht morgen. Nicht in einem Jahr, vielleicht nicht einmal  
in hundert Jahren. Aber irgendwann.  
Er hatte Zeit.  
Alle Zeit der Welt.